



Berghof Foundation

Frieden lernen mit Reportagen

Anregungen für Studium und Lehre

Anne Romund

Diese Publikation ist das Ergebnis des von der Deutschen Stiftung Friedensforschung geförderten Projektes „Peace Counts 2.0: Friedensreportagen und ihre friedenswissenschaftliche Einbindung und Praxisrelevanz. Das Projekt fand unter der Leitung von Uli Jäger, Programme Director Peace Education & Global Learning der Berghof Foundation statt. Projektmitarbeiterin war Anne Romund, Project Manager Peace Education & Global Learning der Berghof Foundation. In unterschiedlichen Phasen des Projektes wurde externe, thematisch bezogene fachwissenschaftliche Beratung hinzugezogen. Besondere Unterstützung erfuhr das Projekt dabei durch Prof. Hanne-Margret Birckenbach. Auch den Journalistinnen und Journalisten sowie Fotografinnen und Fotografen von Peace Counts, deren Reportagen die Grundlage des Projektes bilden, gilt ein herzlicher Dank. Außerdem sei allen Kolleginnen und Kollegen der Berghof Foundation gedankt, die frühere Versionen der Essays kommentiert und dadurch bereichert haben.



Förderung durch das ifa (Institut für Auslandsbeziehungen) aus Mitteln des Auswärtigen Amtes



Anne Romund (2014): Frieden lernen mit Reportagen. Anregungen für Studium und Lehre. Tübingen: Berghof Foundation. <http://www.berghof-foundation.org/publications/publication/frieden-lernen-mit-reportagen/>. Erstveröffentlichung (online): 30/09/2014.

© 2014 Berghof Foundation Operations GmbH
Alle Rechte vorbehalten.
ISBN 978-3-941514-18-8

Layout: Edenspiekermann, Christoph Lang, Astrid Fischer

Bildnachweise: Berghof Foundation (S. 3, 5, 8), Uli Reinhardt/Zeitungspiegel (S. 13-20, 65 -74), Macline Hien (S. 35-40), Jan Lieske (S. 51-57), Frieder Blickle/laif (S. 85-90), Eric Vazzoler/Zeitungspiegel (Titelbild, S. 103-109), Frank Schultze/Zeitungspiegel (S. 117-122), Lukas Coch/Zeitungspiegel (S. 133-138), Antonia Zennaro/Zeitungspiegel (S. 147-153), Peter Wingert (S. 167).

Titelbild: Teilnehmerin eines Versöhnungsworkshops von AMI, Peace Counts Reportage Ruanda.

Inhalt

Peace Counts: Anregungen und Konzeptionen für die Bildungspraxis

1. Bezugspunkte und Prozess der Projektbearbeitung	5
2. Erfahrungen mit Peace Counts University	8
3. Einbindung der Reportagen und Themen in Hochschullehre und Studium	10

Friedensstiftung konkret: Friedensreportagen und vertiefende Essays

1. Fokus: Strukturen

Bildung und Frieden	15
Reportage: Afghanistan – Das kleine Einmaleins der Zukunft	15
Essay: Bildung und Frieden	23
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	23
Medien und Frieden	35
Reportage: Kongo – Radio Ushirika funkt dazwischen	35
Essay: Medien und Frieden	41
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	41
Gender und Frieden	51
Reportage: Russland – Im Namen der Frau	51
Essay: Gender und Frieden	58
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	58

2. Fokus: Beziehungen

Interreligiöser Dialog	65
Reportage: Nigeria – Frieden ist heilig	65
Essay: Interreligiöser Dialog	75
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	75
Traditionelle Mediation	85
Reportage: Ägypten – Alte Tradition mit neuem Leben	85
Essay: Traditionelle Mediation	91
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	91
Versöhnung	103
Reportage: Ruanda – Versöhnung nach dem Völkermord	103
Essay: Versöhnung	110
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	110

Sport und Frieden	117
Reportage: Kenia – Auf Tore statt auf Menschen zielen	117
Essay: Sport und Frieden	123
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	123
3. Fokus: Einstellungen und Verhalten	
Gewaltfreie Aktionen	133
Reportage: Thailand – Gotham auf dem Friedenspfad	133
Essay: Gewaltfreie Aktionen	139
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	139
Friedenspotenziale von Jugendlichen	147
Reportage: Kolumbien – Mateo will leben	147
Essay: Friedenspotenziale von Jugendlichen	155
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	155
Aufklärungsarbeit von Kriegsveteranen	167
Reportage: Israel – Yehuda Shauls Entscheidung: Das Schweigen brechen	167
Essay: Aufklärungsarbeit von Kriegsveteranen	168
Infobox: Anregungen für die Seminargestaltung	168

Peace Counts: Anregungen und Konzeptionen für die Bildungspraxis

1. Bezugspunkte und Prozess der Projektbearbeitung

Im Zentrum des von der Deutschen Stiftung Friedensforschung geförderten Projekts stand die Frage, wie journalistische Reportagen über erfolgreiche Beispiele der Friedensstiftung friedenswissenschaftlich vertortet und für die Arbeit in der Hochschullehre nutzbar gemacht werden können. Die Projektidee gründet sich auf die langjährigen Erfahrungen der Berghof Foundation und ihren Partnerorganisationen mit dem Ansatz von *Peace Counts*. *Peace Counts* umfasst konstruktiven Journalismus über Friedensstiftung und -prozesse in Konflikt- und Kriegsregionen dieser Erde (Gerster/Gleich 2005) und die Zusammenarbeit mit Friedenspädagogik und Friedenswissenschaften.

Der Journalist Michael Gleich, Gründer von *Peace Counts*, definiert den journalistischen Ansatz wie folgt: „Konstruktiver Journalismus recherchiert und publiziert Lösungen gesellschaftlicher Probleme. Seine Themen sind Organisationen und Orte, wo Lösungen erdacht, erprobt, praktiziert werden und deren Protagonisten. Seine Haltung ist unabhängig und kritisch, um ‘gut gemeint’ von ‘gut gemacht’ zu unterscheiden. Er ergänzt andere wichtige Facetten wie Nachrichten-, Wissenschafts- und investigativen Journalismus.“ (Gleich 2013). In einem journalistischen Fachbeitrag über *Peace Counts* wird ein Grundgedanke beschrieben: „Showing what is good, presenting peacebuilders: that sounds like idealism. But if you look at the guiding reporting principles the picture changes. The journalistic approach is hardly idealistic in that it is open to different results and ready to revise a theory“ (Prinzing 2010, 265).

Im Jahr 2011 erstellten Journalistinnen und Journalisten sowie Fotografinnen und Fotografen des Netzwerkes *Peace Counts* zehn Reportagen über Ansätze von Friedensstiftung in Konflikt- und Kriegsregionen. Bereits in den Jahren zuvor waren Reportagen des Netzwerkes in Magazinen wie Stern, Focus oder Chrismon sowie in Tageszeitungen (zum Beispiel Frankfurter Rundschau, Süddeutsche Zeitung) und in Buchform erschienen. Die Ergebnisse der Reportagereisen wurden darüber hinaus als Radiobeiträge gesendet und in Form von Ausstellungen oder als CD-ROM veröffentlicht. Auf dem Internetangebot des Netzwerkes (www.peace-counts.org) heißt es:

„Peace Counts stellt die Arbeit erfolgreicher Friedensmacher in aller Welt in den Mittelpunkt. Sie sind das Thema von Texten, Fotos und Beiträgen für Funk und Fernsehen. Sie fließen ein in Ausstellungen,



in Konfliktregionen und in Deutschland, begleitet von friedenspädagogischen Seminaren und Journalistentrainings. (...) Unser Beitrag zur Kultur des Friedens besteht darin, die Öffentlichkeit über erfolgreiche Friedensarbeit und konstruktive Konfliktlösung zu informieren, mit positiven Beispielen zu inspirieren und zu eigenem Engagement zu ermutigen.“ Getragen wird das Netzwerk von der Berghof Foundation, von Zeitspiegel Reportagen und von der Culture Counts Foundation.

Als Arbeitsfelder und Ziele von *Peace Counts* werden auf der Homepage zusammenfassend genannt:

- pädagogisch: in Deutschland und in Konfliktregionen Lernprozesse zu initiieren, wie man Frieden macht,
- journalistisch: konstruktive, lösungsorientierte Berichterstattung zu betreiben und diesen Ansatz zu vermitteln,
- wissenschaftlich: weltweit Methoden der Konflikttransformation zu sammeln und auf ihre Wirksamkeit zu untersuchen,
- gesellschaftlich: Friedensmacherinnen und Friedensmacher und ihre Organisationen und Projekte miteinander zu vernetzen.

Friedenspädagogisch geht es bei *Peace Counts* um eine bessere Visibilität für erfolgreiche Projekte und Akteure der Friedensstiftung sowie vor allem darum, friedensethisch und friedenspolitisch relevante Inhalte über faszinierende Reportagen und beeindruckende Fotos für ausgewählte Zielgruppen zu erschließen und durch didaktische Zugänge zu vertiefen (Jäger/Ritzi/Romund 2010, 75). Die Reportagen von *Peace Counts* bilden seit mehreren Jahren die Grundlage für friedenspädagogische Programme an Schulen in Deutschland (*Peace Counts School*) und für Training-of-Trainers-Konzepte in Konflikt- und Kriegsregionen (*Peace Counts on Tour*). Der letztgenannte Ansatz wurde bereits im Jahr 2009 mit dem Peter-Becker-Preis für Friedens- und Konfliktforschung ausgezeichnet. Auch an Universitäten werden seit einigen Jahren Ansätze erprobt, mit den Reportagen von *Peace Counts*, Lehre und Studium zu bereichern (*Peace Counts University*). Pilotprojekte fanden in Tübingen und Gießen statt. Die Resonanz seitens der Studierenden und Lehrenden war außerordentlich positiv.

Vor diesem Hintergrund entstand die Idee einer systematischen Einbindung der Friedensreportagen in den universitären Bereich, vor allem mit Blick auf die Masterstudiengänge für Friedens- und Konfliktforschung. In dem Projekt „Peace Counts 2.0. Friedensreportagen und ihre friedenswissenschaftliche Einbindung und Praxisrelevanz“ wurde der Frage nachgegangen, wie die erarbeiteten Reportagen friedenswissenschaftlich einzuordnen sind und welche Relevanz ihnen für die Praxis zugeschrieben werden kann. Das im Projekt verfolgte Verständnis von Praxisrelevanz bezog sich auf die Verwendung im Bildungsbereich und insbesondere in der Hochschullehre.

Im Rahmen dieses Projektes wurden die zehn Reportagen zunächst zentralen inhaltlichen Ansätzen der Friedensstiftung zugeordnet und nach ihrem jeweiligen Fokus auf die Veränderung von „Strukturen“, „Beziehungen“ oder „Einstellungen und Verhalten“ gegliedert. Daraus ergaben sich folgende mögliche Lerninhalte für Lehre und Studium:

Strukturen

- Bildung und Frieden
- Medien und Frieden
- Gender und Frieden

Beziehungen

- Interreligiöser Dialog
- Traditionelle Mediation
- Versöhnung
- Sport und Frieden

Einstellungen und Verhalten

- Gewaltfreie Aktionen
- Friedenspotenziale von Jugendlichen
- Aufklärungsarbeit von Kriegsveteranen

In einem weiteren Schritt wurde durch Literaturrecherchen zu den zehn identifizierten Ansätzen die jeweilige Einordnung der Reportagen in friedenswissenschaftliche Themenkomplexe und Diskurse vorgenommen. Die Ergebnisse der Recherchen wurden in zehn Essays aufgearbeitet, welche das Grundgerüst für die thematische Einbettung der Reportagen in Lehre und Studium bilden.

Schließlich wurden ein übergreifender didaktischer Ansatz für den Einsatz der Reportagen in der Hochschullehre entwickelt sowie jeweils auf die Reportagen bezogene konkrete Anregungen für die Semingestaltung formuliert. In diesem Zusammenhang wurden die Reportagen als Text-Fotostrecken aufbereitet. Grundlage war die für die Bildungspraxis bereits veröffentlichte Multimedia-DVD "Peace Counts 2.0: Die Erfolge der Friedensmacher" (Romund/Jäger/Wörtz 2011).



Lernmedien

Neun *Peace Counts* Reportagen sind verfügbar als:

- Foto-Text-Präsentation
(vorliegende Publikation)
- Volltext-Reportagen
(Bezug: download bei www.peace-counts.org)
- Posterserie (Bezug: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>)
- Foto-Ton-Präsentation auf DVD (Bezug: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>)

Bei der zehnten *Peace Counts* Reportage „Yehuda Shauls Entscheidung: Das Schweigen brechen“ handelt es sich um eine Filmreportage (Videofilm, DVD, Bezug: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>).

Zusätzlich sind zu allen zehn Reportagen vertiefende, themenorientierte Essays verfügbar (vorliegende Publikation).

2. Erfahrungen mit Peace Counts University

Im Rahmen des Projektes wurde auf die Erfahrungen mit dem Teilprojekt *Peace Counts University* (PCU) zurückgegriffen, die dann gemeinsam mit Prof. Hanne Marget-Birckenbach weiterentwickelt wurden. *Peace Counts University* entstand im Jahr 2010 als Projekt von Lehrenden, die in der universitären Lehre zu Fragen der Friedens- und Konfliktforschung journalistisch und didaktisch aufbereitete Text-Foto-Reportagen und andere Materialien über etwa 30 Konflikt- und Kriegsregionen nutzen und mit Hilfe kombinierter Lernarrangements zur Entwicklung einer universitären Friedenskultur beitragen wollen. Erprobt wurde das Projekt an den Universitäten Tübingen und Gießen, auf Nachfrage gab es Einführungsveranstaltungen an den Universitäten Marburg und Frankfurt.

Peace Counts University hat das Ziel, Studierenden unterschiedlicher Fächer die Gelegenheit zu geben, sich mit Grundfragen der Friedensstiftung zu befassen und das erworbene Wissen nach Möglichkeit zugleich unmittelbar anzuwenden und weiterzugeben. Der Ansatz ist aus praktischen Erfahrungen entstanden, die Studierende und Lehrende der Universitäten Gießen und Tübingen im Institut für Friedenspädagogik (heute: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen) ausgewertet haben, nachdem im November 2009 und im Juni 2010 zwei erste Pilotprojekte an der Universität in Gießen mit großem Erfolg durchgeführt werden konnten. Inzwischen wurde der Ansatz auch in Österreich (Alpen-Adria-Universität Klagenfurt) und in Indien (Martin Luther Christian University Shillong, Manipur University) erprobt. Im Georg Zundel Haus der Berghof Foundation in Tübingen fanden seitdem mehrere Evaluations-, Begegnungs- und Planungsseminare für interessierte Lehrende und Studierende statt.

Peace Counts University will eine handlungsorientierte Perspektive auf die Chancen und Bedingungen von Friedensprozessen in universitärer Lehre verankern und Studierenden die Möglichkeit bieten, Theorie und Praxis des Friedenslernens zu verknüpfen. In einem Seminarprojekt setzen sich Studierende anhand von Fällen erfolgreicher Friedensstiftung mit wichtigen Themen der Friedens- und Konfliktforschung multimedial und handlungsorientiert auseinander und geben nahezu zeitgleich das erworbene Wissen an andere Studierende und interessierte Gruppen weiter. Die Auseinandersetzung mit Best-Practice-Beispielen im Kontext von *Peace Counts University* kann auf mindestens drei Arten erfolgen: erstens, durch die Analyse der Ursachen, Akteure und dem Verlauf des jeweiligen Konfliktes (Konfliktanalyse), zweitens in der Diskussion über die Konfliktbearbeitungsansätze der Friedensstifterinnen und Friedensstifter bzw. ihrer Projekte sowie, drittens, anhand der Beschäftigung mit den Biographien bzw. Kompetenzen und Fähigkeiten der Friedensstifterinnen und Friedensstifter.

Ein PCU-Seminarprojekt, in dem die Studierenden auch Leistungsnachweise erwerben, besteht idealtypisch aus drei Teilen:

- Seminarveranstaltung an der jeweiligen Universität mit inhaltlichen Schwerpunkten wie Friedenserziehung; Konflikt- und Länderanalysen; Friedensstrategien; Friedensjournalismus; Friedenskultur u.a.
- Zwei- bis dreitägiger Workshop zur Vorbereitung durch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen mit einer Einführung in Arbeitsweise, Intention und in den journalistischen Ansatz der Reportagen von *Peace Counts* unter friedenswissenschaftlichen Aspekten und methodischer Vorbereitung auf die Ausstellungsführungen.
- Organisation und Präsentation der Ausstellung „Peace Counts. Die Erfolge der Friedensmacher“ an der jeweiligen Universität mit interaktiven Führungen für Teilnehmende von Universitätsseminaren, Erasmus-Programm und anderen Austauschprogrammen, Sommerschulen oder Hochschultagen sowie außeruniversitäre Gruppen, insbesondere Lehrkräfte.

Der Einsatz der Ausstellung in der Lehre kann verschiedene Formate annehmen und unterschiedliche Funktionen erfüllen. Zeit für Vorbereitung und Umsetzung variieren je nach Format und Intensität. Die Ausstellung existiert ebenfalls in mehreren Formaten. Für die universitäre Lehre eignet sich in der Regel besonders die kostengünstige und handliche Posterfassung.

Verwendungsszenarien in Hochschullehre und Studium

Für die Verwendung der Lernmedien von *Peace Counts* bieten sich im Rahmen von Hochschullehre und Studium drei Szenarien mit unterschiedlicher Aufwandshöhe und Vertiefungsmöglichkeiten an:

Seminarsitzung

Verwendung von *Peace Counts* Reportagen für die Vorbereitung und Gestaltung von einzelnen thematischen Seminarsitzungen

Seminarreihe

Verwendung von *Peace Counts* Reportagen und *Peace Counts* Ansatz für die Durchführung einer Lehrveranstaltung zum Thema „Friedensstiftung / Friedenspädagogik“

Universitätsveranstaltung

Verwendung von *Peace Counts* Reportagen und *Peace Counts* Ansatz für die Durchführung einer Lehrveranstaltung mit dem Begleitprogramm *Peace Counts University*

PCU an der Uni Gießen

In Gießen startete PCU im Jahr 2010 mit einem zweitägigen Workshop des Tübinger *Peace Counts* Teams im Rahmen eines 10tägigen internationalen DAAD geförderten Seminars mit ca. 20 Studierenden aus Osteuropa und 20 Studierenden aus Deutschland zum Thema „Konfliktanalyse und Konfliktprävention“ (Internationale Novemberschule). Hier hatte der Einsatz der *Peace Counts* Ausstellung zunächst eine Eisbrecherfunktion. Kurz nach dem Krieg in Georgien hatten russische und georgische Teilnehmende Angst aufeinander zuzugehen und die meisten anderen Teilnehmenden hatten Sorge, die Konflikte zwischen den Gruppen zusätzlich anzuzünden. Diese Spannungen wurden Dank *Peace Counts* alsbald konstruktiv gewendet. Außerdem wurden mit Hilfe der Ausstellung und den begleitenden Lernarrangements in vergleichsweise kurzer Zeit gemeinsame fachliche Grundlagen zu Fragen von Frieden – Gewalt – Konflikt – Friedensstiftung gelegt und die sprachlichen Hürden zwischen den Teilnehmenden überwunden. Schließlich wirkten die intensiven Bilder der Ausstellung während des gesamten Seminars in spannungsreichen Situationen immer wieder als eine Mahnung zum konstruktiven Konfliktaustrag und sorgten so für die Aufrechterhaltung einer Dialogatmosphäre. In allen drei Funktionen wirkte die Ausstellung unmittelbar als ein Beitrag zur Aufrechterhaltung von Dialog und zur Konfliktprävention.

Im Anschluss daran kam es zur Durchführung der Ausstellung in der UB Gießen durch Studierende im Rahmen eines Seminars zum Thema „Friedenspolitik“: Studierende, die an dem oben beschriebenen internationalen Seminar teilgenommen hatten, wollten ihre Erfahrungen weitergeben. Sie bildeten eine Arbeitsgruppe und überzeugten die Universitätsbibliothek, einen Raum für die Ausstellung zur Verfügung zu stellen. Sie baten die Professorin für Friedens- und Konfliktforschung, Hanne-Margret Birckenbach, die Arbeit mit der Ausstellung in ein Seminar über Friedenspolitik zu integrieren. Sie holten das Tübinger Team erneut nach Gießen, um die Studierenden des Seminars Friedenspolitik in einem zweitägigen Workshop für die Präsentation der Ausstellung vor einem öffentlichen Publikum auszubilden. Über einen Zeitraum von vier Wochen organisierten sie jeden Tag zwischen 12:00 und 14:00 interaktive Führungen von in der Regel zwei Stunden sowie ein Begleitprogramm mit Vortragsveranstaltungen und verfassten eine Hausarbeit über ihre Erfahrungen.

PCU wirkte bei den Studierenden erstens als Motivation zum selbstorganisierten Lernen und hatte zweitens die Funktion, eine Verbindung zwischen studentischem Lernen und der Friedenspraxis von Multiplikatorinnen und Multiplikatoren zu erzeugen. Drittens erfuhren die Studierenden, dass es in der Praxis nicht auf Punkte/Noten ankommt, sondern auf Fähigkeiten. In den öffentlichen Führungen erfuhren sie die Bedeutung von Kompetenzen (Verständnis der Projekte, Einordnung in Konfliktzusammenhänge und die Fähigkeit, Wissen zu präsentieren und zu vermitteln). Viertens schuf die Ausstellung in der von Anonymität geprägten Universität einen Begegnungsraum für interkulturelle Dialoge.

Verschiedene Formate

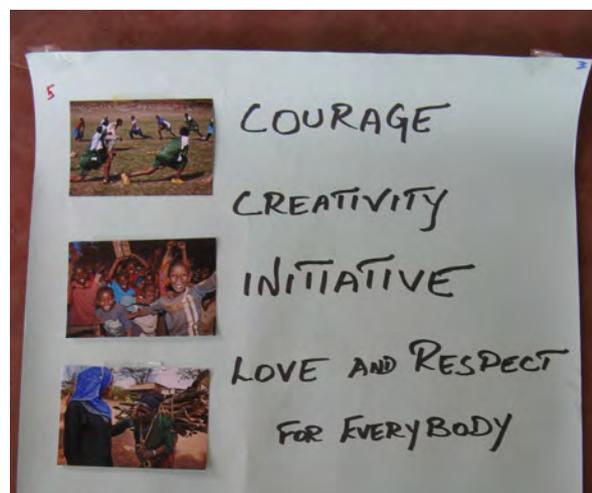
Neben dem Gießener Format wurden an der Universität Tübingen weitere Formate erprobt, so zum Beispiel die Arbeit mit *Peace Counts* Reportagen in Lehrveranstaltungen im Rahmen des Masterstudienganges „Friedensforschung und Internationale Politik“. Die Foto-Text-Reportagen liefern attraktive Einstiegsmöglichkeiten in zentrale Themen und Konfliktanalysen und bieten eine Plattform für am biografischen Lernen orientierten Diskussionen über die notwendigen Kompetenzen und Fähigkeiten für gelingende Friedensstiftung. Die Arbeit mit *Peace Counts* eignet sich sowohl für den Einstieg in ein Seminar, wie für Vertiefungen – sei es in regulären Lehrveranstaltungen im Rahmen von BA- und MA-Seminaren zu Friedenspolitik, Konfliktbearbeitung, bei Einführungen in die Friedens- und Konfliktforschung, bei Lehrforschungsprojekten, Seminaren zu Friedensanalysen/Friedenspraxis oder auch bei Vertretungsstunden.

3. Einbindung der Reportagen in Hochschullehre und Studium

Journalistisch und didaktisch aufbereitete Best-Practice-Beispiele für Friedensstiftung bieten vielfältige Lernchancen für Studierende der Friedens- und Konfliktforschung. Dieses Potenzial hat *Peace Counts University* erkannt. Ein Blick auf die Inhalte der Reportagen zeigt die Vielfalt der Ansätze für Friedensstiftung, über die sich Kernthemen und Diskurse der Friedens- und Konfliktforschung erschließen lassen.

Potenziale

- Biografisches Lernen:** Das biographische Lernen bzw. das Lernen an Vorbildern ist ein wichtiger Ansatz der Friedenspädagogik und findet sich im didaktischen Arrangement von *Peace Counts* prominent wieder. Eine kritische Auseinandersetzung gerade auch mit „fremden“ Vorbildern als Spiegel eigenen Denkens und Handelns erweist sich als wertvoll: „Ihre konfliktreichen Lebenssituationen und die Handlungsalternativen, die sie hatten, stellen ergiebige Lernfelder für eine Erziehung zum Frieden dar“, so der Religionspädagoge Hans Mendl mit direktem Bezug zum Ansatz von *Peace Counts* (Mendl 2006, 198). Für Mendl ist Lernen am Modell dann erfolgreich, wenn Einstellungen, Haltungen und Verhaltensweisen einer fremden Person, mit denen man sich reflexiv und wertorientiert auseinandergesetzt hat, auch in den Alltag der Zielgruppen übertragen werden können. In einem Orientierungsrahmen der Ökumenischen Diakonie zum Thema „Konflikttransformation und Friedensarbeit“ heißt es: „Es zeigt sich immer wieder, dass es von einzelnen Menschen abhängt, ob Chancen zur Konflikttransformation erkannt und genutzt werden.“ (Diakonisches Werk 2009, 30). Wenn die Studierenden sich mit authentischen Biografien von Friedensstifterinnen und Friedensstiftern auseinandersetzen anstatt nur theoretisch über Friedensstiftung nachzudenken, können sie eigene Werthaltungen und Handlungsspielräume identifizieren und reflektieren.



- **Emotionales Lernen:** Für die Studierenden wird „Frieden“ in diesem Zusammenhang nicht nur als Forschungsgegenstand und Schlüsselbegriff der Friedens- und Konfliktforschung wahrnehmbar, sondern auch als konkrete Hoffnung und Zielvorstellung von Menschen weltweit. Über die Auseinandersetzung mit den *Peace Counts* Projekten gelingt es auf der subjektiven Ebene die Utopiescheu Studierender zu relativieren, weil die Reportagen Friedensprozesse als reale Vorgänge sichtbar machen. Die Reportagen handeln von beeindruckenden Lebensentscheidungen, von mutigem Handeln und von Menschlichkeit in Konfliktsituationen. Die Erfahrungen mit *Peace Counts* zeigen, dass Menschen sich von diesen Geschichten berühren und motivieren lassen. Es geht bei Friedensarbeit nicht nur um die technische Umsetzung von Projekten, sondern es braucht vor allem Menschen, die sich der Schaffung einer Kultur des Friedens auch emotional verpflichtet fühlen.
- **Multimedialität und Story-Telling:** Durch die audiovisuellen Zugänge von *Peace Counts* (z.B. Ausstellungen, Multimediapräsentationen) können unterschiedliche Lerntypen angesprochen werden. Lernpsychologisch ist weitgehend unumstritten, dass Bilder und erzählte Geschichten besser im Gedächtnis bleiben als reine Sachtexte und Fakten. Die Bilder sprechen das ästhetische Empfinden der Studierenden an. Die Geschichten und die darin aufgegriffenen komplexen Konfliktkonstellationen prägen sich beim Nacherzählen (*story-telling*) leicht ein. Durch die Nutzung der audiovisuell aufbereiteten Geschichten gelingt es bei *Peace Counts*, sich den komplexen Themen der Friedensstiftung anschaulich zu nähern.
- **Lösungsorientierung:** *Peace Counts* lenkt den Blick auf Lösungsansätze. Die Analyse von Konfliktursachen, Konfliktparteien und Konflikteskalationsdynamiken ist unbestrittener Bestandteil der Friedens- und Konfliktforschung. Doch mindestens das gleiche Maß an Aufmerksamkeit sollte der Recherche, Untersuchung und Entwicklung von Lösungsansätzen gewidmet werden. Die Ansätze zur Friedensstif-

Ablauf einer Seminarsitzung, Variante „Reportage als Praxisbeispiel“

Beispiel: Thema „Bildung und Frieden“

- Input (Dozent/Dozentin)
„Bildung und Frieden“ (Verwendung des Essays sowie eigene Recherchen)
- Arbeitsgruppen
AG 1: Auswirkungen von Gewaltkonflikten auf Bildung
AG 2: Konfliktsensible Bildungsprogramme
AG 3: Friedensfördernde Faktoren von Bildung
- Kontextualisierung/Praxis (Dozent/Dozentin)
Foto-Ton-Präsentation der Reportage „Das kleine Einmaleins der Zukunft“ (DVD)
- Auswertung

Ablauf einer Seminarsitzung, Variante „Reportage als audiovisueller Einstieg“

Beispiel: Thema „Bildung und Frieden“

- Einstieg (Studierende)
Foto-Ton-Präsentation der Reportage „Das kleine Einmaleins der Zukunft“ (DVD)
- Arbeitsgruppen
AG 1: Kernaussagen zum Thema
AG 2: Merkmale der externen Intervention
AG 3: Kontextspezifika für Afghanistan
- Input (Studierende)
„Bildung und Frieden“ (Verwendung des Essays sowie eigene Recherchen);
Alternative Präsentationsmöglichkeit: Ausgewählte Fotos der Foto-Ton-Präsentation, versehen mit wissenschaftlich orientiertem, vorgetragenen Sprechtext.
- Auswertung

tung der Protagonisten von *Peace Counts* eignen sich als Ausgangspunkt für solche Untersuchungen und ermutigen zum kontextabhängigen Transfer auf vergleichbare Problemlagen.

- **Theorie-Praxis Verknüpfung:** Die Projektbeispiele können fehlende Praxiserfahrungen von Studierenden im internationalen Kontext zwar nicht ersetzen, ihnen aber zumindest teilweise abhelfen. Die Arbeit mit *Peace Counts* leistet durch die Einführung einer Erfahrungsebene die Überbrückung zwischen Theorie- und Praxisreflexion. Die Auseinandersetzung mit den Projektbeispielen kann den Studierenden helfen, eigenständig Fragestellungen im Bereich der Friedens- und Konfliktforschung zu generieren.

Den Lernmöglichkeiten über Ansätze von Friedensstiftung anhand von journalistischen Reportagen sind jedoch auch Grenzen gesetzt, die nicht verleugnet werden sollen.

Grenzen

- **Genre Reportagen:** Reportagen sind als Momentaufnahmen nicht geeignet, längerfristige Prozesse zu dokumentieren. So können Entwicklungsschritte von Projekten nur schwer sichtbar gemacht werden. Auch können die Konfliktbeschreibungen rasch an Aktualität verlieren. Die Reportagen wurden für die Veröffentlichung in Medien verfasst, bei denen möglicherweise andere Kriterien z.B. für Relevanz angelegt werden als in der Wissenschaft. Die Reportagen sind zudem von subjektiven Wahrnehmungen, Interpretationen und Wertesystemen der Journalistinnen und Journalisten geprägt. Allerdings ist fraglich, ob diese Faktoren nicht mitunter ebenso für wissenschaftliche Texte gelten.
- **Friedensprojekte auf Mikroebene:** Die Reportagen stellen „charismatische“ Personen und deren Friedensbemühungen in den Mittelpunkt. Sie bilden zwar eine bunte und kreative Vielfalt an Friedensbemühungen ab, stellen aber kein umfassendes oder aufeinander aufbauendes Konzept der Friedensstiftung dar. Die porträtierten Friedensprojekte sind vornehmlich auf der Mikroebene angesiedelt. Sie berücksichtigen weder die in der Friedensforschung zunehmend geforderte Mehrebenen-Perspektive (vgl. Lederach/Neufeldt/Culbertson 2007) noch die politisch-institutionellen Veränderungen, die als notwendig für erfolgreiche Friedensprozesse erachtet werden (Anderson/Olson 2003). Inwiefern sich verschiedene Friedensansätze ergänzen oder voneinander bzw. von bestimmten Bedingungen abhängen, klären die Reportagen nicht.

Ein Ergebnis dieses Transferprojekts ist daher, dass die Reportagen mit vertiefender Literatur kombiniert werden sollten, wenn man mit ihnen friedenswissenschaftliche Themen und Kontroversen bearbeiten will. Daher ist im folgenden Teil dieser Publikation den zehn Reportagen jeweils ein Literaturrezension zugeordnet, der Kernthemen und Diskurse in der Friedens- und Konfliktforschung prägnant zusammenfasst.

Didaktik der Friedens- und Konfliktforschung

Als Empfehlung für Dozentinnen und Dozenten der Friedens- und Konfliktforschung sei der jährlich angebotene Workshop des AK Curriculum der Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung e.V. zum Thema „Das Lernen lehren“ erwähnt. Dabei werden drei Themenkomplexe vertieft behandelt:

- 1) die inhaltliche Gestaltung eines Seminars,
- 2) der Einsatz aktivierender Lernmethoden, sowie
- 3) die Schaffung einer fördernden Lernatmosphäre.

Themen der Essays

Anknüpfungspunkte an Kontroversen in Friedensforschung und -praxis

Strukturen

- Bildung und Frieden
 - Konfliktsensitive Bildungsprogramme
 - Zusammenhänge Bildung, Konflikt und Frieden
 - Rolle externer Akteure
- Medien und Frieden
 - Bedeutung von Medien in Konfliktregionen
 - Friedensjournalismus
 - *Community Media* Ansätze
- Gender und Frieden
 - Frauenbilder, Geschlechtergerechtigkeit und Frieden
 - Empowerment-Strategien

Beziehungen

- Interreligiöser Dialog
 - Ambivalente Rolle von Religion in Konflikten
 - Potenziale und Grenzen religiöser Friedensstiftung
 - Projektskizze „Interreligiöser Dialog“
- Traditionelle Mediation
 - Mediation als Bestandteil des Studiums
 - Ethische Grundlagen von Mediationsverfahren
 - Umsetzung von Mediationsverfahren
- Versöhnung
 - Diskurs Gerechtigkeit oder Versöhnung?
 - Einblick in Abläufe von Versöhnungsprozessen
 - Evaluation/Verschiedene Blickwinkel
- Sport
 - Sport, Fussball und Frieden
 - Transfer Sportwissenschaft
 - Individuelle Fähigkeiten für Friedensstiftung

Einstellungen und Verhalten

- Gewaltfreie Aktionen
 - Merkmale Gewaltfreier Aktionen
 - Fallbeispiele und Erfahrungen in Deutschland
 - Gewaltfreie Aktionen heute - Arabischer Frühling
- Friedenspotenziale von Jugendlichen
 - Begriffsdefinitionen „Friedensakteur“
 - Zukunftsszenarien
 - Jugendliche Lebenswelten in Musikvideos/Songtexten
- Aufklärungsarbeit von Kriegsveteranen
 - Zivilcourage und individuelle Verantwortung
 - Ansätze und Grenzen von Aufklärungsarbeit
 - Friedenspotenziale von Veteranen in (Nach-)Kriegsgesellschaften
 - Umgang mit Schuld und Traumabearbeitung

Literatur

- Anderson, Mary B., and Lara Olson 2003. *Confronting War: Critical Lessons For Peace Practitioners*, Boston, MA: Collaborative for Development Action.
- Bilke, Nadine 2008. *Qualität in der Krisen- und Kriegsberichterstattung. Ein Modell für einen konflikt-sensitiven Journalismus*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Diakonisches Werk der EKD e.V. (Hrsg.) 2009. *Konflikttransformation und Friedensarbeit: Orientierungsrahmen der Ökumenischen Diakonie*, Stuttgart. www.diakonie-katastrophenhilfe.de/downloads/profilo1_konflikttransformation.pdf, 11.02.2013
- Gerster, Petra und Michael Gleich 2005. *Die Friedensmacher*, München: Hanser Verlag.
- Gleich, Michael 2013. *Der Teufel trägt Prada*, www.peace-counts.org/essay-teufel-traegt-prada, 11.02.2014.
- Jäger, Uli, Nadine Ritzki und Anne Romund 2010. „Peace Counts on Tour“ – Friedenspädagogik in Konfliktregionen, in: *Die Friedenswarte*, 85(3), 73-87.
- Lederach, John Paul, Reina Neufeldt, and Hal Culbertson 2007. *Reflective Peacebuilding: A Planning, Monitoring and Learning Toolkit*, Notre Dame, IN: Joan Kroc Institute for International Peace Studies.
- Mendl, Hans 2006. *Vorbilder*, in: Werner Haussmann et al. (Hrsg.). *Handbuch Friedenserziehung. Interreligiös – interkulturell – interkonfessionell*. Gütersloh, 198-204.
- Prinzing, Marlis 2010. *The Peace Counts project: A promoter of real change or mere idealism?* In: Richard L. Keeble, John Tulloch, and Florian Zollmann (ed.): *Peace Journalism, War and Conflict*. New York: Peter Lang, 257-269.
- Romund, Anne, Uli Jäger und Tilman Wörtz (Red.) 2011. *Peace Counts 2.0: Die Erfolge der Friedensmacher*. DVD. Tübingen: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen.

Bildung und Frieden

Reportage: Afghanistan – Das Einmaleins der Zukunft

Afghanistan Foto 1

In Afghanistan organisiert ein deutscher Mathematikdozent Unterricht in Moscheen, vor allem für Mädchen. Seine Verbündeten sind die lokalen islamischen Geistlichen, die Mullahs. Ohne Bildung sei Frieden unmöglich, sagen sie.



Afghanistan Foto 2

In den verschachtelten, staubigen Gassen des Kabuler Stadtteils Jagatut lassen Jungen Drachen in den Himmel steigen oder kicken mit Plastikflaschen. Der Militärflughafen von Kabul ist nur wenige hundert Meter entfernt. Ständig zirkeln Hubschrauber über den Lehmbauten, Flugzeuge landen und starten, doch der Krieg ist hier weit entfernt.



Afghanistan Foto 3

Die Abu Bakre Sediq Moschee liegt in einer Seitenstraße. Zweimal am Tag wird hier der Koran gegen Schulbücher getauscht. Der Mullah begrüßt die Lehrerinnen und Lehrer im Gebetsaal. Jeweils für neunzig Minuten wird hier gepaukt: Von sechs Uhr bis halb acht morgens pauken hier Jungen Vokabeln, von zwei Uhr bis halb vier Nachmittags büffeln die Mädchen. Es summt wie in einem Bienenstock. Jeweils dreizehn Klassen drängen sich auf jeder Etage, etwa zweihundert Schülerinnen – ohne Trennwände, dicht nebeneinander wie in einer Legebatterie. Überall wird gemurmelt, gezwitschert, gekichert.





Afghanistan Foto 4

In einer Ecke hocken die Kleinsten, die noch zu jung für den Unterricht sind und sehen ihren Schwestern beim Lernen zu. Sie malen Bilder oder sagen Suren aus dem Koran auf. Weiter vorne sitzen die, die schon Lesen und Schreiben können, sechzehn, siebzehn, manchmal zwanzig Jahre alt. In der Mitte diejenigen, bei denen es noch ein bisschen hapert. Sie können die Wörter nach Form und Länge im Gedächtnis abspeichern, aber keine Buchstaben lesen.



Afghanistan Foto 5

„Was ist 57 minus 8, na?“ fragt der Deutsche Peter Schwittek in fließendem Farsi. Niemand meldet sich, die Mädchen starren mit einem bitte-nicht-ich-Blick zu Boden. Der Mann zeigt auf eine Schülerin. Na? Das Mädchen überlegt, knetet die Hände, läuft rot an, setzt an, stockt – und sagt nach einer Weile: das Ergebnis. Anschließend sackt sie zusammen wie ein Ballon, aus dem jemand die Luft gelassen hat. Peter Schwittek lächelt und zwinkert der Lehrerin zu. Er trägt das traditionelle afghanische Gewand aus Oberhemd und Pluderhose.



Afghanistan Foto 6

Seit 21 Jahren lebt der 70-jährige Mathematikdozent Peter Schwittek mit seiner Frau Anne Marie in Afghanistan. Er leitet die „Organisation zur Förderung afghanischer regionaler Initiativen und Nachbarschaftshilfen“, kurz: OFARIN. Im Persischen heißt Ofarin auch: „gut gemacht!“. Anne Marie Schwittek erklärt: „Das sagen Lehrer zu ihren Schülern. Darüber hat der Peter lange nachgedacht“. Ofarins Lehrer sollen die Schüler nach dem Sinn der Sätze und Geschichten fragen, die sie lesen.

Afghanistan Foto 7

Die Realität in afghanischen Klassenzimmern sieht oft anders aus, als es die afghanische Regierung und internationalen Organisationen beschreiben. In dem Land ist zwar der Besuch staatlicher Schulen kostenlos, das Ausland stellt Geld für Lehrer bereit und ständig werden neue Schulen und Schulbänke gebaut. Aber die Lehrkräfte werden nur schleppend bezahlt und auf dem Land oft gleich gar nicht. Sie werden nicht beaufsichtigt und viele erscheinen erst gar nicht zum Unterricht.



Afghanistan Foto 8

„Oftmals haben wir Kinder, die in eine staatliche Schule gehen und nach fünf Jahren Unterricht nicht Lesen und Schreiben können“, sagt Schwittek. „In den staatlichen Schulen geht es allenfalls darum, das Unterrichtspensum schnell zu erledigen. Ob die Schüler etwas verstehen, ist egal. Bei uns lernen die Schüler innerhalb von 15 bis 18 Monaten lesen und schreiben – und verstehen den Inhalt des Gelesenen“. Es ist der Versuch auf Mikroebene, die afghanische Jugend aus der Apathie des Analphabetismus zu katapultieren; ihrem Leben eine Richtung zu geben, eine Chance.



Afghanistan Foto 9

In der Moschee genießen die Mädchen unbeschwerte Stunden. Zuhause müssen sie meist im Haushalt helfen, ihre Brüder den ganzen Tag über betteln, Schuhe putzen oder Telefonkarten auf der Straße verkaufen. Ihre Familien können es sich oft nicht leisten, sie zur staatlichen Schule zu schicken. Viele Eltern lassen ihre Töchter nicht aus dem Haus oder glauben, dass Mädchen aus religiösen Gründen nicht zur Schule gehen sollten. Sie haben Angst, dass sie auf dem Schulweg von Männern angemacht werden. Aber in die Moschee lassen sie ihre Töchter gehen, denn die ist nicht weit weg und die Eltern kennen meistens den Mullah sehr gut.





Afghanistan Foto 10

Mullah Sardar Mohammad ist einer von Peter Schwitteks Verbündeten. Er sitzt in seinem Büro und drängt Schwittek endlich von den gerösteten Erdnüssen und kandierten Maulbeeren zu naschen. Peter Schwittek ist angewiesen auf die islamischen Geistlichen, die Mullahs, die ihre Moscheen zur Verfügung stellen. Mullah Sardar versucht ihm freundlich ein paar Dollar aus der Tasche zu leiern. Das Dach der Moschee müsste doch dringend erneuert werden. Dann entschuldigt er sich, dass er seinen Gästen keine Stühle anbieten könne. Apropos Stühle... Er zwinkert Peter Schwittek zu.



Afghanistan Foto 11

Schwittek aber bleibt hart. Es gibt kein Geld, das Dach ist in Ordnung und der Boden sei doch ganz bequem. Der Gottesmann gibt Schwittek einen Klaps auf die schmalen Schultern, damit ist das Thema erledigt. Dann beginnt der Mullah zu schimpfen: auf die Taliban, die die Feinde aller Menschen seien, auf die korrupten Politiker, die das afghanische Volk nicht respektieren. Dass im Winter ständig der Strom ausfalle und seine Schäfchen beim Beten oder Lernen frieren müssen. „Es gibt zu viele Ungebildete in Afghanistan“, sagt er. „Nur durch Bildung können wir ein sicheres Afghanistan schaffen.“



Afghanistan Foto 12

Wenn man Mullah Sardar fragt, ob ihn jemand schon mal bedroht habe, weil er Mädchen in seiner Moschee unterrichten lässt, dann sagt er nur: „Schon mein Vater war Mullah, ich kenne alle Leute in der Nachbarschaft. Außerdem ist es mir egal, was die Taliban denken. Afghanistan braucht mehr Polizistinnen, Ärztinnen, Politikerinnen. Wie soll eine Gesellschaft funktionieren, von der eine Hälfte der Bevölkerung ausgeschlossen ist? Wenn sie mich deswegen töten wollen, ist das Gottes Wille. Aber dann wird jemand anderes meine Arbeit weiterführen, in'schallah.“

Afghanistan Foto 13

„Die Moschee ist in Afghanistan so etwas wie in Deutschland die Eckkneipe. Dort hängen die Männer mit ihren Kumpels ab und quatschen.“ berichtet Schwittek. In Europa meinten viele anscheinend, dass in afghanischen Moscheen Terroristen ausgebildet würden. Peter Schwittek findet das absurd. „Außerdem habe ich schon zu Talibanzeiten Mädchen in Moscheen unterrichtet. Das war auch kein Problem. Im Gegenteil, es waren die Mullahs, die uns gedrängt haben, dort zu unterrichten.“



Afghanistan Foto 14

Die Taliban zwangen Frauen unter die Burka, als sie 1998 die Herrschaft über den Großteil des Landes übernahmen. Schulen wurden geschlossen. Peter Schwittek beschloss zu helfen und gab seine Stelle als Mathematikdozent in Würzburg auf. Er fühlte sich etwas verloren, als er in Kabul ankam. Bis dieser Mullah damals bei ihm im Büro stand. „Bestimmt einer von den Taliban!“ dachte Peter Schwittek. Der Mullah aber erklärte dem verdutzten Deutschen, dass er, der Leiter einer Moschee, für die Erleuchtung aller Menschen zu sorgen habe. Peter Schwittek solle ihm bei dieser Aufgabe bitte schön unter die Arme greifen und Schulunterricht für die Jugend seiner Gemeinde organisieren.



Afghanistan Foto 15

Nicht nur Jungen, auch Mädchen müssten mit seinen Projekten erreicht werden, machte Schwittek ihm klar. „Genau darum geht es mir!“, sagte ihm der Mullah. „Ich habe doch gesagt, dass ich für das Wissen aller Menschen sorgen muss. Das schließt Frauen und Mädchen genauso ein wie Männer und Jungen“. So fing alles an. Hin und wieder standen bärtige Männer bei ihm im Büro. Taliban, die von Schwittek die Erlaubnis zum Führen einer Schule sehen wollten. Den Taliban war alles zuzutrauen. Fehlende Papiere waren ihr Vorwand, um Hilfsorganisationen einfach loszuwerden. Aber richtigen Ärger gab es keinen.





Afghanistan Foto 16

„Während die Taliban Land und Menschen ruinieren, ließ es sich eigentlich ganz vernünftig arbeiten,“ erzählt Schwittek. In dieser Zeit entstanden Schulprojekte im Pandschirtal und in den Provinzen Logar und Wardak. Die eigentlichen Probleme kamen erst mit dem Einmarsch der internationalen Truppen, sagt er. Die Sicherheitslage verschlechterte sich von Jahr zu Jahr. Internationale Helfer wurden zur Zielscheibe von Taliban, Extremisten, Banditen und Schmugglern.



Afghanistan Foto 17

Homeira ist 17 Jahre alt und kann erst seit drei Jahren lesen und schreiben. Sie geht zwar in die 10. Klasse einer staatlichen Schule, aber dort lerne sie nichts, sagt sie. Ihr Lehrer sei entweder nicht anwesend oder ihm sei der Lehrplan gleichgültig gewesen. Einmal hat sie eine Prüfung verpasst, weil ein Onkel krank wurde und sie ihn pflegen musste. Für 10.000 Afghanis, umgerechnet 150 Euro, hätte der Lehrer sie bestehen lassen. Sie konnte nicht bezahlen und fiel durch. Für sie bedeutet der Unterricht bei Ofarin am Nachmittag alles. Es ist ihre letzte Chance, ein bisschen Unabhängigkeit zu erlangen.



Afghanistan Foto 18

So wie Homeira ergreifen viele Mädchen ihre Chance bei Ofarin zu lernen. Dieses Mädchen wird später Zeitung lesen und Straßenschilder entziffern können. Sie wird merken, wenn ihr der Apotheker falsche Medikamente gibt. Niemand wird sie übers Ohr hauen, weil sie die Preise im Kopf ausrechnen kann. Es sind kleine Schritte, die man in Europa für selbstverständlich hält. In Afghanistan kann dies aber ein Leben verändern.

Afghanistan Foto 19

Heute üben die Schülerinnen und Schüler Kopfrechnen: Subtrahieren steht auf dem Programm. Hände fliegen in die Luft, Köpfe rauchen, die Kinder überbieten sich darin, wer die richtige Antwort am schnellsten weiß. Ihre Lehrerin Samar war traurig, als sie selbst nicht mehr zur Schule gehen durfte. Bis zur 9. Klasse ließ der Vater sie lernen. Dann war er der Meinung, dass es jetzt genug sei. „Was sollen Frauen denn schon mit Bildung anstellen?“ fragte er Samar.



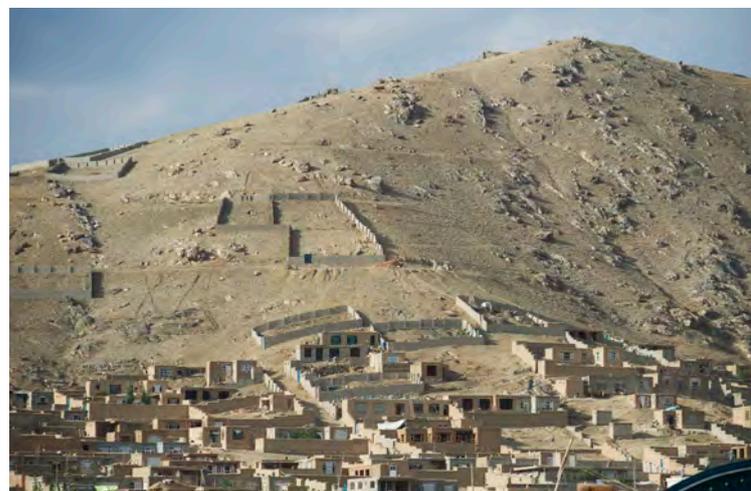
Afghanistan Foto 20

Heute ist sie neunzehn und statt in die Schule zu gehen, bringt sie anderen Mädchen Lesen, Schreiben und Rechnen bei. Sie wird dafür von Ofarin bezahlt; zweitausend Afghani, umgerechnet dreißig Euro. Mullah Sardar Mohammad musste beim Vater Überzeugungsarbeit leisten, damit Samar als Lehrerin in seiner Moschee arbeiten darf. Die Zeit für den Unterricht hat sie sich freigeschaufelt, zwischen Kleider waschen, kochen, Wasser holen und putzen. Einen Teil ihres Gehalts liefert sie zu Hause ab, den Rest investiert sie in Englischunterricht an einer Privatschule in der Nachbarschaft.



Afghanistan Foto 21

Im riesigen Slum Dascht-e-Bartschi am Rande von Kabul unterhält Ofarin 47 Schulklassen in Privatwohnungen für tausend Mädchen und Jungen. Peter Schwittek will mit dem Minibus in das Viertel aus flachen Lehmhütten, umgeben von braunen Hügeln. Es gibt nichts, woran sich das Auge festhalten kann, nichts Grünes, keinen Baum, keine Leuchtreklame, nur Braun: braune Felder, braune Hügel, braune Friedhöfe, Lehmgehöfte, Sand.





Afghanistan Foto 22

Auf dem Weg spinnt die Gangschaltung des Minibusses. Nur noch den ersten Gang kann der Fahrer einlegen. Peter Schwittek setzt ein resigniertes Lächeln auf. „Afghanistan!“ Nie bröckelt seine orientalische Gelassenheit. Ganz langsam schiebt sich der Wagen durch den Kabuler Verkehr; wie seine Schüler und Schülerinnen, immer ein Stückchen weiter Richtung Zukunft. Und vielleicht erfüllt sich irgendwann sein größter Wunsch: Frieden in Afghanistan.

Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotograf: Uli Reinhardt) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „*Peace Counts* 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz. 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>. Dort kann auch die *Peace Counts* Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Carsten Stormer steht unter dem Titel „Einmaleins der Zukunft“ unter www.peace-counts.org/afghanistan-einmaleins-der-zukunft.

Essay: Bildung und Frieden

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Bildung und Frieden“

Im von Krieg und Gewalt gezeichneten Afghanistan organisiert das deutsche Ehepaar Schwittek gemeinsam mit lokalen Mullahs Unterricht in Moscheen. Der Verein Ofarin, den die Schwitteks gegründet haben, entwickelt Unterrichtsmaterial und bildet afghanische Lehrkräfte aus, mit denen die Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen lernen. Bildung trage zur Aussöhnung der Bevölkerung bei, meint Peter Schwittek. „Aber man kann auch viel kaputt machen!“. Peter Schwittek, der Protagonist der Peace Counts Reportage (vgl. Romund/Jäger/Wörtz 2011), verweist hier auf eine Kontroverse, die sich auch in wissenschaftlichen Publikationen zum Zusammenhang von Bildung und Frieden widerspiegelt. Bildung wird weithin als Voraussetzung für eine friedliche Gesellschaft gesehen. Doch sie leistet nicht automatisch einen Beitrag zum Frieden, sondern kann auch Konflikte verschärfen. Die Reportage eignet sich als Ausgangspunkt für die Analyse von Zusammenhängen von Bildung und Konflikt und zur Annäherung an die Frage, welche Faktoren in einem Bildungswesen friedensförderlich wirken. An ihr lässt sich zudem diskutieren, wie sich Kriege und Gewaltkonflikte auf die Bildungschancen und auf das Bildungssystem innerhalb eines Landes auswirken. Eine zentrale Frage ist dabei, wie der Zugang zu Bildung in komplexen Krisensituationen gewährleistet werden kann.

Die in der Reportage porträtierte Arbeit der Schwitteks und der Organisation Ofarin lässt sich als Beispiel für die Etablierung konfliktsensitiver Bildungsprogramme im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit einordnen. Der Unterricht ist in Form einer „low-profile, community based school“ (Harmer et al. 2011, vgl. auch Glad 2009 und Burde 2010) in mehrerer Hinsicht an den afghanischen Konfliktkontext angepasst: (1) Der Zugang zu Bildung in einer schwierigen Sicherheitslage für gefährdete Gruppen (z.B. Mädchen) wird durch einen kurzen Schulweg verbessert. (2) Die Unterrichtszeiten sind so geplant, dass die Kinder und Jugendlichen weiterhin ihre Familien mit Arbeit unterstützen können. (3) Die Gefahr von Angriffen auf Schulgebäude wird durch das Abhalten des Unterrichts in Moscheen und Privatwohnungen gemindert. (4) Es wird darauf geachtet, dass die Schulen nur auf Wunsch und mit eigener Verantwortung

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Konfliktsensitive Bildungsprogramme:* Die Reportage liefert konkrete Anhaltspunkte bezüglich der Ausgestaltung eines konfliktsensitiven Bildungsprogrammes, einschließlich der spezifischen Problemlage in Afghanistan, und lässt nach der Präsentation im Seminar eine (intuitive) Auseinandersetzung über Chancen und Grenzen solcher Programme zu.
- *Bildung, Konflikt und Frieden:* Das Fallbeispiel wird als Ausgangspunkt für vertiefende Recherchen verwendet, welche nach den wissenschaftlichen Befunden bezüglich der Zusammenhänge von Bildung, Konflikt und Frieden fragen. Für die Präsentation der Ergebnisse im Seminar können die Fotos genutzt und mit wissenschaftlichen Schlüsselziten versehen werden.
- *Rolle externer Akteure:* Das in der Reportage beschriebene Engagement des Ehepaares Schwittek und der Organisation OFARIN bietet als Fallbeispiel Hinweise auf die (schwierige) Rolle externer Akteure und ihrer Beziehungen zu lokalen Partnerorganisationen. Zur Auseinandersetzung mit dieser Frage kann eine Analyse des Internetauftritts von OFARIN (www.ofarin.de) hinzugezogen werden. Außerdem kann für den Bereich Bildung das Spannungsfeld zwischen zivilem und militärischem Engagement deutscher Akteure in Afghanistan diskutiert werden.

der Gemeinden eingerichtet werden, so dass sie nicht als Fremdkörper angesehen werden. (5) Statt neue Gebäude zu errichten, werden lokal vorhandene und kulturell akzeptierte Infrastrukturen genutzt. Außerdem berücksichtigt der Ansatz den historisch gewachsenen Bildungsauftrag der Mullahs indem diese eingebunden, statt ausgeschlossen werden.

Nicht nur konfliktsensitive, auch friedensfördernde Elemente zeigen sich in der Ausgestaltung der Maßnahmen. Der Verein Ofarin leistet einen Beitrag zur Minderung von Geschlechterungerechtigkeiten indem er Mädchen gezielt fördert. Er macht Bildungsangebote für die Normalbevölkerung und nicht für eine Bildungselite, was einer Spaltung der Gesellschaft entgegenwirken soll. Zieht man das von Lenhart et al. (2008) entwickelte Maßnahmenmuster als Schablone heran, so könnte man Ofarins Tätigkeiten folgenden Bereichen zuordnen: Friedensbauende Bildung mit Fokus auf Geschlechtergerechtigkeit, Lehrerbildung, Unterrichtliche Lehr-/Lernverfahren, Lernmaterialentwicklung, Curriculum-Entwicklung und Zugang zu qualitativvoller Grundbildung. Allerdings sind „friedensbauende Bildungsmaßnahmen“ definiert als „bildungsbezogene Aktivitäten, die, explizit oder erschließbar, darauf gerichtet sind, Frieden zu stiften, zu bauen, zu erhalten oder die mit besonderen kriegsbetroffenen Zielgruppen wie landesintern Vertriebenen oder Kindersoldaten durchgeführt werden.“ (Lenhart et al. 2008, 13f.). Ofarin will in erster Linie Mädchen und Jungen einen Zugang zu Grundbildung ermöglichen. Die Tätigkeiten sind weder explizit der Friedensförderung gewidmet, noch werden die Zielgruppen nach oben genannten Kriterien ausgewählt. Es wäre jedoch interessant zu untersuchen, ob nicht Aktivitäten, obwohl nicht explizit als „friedensbauend“ von den Projektverantwortlichen gekennzeichnet, nicht auch genauso positive Auswirkungen auf die Konflikt-einstellungen der Zielgruppen haben könnten.

Ofarin ist eine nichtstaatliche Organisation, daher wäre es zu viel verlangt, einen Beitrag zur Transformation des gesamten afghanischen Bildungswesens zu erwarten. Dennoch stellt sich die Frage, welche Auswirkungen solche Projekte auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene haben können? Wie könnte etwa die Zusammenarbeit mit dem Bildungsministerium konstruktiv gestaltet werden, so dass Inhalte und Methoden auch in staatlichen Schulen Eingang finden? Könnte zum Beispiel der Unterricht auf andere Fächer ausgedehnt und die Inhalte dieser Fächer konfliktsensibel und friedensfördernd ausgestaltet werden? Die Fächer Politik, Geografie, Geschichte oder Ethik sind Schlüsselfächer, deren Inhalte und Lernformen auf ihren Beitrag zu innergesellschaftlichem Frieden, Toleranz und Diversität überprüft werden müssten. Diese Fächer werden bei OFARIN nicht unterrichtet. Religionsunterricht wird zwar angeboten, in der Reportage wird jedoch nicht erwähnt, welche Auswahl der Inhalte die Mullahs treffen. Eine Überarbeitung von Curricula und Schulbüchern ist letztlich Aufgabe staatlicher Stellen, möglicherweise mit Unterstützung von Entwicklungsakteuren. Die Reportage zeigt, dass Ofarin auch einen Wandel bei den Lehr- und Lernmethoden anstößt und die Schülerinnen und Schüler zu selbständigem Lernen und kritischem Denken ermutigt (siehe auch Wanzeck 2011). Es ist nicht bekannt, ob der Abschluss an einer Ofarin-Schule den Schülerinnen und Schülern besseren Zugang zum afghanischen Arbeitsmarkt eröffnet. Einige der ehemaligen Schülerinnen und Schüler können als Lehrkräfte bei Ofarin weiterarbeiten. Auch Peter Schwittek antwortete auf Anfrage, dass eine Verbleibstudie zu den Schulabgängern wünschenswert sei, eine Hürde allerdings fehlende Ressourcen dafür darstellten.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Die Sichtung von Literatur zu den Zusammenhängen von Bildung und Frieden zeigt zunächst eine Unklarheit darüber, was die jeweiligen Autoren unter den Begriffen Bildung, Gewaltkonflikt und Frieden verstehen und mit welchen Indikatoren sie diese Phänomene zu erfassen versuchen (Seitz 2004; Tomlinson/Benefield 2005, Blumör/Buttlar 2007; IBE 2011). Ein Großteil der Publikationen zu dem Thema sind Praxisberichte von Entwicklungsorganisationen, die kein strenges Forschungsdesign aufweisen. Hier existiert eine Kluft zwischen universitärer Forschung und der Praxis im Feld (Tomlinson/Benefield 2005, 8).

Bei der Definition von Gewaltkonflikten greifen die meisten Autoren auf Forschungsarbeiten aus der quantitativen Kriegs(ursachen)forschung zurück. Nach Angaben des Heidelberger Konfliktbarometers

beispielsweise zeichnen sich Gewaltkonflikte durch den Zusammenprall gegensätzlicher Interessen von mindestens zwei Parteien und durch regelmäßige und organisierte Gewalthandlungen zwischen diesen aus. Auf den zwei höchsten Eskalationsstufen von Konflikten (ernste Krisen und Kriege) verzeichnet das Heidelberger Konfliktbarometer im Jahr 2013 45 Gewaltkonflikte weltweit (HIIK 2013, 14). Dabei geht es um gesellschaftliche Konflikte auf Makroebene und nicht um zwischenmenschliche Konflikte. Bei Friedensdefinitionen wird häufig auf die Unterscheidung zwischen positivem und negativem Frieden von Johan Galtung (2007) sowie auf den Charakter des Friedens als Prozess der abnehmenden Gewalt und zunehmenden Gerechtigkeit (vgl. Czempel 1986) verwiesen.

Am vielfältigsten und somit auch unschärfsten erscheint in der Literatur der Begriff Bildung. Geht es um schulische oder außerschulische Bildungsmaßnahmen von staatlichen, nichtstaatlichen oder internationalen Organisationen? Wird die Makroebene, also das Bildungssystem insgesamt, die Mesoebene in Form einzelner Bildungseinrichtungen (Schulen, Universitäten) oder die Mikroebene mit individuellen Lehr- und Lernprozessen analysiert? Geht es um Schulbildung, Hochschulbildung oder berufliche Bildung? Mit welchen Indikatoren wird Bildung gemessen? Zieht man die erreichten Bildungsabschlüsse, die Alphabetisierungsrate, die Einschulungsraten, die öffentlichen Bildungsausgaben oder Studien zum Leistungsvergleich von Schülerinnen und Schülern (z.B. PISA) heran? Oder analysiert man die Inhalte von Schulcurricula und beobachtet die Anwendung von Lernmethoden, um nicht nur die Quantität, sondern auch die Qualität von Bildung einzuschätzen? Wie lässt sich überhaupt messen, welche Bildungsmaßnahmen friedensfördernd wirken? In der Reportage zu Afghanistan geht es vor allem um die Grundbildung, also die Vermittlung von Basisfertigkeiten wie Lesen, Schreiben, Rechnen.

Der *Global Peace Index* zeigt, dass eine Korrelation zwischen dem Bildungsniveau und der inneren Friedfertigkeit eines Landes besteht (Institute for Economics and Peace 2011). Je höher die Anzahl an abgeschlossenen Schuljahren, umso geringer die Wahrscheinlichkeit für interne Gewaltkonflikte. Dieses Erkenntnis allein hilft aber noch nicht weiter bei der Beantwortung der Frage, ob es das Bildungsniveau ist, dass die Wahrscheinlichkeit von Gewaltkonflikten verringert oder umgekehrt Gewaltkonflikte die Chancen verringern, dass Menschen ihre Schullaufbahn abschließen (vgl. UNESCO 2011, 133).

Auswirkungen von Gewaltkonflikten auf den Zugang zu Bildung

Ein Teil der Literatur beschäftigt sich mit der Frage, wie sich Gewaltkonflikte auf die Bildungssituation in einem Konfliktland auswirken. Bereits der UN-Bericht „Impact of Armed Conflict on Children“ von 1996 (Machel 1996) forderte eine verstärkte Aufmerksamkeit für die Beeinträchtigungen, die Gewaltkonflikte auf die Bildungschancen von Kindern und Jugendlichen haben und forderte vermehrte Anstrengungen für die Verwirklichung des Rechts auf Bildung auch und gerade in Kriegszeiten. Mit dem *Education For All Global Monitoring Report* der UNESCO „The Hidden Crisis: Armed Conflict and Education“ (UNESCO 2011) hat das Thema Bildung und Konflikt international neue Aufmerksamkeit erhalten. Darin wurden Daten aus einer Vielzahl von Studien und Berichten zusammengestellt. 42% aller Kinder weltweit, die keine Schule besuchen, leben in Konfliktregionen. Dies sind rund 28 Millionen Kinder (UNESCO/BMZ 2011, 12). Die Einschulungsraten in der Sekundarstufe sind in Konfliktländern fast ein Drittel geringer als in anderen Ländern mit vergleichbarem Entwicklungsstand und die Schulabbrecherquoten sind höher. Die Alphabetisierungsrate bei Jugendlichen beträgt in Konfliktländern 79% und ist damit deutlich niedriger als in vergleichbaren Ländern (93%) (UNESCO 2011, 136, Marques/Bannon 2003, 6). Empirische (Länder-) Studien zu den Auswirkungen von Gewaltkonflikten auf individuelle Bildungschancen (für eine Übersicht siehe Justino 2010, 27f.) zeigen einen klaren negativen Zusammenhang (UNESCO 2011, 131). Gewaltkonflikte haben, auch wenn sie nur von kurzer Dauer sind, lang anhaltende negative Auswirkungen auf das Bildungsniveau und die Arbeitsmarktchancen der betroffenen Generation.

Die in der Literatur identifizierten (Kausal-)mechanismen (Davies 2004, 95, Justino 2010, Seitz 2004, 24-29, Tomlinson/Benefield 2005, 6, Wedge 2008, Blumör/Buttlar 2007) lassen sich grob zu drei Gruppen zusammenfassen:

Physische und psychische Beeinträchtigungen

Gewaltkonflikte beeinträchtigen erstens die physische und psychische Gesundheit von Menschen, was sich negativ auf deren Bildungschancen auswirkt. Kinder und Jugendliche erleiden physische und psychische Verletzungen, wenn sie unmittelbar von Gewalthandlungen betroffen sind oder wenn sie als Kindersoldaten rekrutiert werden (Justino 2010, 10). Ihre Lernfähigkeiten werden durch Ängste, Verluste, Verletzungen, psychologische Traumata, durch die Entwurzelung von Familien und das Zerbrechen von Gemeinschaften stark eingeschränkt. Die Hoffnungen und Ziele einer ganzen Generation werden zerstört (UNESCO 2011, 131). Zudem nimmt in Kriegszeiten auch die Gewalt innerhalb der Schule zu und mindert dadurch die Lernfähigkeiten (Nicolai/Triplehorn 2003, 5).

Erosion der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Bildung

Zweitens zerstören Gewaltkonflikte die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die für die Wahrnehmung von Bildungschancen nötig sind. Gewaltkonflikte verschärfen die Armut in einer Gesellschaft und zwingen viele Familien dazu, ihre Prioritäten bei der Verwendung des Haushaltseinkommens zu verschieben. Eltern können das Schulgeld nicht mehr zahlen, weil sie es für überlebenswichtige Güter wie Nahrung und Kleidung benötigen (UNESCO 2011, 146). Auch müssen Kinder und Jugendliche in Kriegszeiten verstärkt im Haushalt helfen oder zum Lebensunterhalt beitragen, wenn ihre Familienmitglieder rekrutiert oder getötet werden (Justino 2010, 11). Bei schlechter Sicherheitslage schicken Eltern ihre Kinder aus Angst vor Angriffen nicht in die Schule (UNESCO 2011, 140 ff.). Mädchen sind aufgrund der Bedrohung durch sexualisierte Gewalt überproportional davon betroffen. Daher sind lange Schulwege eine große Hürde für Kinder in unsicheren Konfliktregionen (Wedge 2008, 18, Justino 2010, 12). In Gewaltkonflikten gibt es zudem häufig große Flüchtlingsbewegungen. Weltweit sind geschätzt 45,2 Millionen Menschen auf der Flucht vor Kriegen und Gewalt (UNHCR 2013). Auf der Flucht zählen zunächst das unmittelbare Überleben und die Beschaffung von Nahrung und Unterkunft. Bildung wird in einer solchen Notlage von vielen nicht als überlebensnotwendiges Gut angesehen. Zudem gibt es dort, wo die Flüchtlinge ankommen oft keine oder nur unzureichende Bildungsangebote (UNESCO 2011, 152f., Justino 2010, 14).

Zerstörung der Bildungsinfrastruktur

Drittens schwächen oder zerstören Gewaltkonflikte das Bildungssystem und die Bildungsinfrastruktur. In Konfliktregionen verwenden die Staaten ihre finanziellen Ressourcen verstärkt für militärische Zwecke statt für den Bildungsbereich. Doch nicht nur in Konfliktregionen, auch bei reichen Geberländern macht zum Beispiel der finanzielle Anteil zur Erreichung des Ziels „Bildung für Alle“ der UNESCO zufolge nur einen Bruchteil ihrer Militärausgaben aus (UNESCO 2011, 146ff.). Die Folgen niedriger Bildungsausgaben in Konfliktregionen sind unter anderem ausbleibende Lohnzahlungen im Bildungssektor und das Fehlen notwendiger Materialien und Einrichtungen. Zudem besteht die Gefahr eines *brain drain*, wenn Lehrkräfte und Verwaltungspersonal vor der Gewalt fliehen müssen (Wedge 2008, 15). Viele Lehrkräfte in Konfliktregionen werden bedroht, verfolgt oder umgebracht, wenn sie Führungsrollen in ihren Gemeinden innehaben und mit ihrer Arbeit den Interessen bewaffneter Gruppen zuwiderlaufen (UNESCO 2011, 140 ff, Justino 2010, 13).

In vielen Gewaltkonflikten werden Schulgebäude für militärische Zwecke missbraucht und zu Zielen von militärischen Angriffen (Seitz 2004, 26ff.; Wedge 2008, 6). Zerstörungen von Schulen werden oftmals als „Kollateralschäden“ verbucht, obwohl sie durchaus strategische Ziele sind, vor allem in Regionen, in denen der Staat bekämpft wird und staatliche Schulen deshalb als feindliche Institutionen angesehen werden (Justino 2010, 13). In ideologisch oder religiös motivierten Konflikten sind Mädchenschulen verstärkt betroffen (UNESCO 2011, 143). Auch Schulcurricula sind in Kriegszeiten verstärkt Gegenstand politischer Manipulationen, um die „Herzen und Köpfe“ der Menschen für die eigene Sache zu gewinnen (Wedge 2008, 6). Nicht selten geht eine Militarisierung des Schulunterrichts und des Schulklimas, z.B. durch die Anwesenheit bewaffneter Sicherheitskräfte damit einher (Wedge 2008, 19).

Die Auswirkungen von Gewaltkonflikten auf die Bildungsinfrastruktur werden in einigen Länderstudien an der Zahl der zerstörten oder geschlossenen Schulen festgemacht. Ein Beispiel: „Sicherheitsbe-

denken haben in der afghanischen Provinz Helmand zur Schließung von über 70% der Schulen geführt.“ (UNESCO/BMZ 2011, 13). Es fehlt aber an systematischen, länderübergreifenden Untersuchungen über den Zusammenhang von Gewaltkonflikten und Schulschließungen. Verlässliche Datensätze wären die Voraussetzung, um die Zusammenhänge von Konflikt und Bildung aufspüren, messen und verstehen zu können (Justino 2010, 16). Es wurde deutlich, dass Gewaltkonflikte in vielerlei Hinsicht eine Gefährdung für Bildungschancen und Bildungsinfrastruktur darstellen. Daher stellt sich die Frage, wie Bildung dennoch in solch komplexen Krisensituationen bereitgestellt werden kann. Im Mittelpunkt stehen hier Bildungsmaßnahmen, die im Rahmen der Humanitären Hilfe oder der Entwicklungszusammenarbeit in Konfliktregionen durchgeführt werden.

Gewährleistung des Zugangs zu Bildung in Konfliktregionen

Um Bildung als Menschenrecht neben seiner Kodifizierung in vielerlei internationalen Abkommen mehr Geltung zu verschaffen, hat die internationale Staatengemeinschaft beim Weltbildungsforum in Dakar 2000 einen Aktionsplan *Education for All* verabschiedet. Da gerade in Krisen- und Konfliktregionen die Erreichung dieses Ziels „Bildung für Alle“ bedroht ist, hat sich in den letzten Jahren ein neues Arbeitsfeld *education in emergencies* herausgebildet (Seitz 2004, 34). Einen maßgeblichen Anstoß hatte bereits der Machel Report (Machel 1996) gegeben, der auf die schwierige Lage von Kindern in Notsituationen aufmerksam machte. Die Bereitstellung von Bildung in Notsituationen kann physischen und psychischen Schutz bieten, da sie einen Raum für Normalität schafft. Außerdem kann sie zur Übermittlung lebensrettender Informationen dienen (z.B. Aufklärung über Landminen) (Tomlinson/Benefield 2005, 6, Smith 2010, 2).

Internationale Qualitätsstandards für Bildungsangebote in Konfliktregionen

Die Internationalen Organisationen UNICEF, UNHCR und UNESCO haben gemeinsam mit weiteren Organisationen im Jahr 2000 das *Inter-Agency Network for Education in Emergencies* (INEE) gegründet. Das INEE hat Qualitätsstandards für Bildungsprogramme für Kinder und Jugendliche in Krisensituationen entwickelt, die inzwischen vor allem in Flüchtlingslagern weltweit berücksichtigt werden (INEE 2010). Tomlinson und Benefield (2005) zeigen einige in der Literatur genannte Probleme auf, die bei der Durchführung von international konzipierten Bildungsprogrammen auftreten können. Wenn Lernkonzepte von einheimischen Lehrkräften und internationalen Helfern stark voneinander abweichen, kann dies zu Spannungen führen. Es besteht zudem die Gefahr, dass Gruppen sich benachteiligt fühlen, wenn Bildungsangebote nur einem Teil der Bevölkerung z.B. Flüchtlingen offen stehen und diese noch qualitativ hochwertiger sind als die „normalen“ Bildungsangebote. Hilfsorganisationen können das staatliche Bildungswesen sogar unterminieren, wenn sie Lehrkräfte durch höhere Löhne vom Staatsdienst abziehen (Tomlinson/Benefield 2005, 6).

Konfliktsensible Bildungsprogramme

Im letzten Jahrzehnt wuchs das Bewusstsein in Forschung und Praxis, dass internationale Hilfe sich an den Prinzipien des *Do-no-harm* ausrichten müsse (Anderson 1999). In vielen Bildungsprogrammen der Entwicklungszusammenarbeit wurde der Bedarf an konfliktsensiblen Ansätzen erkannt. Eine Mindestanforderung ist, durch die Interventionen keinen Schaden anzurichten. Mit einem konfliktsensiblen Konzept können im Idealfall sogar die Auswirkungen des Gewaltkonflikts auf Bildungschancen und Bildungsinfrastruktur gemindert werden. Deshalb geht es darum, in Anlehnung an die oben genannten Auswirkungen von Gewaltkonflikten auf Kinder und Jugendliche, diese erstens vor direkter Gewalt zu schützen, zweitens für Rahmenbedingungen zu sorgen, die ihnen den Zugang zu Bildung ermöglichen und drittens die Zerstörung von Bildungsinfrastrukturen zu mindern. Ein Beispiel für einen solchen konfliktsensiblen Ansatz ist die Errichtung und Unterstützung von Gemeindeschulen (*community-based schools*), der insbesondere in Afghanistan vielerorts verfolgt wird.

Schulen auf Gemeindeebene für einen sicheren Zugang zu Bildung

Das Bildungswesen in Afghanistan ist besonders stark von der andauernden Gewalt im Land betroffen. Al-

lein im Jahr 2008 verzeichnete das afghanische Bildungsministerium 670 Fälle von Angriffen auf Schulen, Brandstiftung und Ermordung von Schülerinnen, Schülern und Lehrkräften. Mädchenschulen sind stärker betroffen als Schulen für Jungen (Glad 2009, 2). Zahlreiche Schulen wurden geschlossen oder Eltern wagten nicht mehr ihre Kinder in die Schule zu schicken. Als besonders gefährdet gelten staatliche Schulen oder solche, die von internationalen oder militärischen Akteuren (z.B. *Provincial Reconstruction Teams*) errichtet oder gefördert werden (Harmer et al. 2011, 211).

Mehrere Studien weisen darauf hin, dass im Konfliktkontext von Afghanistan die Unterstützung von Schulen auf Gemeindeebene (*community-based schools*) erfolgversprechend ist (Burde 2010, Glad 2009, Harmer et al. 2011). Der kurze Schulweg zu diesen lokalen Schulen ist ein einfaches Mittel um die Sicherheitsbedenken der Eltern zu mindern. Die Tatsache, dass die Schulen nicht von internationalen politischen oder militärischen Akteuren errichtet werden, mindert die Gefahr, dass sie als feindliche Stützpunkte angesehen und attackiert werden (Burde 2010, 246; Harmer et al. 2011). Mehrere internationale NGOs, darunter *Save the Children*, *Care* und *Catholic Relief Services* unterstützen oder unterhalten solche Bildungsprogramme auf Gemeindeebene (Burde 2010, 253f). Die Gemeinde kümmert sich dabei in der Regel selbst um die Räumlichkeiten der Schulen, die meistens in Privatwohnungen oder Moscheen eingerichtet werden. Hin und wieder übernimmt sie auch die Bezahlung der Lehrkräfte. Die NGOs organisieren Lehrerfortbildungen, Unterrichtsmaterialien und das Monitoring der Fortschritte. Schulen, die von nichtstaatlichen Organisationen unterstützt werden, sind seltener Angriffen ausgesetzt, weil die Architektur unauffälliger ist und sie oft mitten im Dorf liegen, so dass sich Angreifer nicht unbemerkt annähern können. Ein wichtiges Kriterium ist das erklärte Interesse der Gemeinde die Schule einzurichten und damit einhergehend eine hohe Eigenverantwortung (*local ownership*) für den Betrieb und für die Sicherheit der Schule zu übernehmen (Glad 2009, 3).

Es gibt jedoch einige Voraussetzungen für den Erfolg der Gemeindeschulen. Die NGOs brauchen für ihre Unterstützung Zugang zu den Schulen. Dieser ist jedoch in manchen Gegenden zu gefährlich für internationale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Des Weiteren ist der Erfolg zweifelhaft, sollten die Mullahs keinerlei Ausbildung erhalten. Zwar sind Gemeindeschulen seltener als staatliche Schulen von Taliban-Angriffen betroffen, bei Stammesrivalitäten in der Region sind jedoch Regierungs- und Gemeindeschulen gleichermaßen von Angriffen bedroht (Burde 2010, 259). Schließlich muss berücksichtigt werden, dass die Gemeindeschulen oft nur einen kleinen Teil der Bevölkerung, vor allem Kinder im Grundschulalter erreichen. Daher muss diskutiert werden, wie die Durchlässigkeit zwischen staatlichen und nichtstaatlichen Schulen gewährleistet werden kann (Burde 2010, 258).

Externe Akteure bewegen sich mit ihren Bildungsmaßnahmen immer auch in einem (bildungs-)politischen Kontext. Wie bereits angemerkt, hat Bildung nicht automatisch einen friedensstiftenden Charakter. Die konfliktverschärfenden Faktoren des gesamten Bildungssystems müssen in den Blick genommen werden, damit in Bildungsmaßnahmen nicht bestimmte Muster reproduziert werden, die zur Spaltung einer Gesellschaft beitragen.

Konfliktverschärfende Faktoren in Bildungssystemen

Einige Autoren haben sich daran gemacht, die „scheinbar per se friedensstiftende Kraft der Bildung zu entmystifizieren“ (Seitz 2004, 49). Bildung trägt nicht zwangsläufig zu zwischenmenschlicher Kooperation, zur Gleichberechtigung und zur moralischen Weiterentwicklung des Menschen bei. Bildungssysteme können mitunter sogar die Konfliktwahrscheinlichkeit zwischen gesellschaftlichen Gruppen erhöhen (Brown 2011, Bush/Saltarelli 2000, Davies 2004, Seitz 2004, Smith/Vaux 2003). Konflikte sind hierbei als Bestandteil sozialen Wandels anzusehen. Es geht nicht darum die Konflikte selbst zu vermeiden, sondern deren gewaltsame Eskalation zu verhindern.

Die konfliktverschärfenden Faktoren im Bildungssystem lassen sich nicht allein an quantitativen Einschulungsraten festmachen, sondern erfordern ergänzend qualitative Studien über die Bildungserfolge verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, über die Politik des Sprachunterrichts, die Inhalte von Curricula und Lehrbüchern, über Unterrichtsmethoden, sowie die Evaluation von Veränderungen in Einstellung

und Verhalten der Bildungsadressaten. Lynn Davies hat Faktoren im Bildungssystem identifiziert, die zur Spaltung von Gesellschaften beitragen und somit Konflikte und Gewalt verschärfen können (Davies 2004). Bildungssysteme können erstens sozioökonomische Differenzen festschreiben, zweitens ethnische, nationalistische oder geschlechtsbezogene Identitätskonzepte reproduzieren, die Gewalt legitimieren, drittens ein Schulklima erzeugen, das von direkter Gewalt, Strafen und Leistungsdruck geprägt ist und dadurch Gewalt reproduziert. Bei anderen Autoren finden sich ähnliche Faktoren, die je nach Ausgestaltung als konfliktverschärfend angesehen werden (Brown 2011). Die drei Dimensionen erinnern an die von Johan Galtung vorgenommene Unterscheidung in strukturelle, kulturelle und direkte Gewalt (Galtung 1980). Im Bildungswesen manifestiert sich strukturelle Gewalt in ungleichem Zugang zu Bildung oder in der systematischen Benachteiligung bestimmter Gruppen. Kulturelle Gewalt spiegelt sich in kulturell einseitigen Lehrinhalten oder in der Unterdrückung von Minderheitensprachen wider. Direkte Gewalt im Schulsystem äußert sich schließlich u.a. in Form von Prügelstrafen (vgl. Seitz 2004, 52).

Reproduktion sozioökonomischer Ungerechtigkeiten durch das Bildungswesen

Bildung ist ein Schlüsselfaktor für die Bestimmung von sozioökonomischen Chancen und für die Festbeschreibung von Ungleichheiten zwischen Geschlechtern, Ethnien oder Klassen (Brown 2011, 192; Davies 2004, 41ff). Wenn bestimmte gesellschaftliche Gruppen von sozialer und wirtschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen sind, erhöht dies die Wahrscheinlichkeit von gewaltsam ausgetragenen Konflikten (vgl. Gurr 1993, Stewart 2008). Man könnte zwar argumentieren, dass ein höheres Bildungsniveau auch gesamtgesellschaftlich ein höheres BIP erwarten lässt, welches mit einer niedrigeren Wahrscheinlichkeit von Gewaltkonflikten einhergeht (Brown 2011, 194). Allerdings birgt ein hohes Bildungsniveau, dem keine entsprechenden Jobchancen gegenüberstehen auch sozialen Sprengstoff. Dies gilt insbesondere für Gesellschaften mit hoher Jugendarbeitslosigkeit (Seitz 2004, 55).

Wenn sich die Ungleichheiten entlang ethnischer Trennlinien ausbilden, wie etwa zwischen Tamilen und Singhalesen in Sri Lanka (Bush/Saltarelli 2000, 11), dann erhöht dies zusätzlich die Wahrscheinlichkeit von Gewaltkonflikten, weil sich Gruppen entlang ethnischer Zugehörigkeiten leichter mobilisieren lassen (Brown 2011, 193f.). Die Benachteiligung ethnischer Minderheiten im Bildungswesen kann sich an der vorherrschenden Unterrichtssprache festmachen, wobei Brown hier betont, dass muttersprachlicher Unterricht sowohl inklusiv als auch ausgrenzend wirken kann. Einerseits kann eigener Sprachunterricht für die Identität und Autonomie einer Minderheit förderlich sein, andererseits ermöglicht eine gemeinsame Sprache erst die Verständigung von ethnischen Gruppen und wirkt der Entstehung von Parallelwelten entgegen. Eine Extremform der ethnischen Trennung sind segregierte Bildungssysteme, wie sie in Südafrika während der Apartheid oder auch in Nordirland vorzufinden waren (Bush /Saltarelli 2000, 15).

Nationalistische, militaristische oder geschlechtsbezogene Identitätsbilder im Bildungswesen

Bildung wird von den politisch Verantwortlichen oft als Instrument nationaler Identitätsbildung angesehen (vgl. Tawil/Harley 2004). Bildungssysteme dienen der Schaffung einer einheitlichen Nationalkultur, die Unterschiede zugunsten eines gemeinsamen Selbstverständnisses zu mindern sucht (Seitz 2004, 55). Auch hier verweist Brown (2011, 192) auf eine Ambivalenz dieses Faktors: In einem Bildungswesen, das kulturelle Diversität ermöglicht, können Minderheiten ihre Traditionen bewahren, die wichtig für ihre Identitätsbildung sind. Bei Errichtung einer parallelen Schulstruktur allerdings besteht die Gefahr, dass unterschiedliche Bildungsabschlüsse neue Ungleichheiten hinsichtlich der Chancen auf dem Arbeitsmarkt schaffen.

Als potenziell konfliktverschärfend können solche Curricula und Lehrmaterialien gelten, die Hass und Vorurteile gegenüber bestimmten gesellschaftlichen Gruppen schüren und Gewalt legitimieren. Besonders in den Fächern Geografie und Geschichte sind in vielen Ländern Militarismus, Patriotismus und Freund-Feind-Bilder stark verwurzelt und werden in Lehrbüchern von Generation zu Generation weitergegeben (Bush/Saltarelli 2000, 11ff.; Davies 2004, 74ff.). Das Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung liefert mit seinem Arbeitsbereich „Schulbuch und Konflikt“ bemerkenswerte Beiträge dazu, solche Verzerrungen weltweit aufzudecken. Auch Geschlechteridentitäten, wie etwa dominante Männlichkeits-

konzepte und Heroismus, die durch Lehrmaterialien transportiert werden, können zur Normalisierung und Legitimierung von Gewalthandlungen beitragen (Davies 2004, 57ff.).

Körperliche Gewalt, autoritäre Erziehungsstile und ein Schulklima der Angst

Viele Bildungsinstitutionen selbst sind in hohem Maße von direkter Gewalt geprägt, die von Schülerinnen und Schülern oder von Lehrkräften ausgeübt wird (Davies 2004, 109 ff.; Seitz 2004, 51.). Bis heute ist in vielen Ländern die körperliche Züchtigung von Schülerinnen und Schülern nicht gesetzlich verboten, sondern gängige Praxis (Davies 2010, 38). Wenn Gewalt in Schulen als Normalität herrscht, wie z.B. durch ein etabliertes und akzeptiertes Strafsystem, das körperliche Gewalt beinhaltet, verinnerlichen viele Schülerinnen und Schüler Gewalt als ein legitimes Mittel zur Machtausübung und Durchsetzung eigener Interessen und Vorstellungen.

Angesichts der beschriebenen Faktoren, die zumindest indirekt zu einer gewaltsamen Eskalation von Konflikten beitragen können, erfordert die Transformation von Bildungssystemen in Post-Konfliktgesellschaften eine „kritische und kompromisslose Aufarbeitung und Analyse der destruktiven Potenziale des vorausgegangenen Bildungswesens, seiner Curricula und der verbreiteten Bildungspraxis“ (Seitz 2004, 60). Wie müssten folglich Bildungsmaßnahmen gestaltet sein, die einen Beitrag zur sozialen Transformation hin zu einem dauerhaften Frieden leisten? Wenn die konfliktverschärfenden Elemente von Bildung bekannt sind, müssten sich auch Faktoren identifizieren lassen, die einen Beitrag zum Frieden leisten können.

Friedensfördernde Bildungsmaßnahmen in Konfliktregionen

Es wäre eine Überforderung nichtstaatlicher Initiativen, wenn diese sich um die Reform eines staatlichen Bildungswesens kümmern sollten. So sind es in der Regel staatliche Entwicklungsorganisationen, die Bildungsreformen etwa durch Beratung von Bildungsministerien und anderen öffentlichen Stellen unterstützen. Allerdings können auch nichtstaatliche Organisationen ihre Bildungsprogramme friedensfördernd ausrichten, so dass sie einen Beitrag zur Gewaltminderung und zur Stärkung von Gerechtigkeit leisten. Bildungsmaßnahmen können in allen Phasen eines Gewaltkonflikts unterschiedliche Funktionen erfüllen: Sie haben eine präventive Funktion, wenn sie Missstände und Ungerechtigkeiten zwischen Gruppen ausgleichen. Sie können in einer heißen Konfliktphase eine Schutzfunktion haben, indem sie Kindern und Jugendlichen einen Raum der Normalität bieten und außerdem können sie in Friedensprozessen eine Funktion der sozialen Transformation erfüllen (Smith 2010, 2).

Wie können Bildungsmaßnahmen im Rahmen von Wiederaufbauprozessen nach Gewaltkonflikten so integriert werden, dass sie einen Beitrag zum Frieden leisten? Wiederaufbau im Bildungsbereich bedeutet nicht die Wiederherstellung des alten Zustands, der oftmals zur Eskalation beigetragen hat, sondern ist eher als Transitionsphase zu verstehen, in der neue Lernformen erprobt werden (Davies 2004, 182). Dies erfordert aber zunächst, dass Bildungssektorreformen in Post-Konflikt-Gesellschaften mehr Bedeutung beigemessen wird. Dupuy (2008) zeigt in ihrer Analyse von 37 Friedensabkommen zwischen 1989 und 2005 auf, dass Bildung nur in 11 Abkommen überhaupt erwähnt wird.

Inklusivität, Partizipation, Pluralismus

„Soll qua Bildungsförderung die Fähigkeit einer Gesellschaft gestärkt werden, Konflikte produktiv und gewaltfrei zu transformieren, dann sind dabei strukturelle und prozessuale Faktoren wie eine partizipatorische Curriculumreform, ein demokratisches Schulleben, eine möglichst integrative Schulstruktur und eine von sozialer oder ethnischer Herkunft entkoppelte, ‚faire‘ Allokations- und Selektionsfunktion des Bildungswesens mindestens ebenso wichtig wie die Durchführung einschlägiger friedenspädagogischer Unterrichtseinheiten, von Konflikttrainings- oder Mediationsprogrammen.“ (Seitz 2004, 80f.). Seitz nennt folgende Faktoren, die er als zentral für ein Bildungssystem ansieht, das zur Konflikttransformation beiträgt und deren weitere Operationalisierung er als Aufgabe formuliert: 1) inklusive und integrative Bildungseinrichtungen und Bildungsstrukturen mit gleichberechtigtem Zugang für alle Bevölkerungsgruppen, 2) Praxis einer demokratischen und partizipatorischen Lernkultur, die zum positiven und konstruktiven Umgang mit Konflik-

ten ermutigt und befähigt, 3) die „pluralistische Schule“, die den Aufbau multipler, inklusiver Identitäten ermöglicht, die Differenz und Heterogenität (und zwar in kultureller, politischer und geschlechtsbezogener Hinsicht) wertschätzt und die Fremdheit mit Toleranz und Empathie zu begegnen vermag (Seitz 2004, 84).

Gewaltindikatoren, Kontroversität, Rechtebewusstsein

Ausgehend von den Gewaltformen, die in Bildungssystemen vorzufinden sind, schlägt Davies (2010) drei miteinander verknüpfte Strategien vor, die zur Gewaltminderung im Schulbereich beitragen sollten. Erstens müssen weltweit vergleichbare Indikatoren zur Bewertung der Gewaltsituation an Schulen entwickelt werden. Dazu gehören einerseits Indikatoren zur Messung der Gewaltintensität (Beleidigungen, Missbrauch, Ausgrenzung u.ä.) und andererseits quantitative und qualitative Messungen (Häufigkeit von Gewaltfällen, Wirkung von Strafsystemen, Konfliktlösungsstrategien, Forschungsansätze zur Überprüfung der Anwendbarkeit der Indikatoren, Umfragen, Interviews, Schulregeln, usw.). Zweitens geht es nicht darum junge Menschen Friedfertigkeit zu lehren, sondern sie zu Debatten über kontroverse Themen anzuregen. Die kritische Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Sichtweisen und historischen Verletzungen ist notwendig für die Entwicklung einer konstruktiven Konfliktkultur. Drittens sollten Schülerinnen und Schüler auf Grundlage der Menschenrechte ein Bewusstsein für die eigenen Rechte entwickeln, das notwendig ist, um widerstandsfähig gegenüber Gewalt zu werden. Fazit von Davies ist: „Schulen sollen nicht entweder Konflikt oder Frieden lehren, sondern Schülern und Lehrern ermöglichen, sich mit Ambivalenz, Pluralismus und Kontroversen wohl zu fühlen.“ (Davies 2010, 49).

Sprachen, Kooperationen, Austausch, Curriculareform, Qualifizierung

Stefanie Schell-Faucon (2001) nennt folgende Elemente, die bei Reformen von Bildungssystemen, die auf Friedensförderung abzielen, berücksichtigt werden sollten: 1) Bildungsinstitutionen sollten sich für die Gesellschaft öffnen und Kooperationen mit außerschulischen Sektoren initiieren. 2) Schulen sollten integriert, bi- oder multilingual organisiert sein und Begegnungsprogramme unterhalten. 3) Das Erlernen der Muttersprache und von Fremdsprachen ist zentral, da es nicht nur der Sprachkompetenz dient, sondern Perspektivwechsel und die Reflektion über kulturelle Identitäten ermöglicht. 4) Ausgehend von Analysen über Verzerrungen und Gewalt müssen Curricula, Tests und Lernmaterialien entsprechend reformiert oder entwickelt werden. 5) In Schulen müssen partizipative Strukturen und *Peer-Education* gestärkt werden, wie z.B. durch Jugendparlamente und Mediationsprogramme. 6) Familien und das soziale Umfeld müssen an der Schulentwicklung beteiligt werden. 7) Storytelling und Erinnerungsarbeit sind insbesondere in Post-Konfliktgesellschaften notwendig zur Aufarbeitung der Vergangenheit. 8) Bildungsprogramme müssen auch sozioökonomische Perspektiven bieten um Menschen in Gemeinschaften zu (re-)integrieren. 9) Internationale Austauschprogramme sind zentral für die Völkerverständigung. 10) Lehr- und Bildungspersonal braucht friedenspädagogische Qualifizierung um selbst als Vorbild für die Jugend dienen zu können.

Die Defizite bei der Evaluation von Bildungsprogrammen in Konfliktregionen werden in vielen Publikationen beklagt (vgl. Seitz 2004, Tomlinson/Benefield 2005, Tschirgi 2011, 4). „Very little research or evaluative evidence from education programmes that operate in conflict and post-conflict areas exists - either from successful or unsuccessful programmes. Research, evaluation and monitoring are often low on the list of priorities for practitioners working in these circumstances. This lack of reflective information means that future initiatives will be repeated without assessment of their effectiveness and suitability“ (Tomlinson/Benefield 2005, 2).

Erfolgskriterien

Ein Forschungsprojekt von Volker Lenhart und Kollegen (Lenhart et al. 2008, Lenhart et al. 2011) in Heidelberg überprüft „friedensbauende Bildungsmaßnahmen in bewaffneten Konflikten“ dahingehend, ob diese zu friedlicheren Einstellungen der Teilnehmenden gegenüber einer Kontrollgruppe beitragen. Im Ergebnis zeigt sich, dass friedenspädagogische Maßnahmen durchaus einen Beitrag zur Konflikttransformation leisten können. Allerdings sind Einstellungsänderungen noch nicht hinreichend für die Schaffung eines

nachhaltigen Friedens. Es braucht zudem strukturelle Veränderungen. Allgemeingültige Standards für ein konfliktsensitives oder gar friedensförderndes Bildungssystem müssen sich noch herausbilden. Auch ist ein spezifisch auf Bildungsprogramme zugeschnittenes *Peace and Conflict Impact Assessment* noch nicht entwickelt. Des Weiteren wären vergleichende Forschungsarbeiten zu den Erfahrungen aus Bildungsreformprozessen in Nachkriegsgesellschaften (z.B. *Reeducation* in Deutschland, *Education for Mutual Understanding* in Nordirland, uva.) wünschenswert um Erkenntnisse für Reformprozesse in anderen (Post-) Konfliktregionen zu gewinnen.

Literatur

- Anderson, Mary B. 1999. *Do No Harm: How Aid Can Support Peace - or War*. Boulder/London: Lynne Rienner Publishers.
- Blumör, Rüdiger, and Nora Buttlar. 2007. Annotated bibliography on education and conflict. Paper commissioned for the EFA Global Monitoring Report 2008, *Education for All by 2015: will we make it?* Paris: EFA.
- Brown, Graham K. 2011. The influence of education on violent conflict and peace: Inequality, opportunity and the management of diversity, in: *Prospects* 41(2), 191-204.
- Burde, Dana. 2010. Preventing violent attacks on education in Afghanistan: Considering the role of community-based schools, in: UNESCO (ed.). *Protecting Education from Attack: A State-of-the-Art Review*, Paris: UNESCO, 245-259.
- Bush, Kenneth D., and Diana Saltarelli (eds.) 2000. *The Two Faces of Education in Ethnic Conflict - Towards a Peacebuilding Education for Children*. Florence: UNICEF Innocenti Research Centre.
- Czempiel, Ernst-Otto 1986. *Friedensstrategien, Systemwandel durch Internationale Organisationen, Demokratisierung und Wirtschaft*, Paderborn: Schöningh.
- Davies, Lynn 2004. *Education and Conflict: Complexity and Chaos*. London, New York: Routledge Falmer.
- Davies, Lynn 2010. Zum ambivalenten Verhältnis von Schule und Gewalt: Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen, in: Kurtenbach, Sabine, Rüdiger Blumör und Sebastian Huhn (Hrsg.). *Jugendliche in gewaltsamen Lebenswelten: Wege aus den Kreisläufen der Gewalt*. Baden-Baden, Nomos. 37-50.
- Dupuy, Kendra E. 2008. Education in peace agreements, 1989-2005, in: *Conflict Resolution Quarterly* 26(2), 149-166.
- Galtung, Johan 2007: *Frieden mit friedlichen Mitteln*. Münster: Agenda Verlag.
- Glad, Marit 2009. *Knowledge on Fire: Attacks on Education in Afghanistan. Risks and Measures for Successful Mitigation*. Ottawa: Care Canada, World Bank, Afghanistan Ministry of Education.
- Gurr, Ted R. 1993. *Minorities at risk: A global view of ethno-political conflicts*. Washington, DC: United States Institute of Peace Press.
- Harmer, Adele, Abby Stoddard, and Victoria DiDomenico 2011. Aiding education in conflict: The role of international education providers operating in Afghanistan and Pakistan, in: *Prospects* 41(2), 205-221.
- HIK 2014: *Conflict Barometer 2013*, Heidelberg. http://www.hiik.de/de/konfliktbarometer/pdf/ConflictBarometer_2013.pdf, 17.09.2014.
- IBE 2011. *Conflict and Education: a list of resources*. Paris: UNESCO.
- INEE (ed.) 2004. *Education Minimum Standards for Education in Emergencies, Chronic Crises and Early Reconstruction*. Inter-Agency Network for Education in Emergencies. Paris.
- INEE 2010. *Minimum Standards for Education: Preparedness, Response, Recovery*. New York.
- Institute for Economics and Peace 2011. *New Dimensions of Peace – Society, Economy, and the Media*. Sydney: Institute for Economics and Peace.
- Justino, Patricia 2010. *How Does Violent Conflict Impact on Individual Educational Outcomes? The Evidence So Far*. Background paper prepared for the EFA Global Monitoring Report 2011: *The hidden crisis-education and violent conflict*. Paris.

- Leach, Fiona und Máiréad Dunne (eds.) 2007. *Education, Conflict and Reconciliation: International Perspectives*. Oxford: Peter Lang.
- Lenhart, Volker, Alamara Karimi und Tobias Schäfer 2011. *Feldevaluation friedensbauender Bildungsprojekte*. Osnabrück.
- Lenhart, Volker, Reinhard Mitschke und Simone Braun. 2010. *Friedensbauende Bildungsmaßnahmen bei bewaffneten Konflikten*. Frankfurt/M: Peter Lang.
- Machel, Graça 1996. *Impact of Armed Conflict on Children*. New York: United Nations.
- Nicolai, Susan, and Carl Triplehorn. 2003. *The role of education in protecting children in conflict*. Humanitarian Practice Network Paper 42.
- O'Malley, Brendan 2010. *Education under Attack 2010*. Paris: UNESCO.
- Romund, Anne, Uli Jäger und Tilman Wörtz (Red.) 2011. *Peace Counts 2.0: Die Erfolge der Friedensmacher*. DVD, Tübingen.
- Schell-Faucon, Stephanie 2001. *Conflict Transformation through Educational and Youth Programmes*, in: Alex Austin, Martina Fischer, and Norbert Ropers (eds.). *Transforming Ethnopolitical Conflict. The Berghof Handbook*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Seitz, Klaus. 2004. *Bildung und Konflikt - Die Rolle von Bildung bei der Entstehung, Prävention und Bewältigung gesellschaftlicher Krisen - Konsequenzen für die Entwicklungszusammenarbeit*. Eschborn, GTZ.
- Smith, Alan. 2005. *Education in the twenty-first century: Conflict, reconstruction and reconciliation*, in: *Compare* 35(4), 373-391.
- Smith, Alan. 2010. *The influence of education on conflict and peace building - Paper commissioned for the EFA Global Monitoring Report 2011, The hidden crisis: Armed conflict and education*. Paris.
- Smith, Alan B. 2011. *Education and Peacebuilding: from 'conflict-analysis' to 'conflict transformation'?* *Frient Essay Series* 4, 1-7.
- Smith, Alan, and Tony Vaux. 2003. *Education, Conflict and International Development*. London.
- Stewart, Frances. (Hrsg). (2008). *Horizontal inequalities and conflict: Understanding group mobilization in multiethnic societies*. London: Palgrave.
- Tawil, Sobhi, and Alexandra Harley. 2004. *Education, Conflict and Social Cohesion*. Paris: UNESCO International Bureau of Education.
- Tomlinson, Kathryn, and Pauline Benefield. 2005. *Education and conflict: research and research possibilities*. Berkshire: National Foundation for Educational Research.
- Tschirgi, Necla 2011. *Conflict, Education and Peacebuilding: Converging Perspectives*, in: *Conflict and Education* 1(1), 1-5.
- UNESCO 2010. *Protecting Education from Attack: A State-of-the-Art Review*. Paris: UNESCO.
- UNESCO 2011. *The hidden crisis: Armed conflict and education*. EFA Global Monitoring Report 2011. Paris: UNESCO.
- UNESCO und BMZ 2011. *Die unbeachtete Krise: Bewaffneter Konflikt und Bildung (Kurzfassung)*. Bonn: UNESCO. www.unesco.de/5434.html
- UNHCR 2013: *Global Trends 2012*. Genf: UNHCR. http://unhcr.org/globaltrendsjune2013/UNHCR%20GLOBAL%20TRENDS%202012_V05.pdf
- Wegde, Joanna 2008. *Where Peace Begins: Education's role in conflict prevention and peacebuilding*. London: International Save The Children Alliance.
- Women's Commission 2004. *Education Global Survey on Education in Emergencies*. New York: Women's Commission for refugee women and children.
- World Bank 2005. *Reshaping the Future: Education and Postconflict Reconstruction*. Washington D.C.



Unterricht im Gotteshaus: Dreizehn Klassen drängen sich in diesem Gebetsraum einer Moschee in der afghanischen Hauptstadt Kabul. Rund 200 Kinder lernen hier zeitgleich lesen, schreiben und rechnen. Morgens werden die Jungen, nachmittags die Mädchen unterrichtet.

DAS KLEINE EINMALEINS DER ZUKUNFT

DER KONFLIKT: TALIBAN VERWEIGERN MÄDCHEN DEN SCHULBESUCH
 DIE FRIEDENSMACHER: PETER UND ANNE MARIE SCHWITTEK AUS DEUTSCHLAND
 IHRE LÖSUNG: UNTERRICHT IN MOSCHEEN FÜR MÄDCHEN UND JUNGEN

AFGHANISTAN

Bildung für Frauen sei Sünde, meinen viele Taliban. Der Schulbesuch kann für afghanische Mädchen mitunter gefährlich sein. Die deutschen Eheleute Peter und Anne Marie Schwittek organisieren deshalb Unterricht für Mädchen in Moscheen. Statt neue Schulgebäude zu errichten nutzen die Schwitteks die vertrauten Strukturen vor Ort. Sie haben islamische Geistliche, die Mullahs in den Moscheen, als Verbündete. So erreichen sie Mädchen und auch Jungen, die aus Angst

keine Schule besuchen, aber in die Moschee gehen. Mit ihrem Verein OFARIN bilden sie afghanische Lehrkräfte aus, bei denen die Kinder oft mehr lernen als in staatlichen Schulen. Rund 5.500 junge Menschen werden derzeit in OFARINs Moscheeschulen unterrichtet. Sie wollen sich trotz schwieriger Sicherheitslage das Recht auf Bildung nicht nehmen lassen.

/
 Fotograf: Uli Reinhardt / Zeitempiegel



Versäumtes nachholen: Diese jungen Frauen konnten während Talibanherrschaft und Krieg nicht zur Schule gehen. Die Moscheeschulen sind ihre Chance Lesen und Schreiben zu lernen. Einige sind inzwischen selbst Lehrerinnen bei OFARIN.



Lokale Strukturen nutzen: Peter Schwittek arbeitet mit islamischen Geistlichen zusammen. Sie kamen zu ihm und baten um Unterstützung für den Unterricht von Mädchen und Jungen in ihren Moscheen. Sie wollen eine bessere Zukunft für die afghanische Jugend.



Den eigenen Kopf benutzen: Die Mädchen lernen bei OFARIN selbständig zu denken und Aussagen kritisch zu hinterfragen, anstatt nur nachzuplappern was die Lehrkraft sagt. Sie lernen nicht auswendig, sondern probieren eigene Wege aus.



Medien und Frieden

Reportage: DR Kongo – Radio Ushirika funkt dazwischen

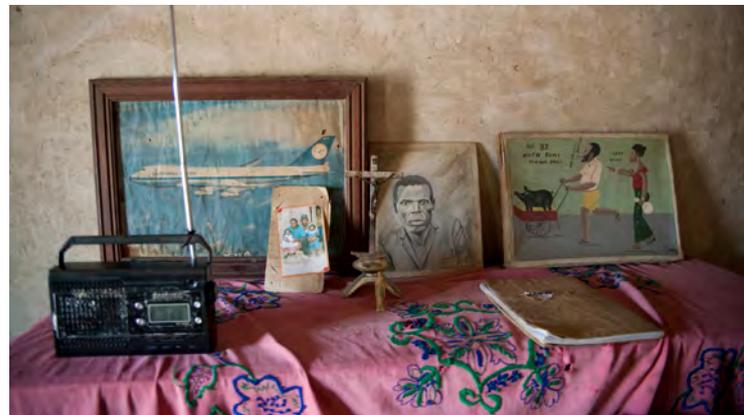
DR Kongo Foto 1

Mitten in Kongos Rebellenland sendet „Radio Ushirika“ versöhnliche Töne. Der Sender wird von Ehrenamtlichen betrieben und spricht in allen Sprachen der miteinander verfeindeten Gruppen.



DR Kongo Foto 2

Es war eine Stimme aus dem Radio, die 1994 das Töten in Ruanda befahl. „Schlagt sie tot wie die Ratten“. Damit forderte der Moderator von Radio „Mille Collines“ (Tausend Hügel) die Hutus zum Massentöten an den Tutsis auf. Das Ergebnis ist bekannt: mehr als 800.000 Menschen wurden während des Völkermords in Ruanda 1994 auf bestialische Weise ermordet. In den nachfolgenden Kriegen kamen im Osten Afrikas knapp vier Millionen Menschen ums Leben.



DR Kongo Foto 3

In den ländlichen Gebieten Afrikas dient das Radio oft als die einzige Nachrichtenquelle. Wenige können lesen, noch weniger sich einen Fernseher leisten. Ein Transistorradio gibt es dagegen für wenige Dollars in den kleinen Dorfläden. Seine Antenne bringt die Welt noch in das entlegenste Dorf. Oft sitzen Familien abends zusammen um den kleinen Kasten. Kein Medium ist beliebter und wurde gerade deshalb so missbraucht wie das Radio.





DR Kongo Foto 4

In der ostkongolesischen Provinz Nord-Kivu kann rund 80 Prozent der Bevölkerung weder Schreiben noch Lesen. Selbst in der Hauptstadt Goma mit ihren 700.000 Einwohnern gibt es keine einzige Zeitung. Nachrichten über die unsichere Lage im Hinterland der Stadt werden meist über Handy oder direkt von Mund zu Mund weiter getragen. Noch immer leben mehrere hunderttausend Kriegsflüchtlinge in provisorischen Hütten oder unter Plastikplanen. Sie haben Angst, in die von Rebellen beherrschten Gebiete zurück zu kehren.



DR Kongo Foto 5

Fast jeder hat eine Geschichte zu erzählen. Seine Geschichte. Sie handelt von Tod und Erniedrigung, von Vertreibung und Vergewaltigung. Wer es bis Goma geschafft hat, gehört zu den Glücklichen. Denn schon wenige Kilometer weiter hört die von der kongolesischen Armee kontrollierte Zone auf. Dort beginnt Rebellenland. Zurzeit machen Hutu-Milizen die Gegend unsicher.



DR Kongo Foto 6

Zu Hunderten sollen die Milizen schwer bewaffnet in den Virunga-Nationalpark eingesickert sein. Er ist fast vier Mal so groß wie das Saarland. Der Park ist nicht nur ein ideales Versteck, er ist auch die Finanzierungsquelle der Milizen. Viele Kriegsflüchtlinge suchten im Park Schutz. Sie leben vom Abholzen der Bäume und der Herstellung von Holzkohle. Die Rebellen schützen diese illegalen Bewohner vor den Parkwächtern und kassieren im Gegenzug Schutzgeld.



DR Kongo Foto 7

Auf unserem Weg Richtung Nationalpark häufen sich die Militärpatrouillen der Regierungstruppen entlang der Staubstraße. Oft bestehen sie aus ausgemergelten jungen Soldaten, die unsicher in die Umgebung schauen. Erst gestern morgen, erzählt der Fahrer unseres Jeeps, haben Rebellen drei Parkwächter und fünf Regierungssoldaten erschossen.

DR Kongo Foto 8

Einige Stunden später halten wir vor der Einfahrt zum Virunga-Nationalpark. Vor dem Haus steht ein völlig zerschossener Pick-up. Von dessen Ladefläche verteilt sich eine Blutlache bis auf den Staubboden. Etwa ein Dutzend Uniformierte kommen auf uns zu, die Männer wirken nervös. Sie tragen die khaki-braune Uniform der Nationalpark-Wächter und Kalaschnikows um die Schulter.



DR Kongo Foto 9

Auch ein Mann in zivil ist dabei, er redet beruhigend auf die Uniformierten ein. Es ist Jean Baptiste Kiyana. Wir waren hier mit ihm verabredet. Kiyana ist ein bulliger Typ und trägt fast immer Mikrofon und Kopfhörer um den Hals, damit er jeden Moment in sein Aufnahmegerät sprechen kann. Kiyana ist Radiojournalist und Gründer eines kleinen, lokalen Radiosenders, dem „Radio Communautaire Ushirika“.



DR Kongo Foto 10

Wir passieren die Stelle, an der Tags zuvor etwa 40 Bewaffnete den Pick-Up der Parkschützer unter Beschuss genommen hatten. Die vier Parkwächter und fünf Soldaten waren gerade auf dem Weg zu ihren Kontrollposten an der Straße, als sie angegriffen wurden. Acht Männer starben, nur einer konnte in das nahe Dickicht fliehen und überlebte.



DR Kongo Foto 11

Jean Baptiste Kiyana gründete Ende der 90er Jahre mit ein paar Freunden die Organisation „Cereba“. In der Gegend um Kiwanja herrschte schon bald zehn Jahre Krieg. „Die Menschen kannten nur Gewalt und Vertreibung“, sagt Kiyana, „dass es auch ein Leben in Frieden gibt, kannten sie nicht.“ Cereba war eine Art Volkshochschule zu Themen wie Züchtung von Saatgut, Gesundheitsvorsorge, Streitschlichtung oder Nähen. Doch wie erreichte man die Menschen, die weit verstreut in Dörfern lebten? Eine Radiostation zu gründen lag da nahe.





DR Kongo Foto 12

Das Gebäude der Radiostation „Ushirika“ liegt unweit der einzigen Straßenkreuzung von Kiwanja. Mit ihrem 100-Watt-Verstärker kann die Station rund 50 Kilometer Reichweite erzeugen. In diesem Radius leben etwa Zweihunderttausend Menschen unterschiedlicher Ethnien. Es herrscht ein Sprachengewirr wie in Babylonien. Darum sendet Radio „Ushirika“ in vier Sprachen: Französisch, Swahili, Kinande und Kinyarwanda.



DR Kongo Foto 13

Im Sendestudio sitzt gerade Redakteur Faustin Tawite und moderiert die Sendung „Choisir la vie“ – das Leben wählen. Ein Unterhaltungsprogramm mit viel Musik. In der Pause spricht Tawite ein paar einfache Grundregeln des Zusammenlebens ins Mikrofon: „Streit gibt es überall und immer wieder. Aber man muss Probleme mit friedlichen Mitteln lösen. Hört euch gegenseitig zu und versucht, auch den anderen zu verstehen.“ Verhaltensregeln, die wie Selbstverständlichkeiten klingen, können in der Provinz Nord-Kivu schon mal ein Leben retten.



DR Kongo Foto 14

Jean Baptiste Kiyana hat an diesem Morgen schon ein Leben gerettet. Auf dem Weg zu seiner Radiostation war er auf der Straße an einer aufgeregten Menschenmenge vorbeikommen. Eine Diebesbande hatte in der Nacht versucht, einen armseligen Kleiderladen aufzubrechen und war von Nachbarn auf frischer Tat erwischt worden. Einer der Diebe schaffte es nicht mehr zu fliehen. „Was habt ihr mit ihm gemacht?“, will Kiyana wissen. „Er liegt im Krankenhaus“, antworten sie.



DR Kongo Foto 15

Der Dieb liegt auf dem Zementfußboden des Hospitals. Fast hundert Menschen drängen sich vor dem Zimmer. Jemand hatte mit einem Stock auf den Bewegungslosen eingeschlagen. Kein Arzt, keine Krankenschwester traute sich durch die aufgeheizte Menge. Kiyana bahnt sich einen Weg. Ihm schlägt Hass entgegen. „Du willst ihn retten, diesen Verbrecher. Er soll verrecken!“ ruft einer. „Lasst ihn leben“ antwortet Kiyana und holt eine Krankenschwester, die sich um den Mann kümmert. Die Menge ist unzufrieden, aber Kiyanas Wort hat Gewicht.

DR Kongo Foto 16

Erst vor drei Jahren kam er selbst nur knapp mit dem Leben davon, erzählt Kiyana. Bei Kämpfen zwischen zwei Rebellen-Gruppen kamen 150 Menschen ums Leben. Ein Journalist von Radio Ushirika wurde erschossen, die Radiostation geplündert. Die in der Nähe stationierten UN-Truppen haben nicht eingegriffen. Kiyana selbst flüchtete nach Uganda. Er schrieb in einem Brief an den UN-Sicherheitsrat: „Die Vereinten Nationen sagen, alle Menschen seien frei und gleich. Verdienen wir den Schutz nicht? Sind wir nicht gleich wie die Andern?“



DR Kongo Foto 17

Kiyana zeigt uns das Lager der UN-Mission von Kwanja. Eine indische Einheit aus dem Punjab hat sich am Rande der Stadt hinter Stacheldraht und einer zwei Meter hohen Mauer aus Sandsäcken eingerichtet. Weder der Kommandant noch ein anderer der Soldaten spricht ein Wort Französisch. „Die bekommen hier nichts mit“, sagt Kiyana, „sie sind ausschließlich damit beschäftigt, sich selbst zu schützen.“



DR Kongo Foto 18

Von 4.30 bis 22.30 Uhr ist Radio Ushirika „on air“. Fast alle der lokalen Menschenrechtsgruppen nutzen den Radiosender, um über ihre Arbeit zu berichten. Um die Bevölkerung schneller über gefährliche Situationen zu informieren, hat Radio Ushirika ein Netz von „Radio-Clubs“ in den umliegenden Dörfern aufgebaut. Mitglieder der Clubs rufen beim Sender an, sobald sich Rebellen nähern.





DR Kongo Foto 19

Keine Woche nach dem Überfall auf die Parkwächter, sitzt Kiyana mit seinem Team zusammen. Die Lokalnachrichten des Tages beginnen wieder mit einer traurigen Meldung: „Heute haben bewaffnete Rebellen einen Parkschützer erschossen, der auf dem Weg zu seinem Kontrollpunkt war.“ Kiyana wirkt müde, als er die Nachricht hört. „Die Hörer sind abgestumpft“, sagt er. „Ein Toter mehr oder weniger interessiert sie kaum noch. Das Schlimmste daran ist, dass man den Respekt vor dem Leben verloren hat.“



DR Kongo Foto 20

Viele in Kiwanja haben das Radio vor die Hütte gestellt und auf volle Lautstärke gedreht, wenn Jean Baptiste am Abend von seiner Radiostation nach Hause läuft. Die Menschen rufen ihm freundliche Worte zu. Gerade läuft „Salut les copins“ – es ist die beliebteste Sendung von Radio Ushirika. Jugendliche rufen live per Handy an und erzählen, in wen sie verliebt sind. Man könnte das alles für Frieden halten, wüsste man nicht, dass nur wenige Kilometer entfernt schon wieder die Gewehre geladen werden.

Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotografin: Macline Hien) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „*Peace Counts 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen*“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz. 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>. Dort kann auch die *Peace Counts* Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Philipp Mausshardt steht unter dem Titel „Radio Ushirika funkt dazwischen“ bei: <http://www.peace-counts.org/radio-ushirika-funkt-dazwischen/>

Essay: Medien und Frieden

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Medien und Frieden“

Mitten in der von Krieg und Gewalt gebeutelten kongolesischen Provinz Nord-Kivu sendet Radio Ushirika ein Friedensprogramm. Der Radiomoderator Jean Baptiste Kiyana hat mit Kolleginnen und Kollegen „Radio-Clubs“ in den Dörfern gegründet. Sie rufen beim Sender an, wenn bewaffnete Kämpfe in der Nähe stattfinden, so dass die Bevölkerung gewarnt werden kann. Schutz suchende Flüchtlinge geraten immer wieder zwischen die Fronten der kongolesischen Truppen und ruandischen Hutu-Rebellen. Das Radio ist oft das einzige Mittel zur Verbreitung von Nachrichten in einem Land, dessen Bevölkerungsmehrheit weder lesen noch schreiben kann. Radio Ushirika sendet in vier Landessprachen, gibt Tipps zur Bewältigung des schwierigen Lebensalltags und berichtet über die Arbeit von lokalen Menschenrechtsorganisationen. In Ruanda wurden 1994 im Radio Aufrufe zum Völkermord gesendet, Radio Ushirika will stattdessen durch Information und Aufklärung zum Frieden beitragen.

Die Reportage über das Radio Ushirika in der Demokratischen Republik Kongo lässt sich mit den friedenswissenschaftlichen Debatten um Friedensjournalismus, konstruktive Berichterstattung oder *media assistance* verknüpfen. Das Radio Ushirika in der DR Kongo leistet als *community radio* zunächst einmal einen grundlegenden Beitrag zur Information der Bevölkerung über drohende Gefahren. Es erfüllt damit lebensrettende Funktionen in humanitären Notlagen. Kaum jemand in der Region hat Zugang zum Internet und viele Menschen sind Analphabeten. In diesem Kontext ist das Radio das einzige Mittel um Nachrichten

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Bedeutung von Medien in Konflikt- und Kriegsregionen:* Text und Fotos der Reportage lassen sich als sehr anschaulicher Einstieg in Debatten um die ambivalente Rolle von Medien in Konflikten und Kriegen verwenden. Die gelegentlich sehr abstrakt geführte Mediendiskussion gewinnt an Konkretion. Die Reportage zeigt, dass es in der Praxis um eine Frage von Leben oder Tod gehen kann. Die Sensibilität für die friedensethische Auseinandersetzung und die praktischen Herausforderungen mediengestützter Friedensarbeit wächst.
- *Friedensjournalismus:* Die Organisation *Transcend* verfolgt einen spezifischen Ansatz von Friedensjournalismus (www.transcend.org/tms/about-peace-journalism/1-what-is-peace-journalism/). Eine medien- und friedenswissenschaftlich orientierte Auseinandersetzung mit den Reportagen von *Peace Counts* kann die Leitfrage stellen, inwieweit die Reportagen den Erwartungen des *Transcend*-Ansatzes entsprechen. Dazu sollten die Volltext-Reportagen verwendet werden. *Peace Counts* favorisiert den Ansatz eines „konstruktiven Journalismus“. Hinweise dazu bietet ein Essay von Michael Gleich: www.peace-counts.org/essay-teufel-traegt-prada/
- *Community Radio Ansätze:* Der Aufbau von Community Radios wird z.B. von *Search for Common Ground* unterstützt. Auf der Internetplattform www.radiopeaceafrica.org gibt es vertiefende Beiträge zu dem Community Radio Ansatz. Ein Projekt von *Peace Counts* widmet sich dem Aufbau eines Radiosenders in der Elfenbeinküste, *Studio Mosaik*: www.peace-counts.org/horen/peace-fm. Diese Beispiele können zusammen mit der Reportage für die Diskussion um die Möglichkeiten und Risiken der Förderung einer friedensorientierten Medienlandschaft (von außen) genutzt werden.

in die entlegenen Regionen des Landes zu bringen und Menschen vor kriegerischen Auseinandersetzungen rechtzeitig zu warnen. Einen konstruktiven, lösungsorientierten Beitrag leistet das Radio mit seinen Bildungsprogrammen, in denen praktische Lebenstipps und Konfliktlösungsmethoden gegeben werden. Durch seine Viersprachigkeit kann es zudem einen Beitrag zur interkulturellen Verständigung leisten, dies hängt jedoch natürlich von den Inhalten der Medienformate ab. Das Radio bietet auch ein Forum in dem Menschenrechtsorganisationen und soziale Gruppen über ihre Arbeit berichten. Es unterstützt somit die Sichtbarkeit zivilgesellschaftlicher Organisationen. Jean-Baptiste Kiyana's Vermittlerrolle geht über die reine Nachrichtenvermittlung im Radio hinaus. Er engagiert sich als anerkannte Persönlichkeit in seiner Umgebung für die Schlichtung von Konflikten und für die Aufklärung von Verbrechen. Damit kommt er Galtungs Ideal des Friedensjournalisten, der nicht distanziert über Konflikte berichtet, sondern sich auch persönlich aktiv für Lösungen einsetzt, ziemlich nahe. Aus der Reportage geht jedoch nicht hervor, ob der Anspruch, Friedensjournalismus zu betreiben von dem Protagonisten geteilt wird.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

In der Friedensforschung wird angenommen, dass Medien Konflikte sowohl verschärfen wie auch zu deren Deeskalation beitragen können. Doch wie und unter welchen Bedingungen sie einen positiven Beitrag zur Konflikttransformation und Friedensförderung leisten ist umstritten (Melone/Terzis/Beleli, 2002). Zudem wird unter Journalistinnen und Journalisten sowie Medienwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern kontrovers diskutiert, ob es überhaupt eine journalistische Aufgabe ist, sich um Friedensförderung zu bemühen. Dies wird insbesondere in Diskursen um die Begriffe Friedensjournalismus bzw. konstruktive Konfliktberichterstattung deutlich. In vielen Konfliktregionen steht außerdem zunächst einmal die Frage im Vordergrund, wie überhaupt unabhängige Berichterstattung und Medienstrukturen geschaffen und gegebenenfalls von außen unterstützt werden können. Dieser Essay gibt einen Überblick über die Diskurse zum Potenzial von Medien für Friedensförderung und Konflikttransformation.

Rolle von Medien in Konflikten

Medien erfüllen wichtige Funktionen in modernen Gesellschaften. Wie Luhmann bemerkte: „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt, in der wir leben wissen, wissen wir durch die Massenmedien“ (Luhmann 2004, 9). Medien stellen eine Öffentlichkeit her, die zur Meinungs- und Willensbildung der Bürgerinnen und Bürger beiträgt. Journalistinnen und Journalisten werden in einer demokratischen Öffentlichkeit daher folgende Aufgaben zugeschrieben: 1) Artikulation von Stimmen verschiedener gesellschaftlicher Gruppen und Aufgreifen von Themen mit kollektiver Bedeutung, 2) Kritische Prüfung von Fakten und Aussagen von Entscheidungsträgern, 3) Beitrag zur Orientierung und Meinungs- und Willensbildung von Bürgerinnen und Bürgern (Bilke 2011, 364ff.). Allerdings leiten sich diese Anforderungen meist aus dem Selbstverständnis von Medien in demokratischen Gesellschaften ab. Sie könnten aber in Krisenregionen möglicherweise anders definiert werden, weil sie von anderen Erfahrungen geprägt sind. Eine bloße Übertragung der Funktionen, die Medien in westlichen Demokratien zugeschrieben werden, auf Medien in Konfliktregionen ist daher schwierig. Dennoch wird bei der Bestimmung von Potenzialen der Medien zur Friedensförderung oft darauf zurückgegriffen.

Bilke unterscheidet drei idealtypische Rollen von Medien in Konfliktsituationen (Bilke 2008, 180):

1. Medien als Co-Konfliktpartei: Sie übernehmen die Perspektive und die Selbstdarstellung einer Konfliktpartei, meist der eigenen Regierung. Dieses Rollenbild ist geprägt von der Vorstellung, dass Medien eher ein Instrument des politischen Systems als ein eigener Akteur sind.
2. Medien als dritte Konfliktpartei: Bei ihnen steht das Interesse an der Nachrichtenware „Konflikt“ im Vordergrund. Sie berichten als „lachende Dritte“ über die Eskalation, die sie teilweise mit eigenen Inszenierungen vorantreiben. Sie halten sich an etablierte Repräsentanten und Perspektiven, handeln aber anhand von eigenen, strategischen Zielen.

3. Medien als Konfliktvermittler: Sie liefern umfassende Konfliktanalysen mit vielfältigen Deutungsmöglichkeiten, nutzen ihre Funktion als Agenda-Setter zur Frühwarnung vor Eskalationen, fördern Verhandlungslösungen und gegenseitige Akzeptanz. Sie werden als eigenständig handelnde Akteure wahrgenommen.

„Wie stark diese Rollen zum Tragen kommen, hängt von der Dramaturgie der Krisenkommunikation, dem Krisenverhalten der Eliten und der strategischen politischen Kommunikation ab.“ (Bilke 2008, 180). In Kriegszeiten gibt es die Tendenz, dass militärische und politische Entscheidungsträger und Entscheidungsträgerinnen in den Medien am meisten genannt und zitiert werden. Somit spiegeln sich deren Begründungen für den Krieg in den Medien prominent wider und unterstützen die Legitimierung des Krieges (Bilke 2011, 367; Galtung 1998).

Kontroverse um die Notwendigkeit eines Friedensjournalismus

Aus den Debatten um die Rollen von Medien und Journalismus in Konflikten haben sich Konzepte eines Friedensjournalismus entwickelt (Galtung 1998, Kempf 2005, Bilke 2008). Galtung kritisiert, dass die Berichterstattung über Kriege und gewaltsame Konflikte häufig einer Sportberichterstattung gleicht, in der es darum geht, das Geschehen zu beobachten, zu kommentieren und abzuwarten, wer siegreich aus dem Turnier hervorgeht. Kriegsjournalismus tendiert demnach dazu, einen einseitigen Fokus auf die Gewalt zu legen, die Propaganda von Eliten zu übernehmen und Konflikte als Nullsummenspiele darzustellen. Friedensjournalismus hingegen berichtet darüber, worum es in dem Konflikt geht, und nicht wer siegt oder verliert (Galtung 1998, 5). Friedensjournalistinnen und -journalisten müssen eine wirkliche Konfliktanalyse vornehmen, in der sie auch die strukturellen Ursachen des Konflikts benennen, die unsichtbaren Folgen wie Trauma und Hass aufgreifen, sowie kreative Ideen für Lösungen aufzeigen und über die Menschen berichten, die sich um gewaltfreien Konfliktaustrag und Versöhnung bemühen (Galtung 1998, 5ff).

Andere haben Galtungs Vorschläge kontrovers diskutiert und eigene Modelle für Friedensjournalismus entwickelt (Bilke 2002, 2008; Kempf 2007). Ein umfassender Austausch der Argumente für und wider einen Friedensjournalismus findet sich in der 2007er Ausgabe des Journals *communication and conflict online*, das von Wilhelm Kempf herausgegeben wird. Darin diskutieren Journalisten und Sozialwissenschaftler (Hanitzsch 2007; Loyn 2007; Lynch 2007; Peleg 2007; Kempf 2007), ob Friedensjournalismus überhaupt ein neues Konzept darstellt oder ob es sich nicht um eine Umschreibung für guten Journalismus handelt, der sich der Wahrheit und Objektivität verpflichtet (Hanitzsch 2007). Manche kritisieren, dass die Verknüpfung von Frieden und Journalismus den journalistischen Objektivitätsanspruch gefährde, dass Friedensjournalismus also das Gegenteil von Qualitätsjournalismus sei (Loyn 2007). Journalismus sollte sich keinem anderen Ziel verschreiben als Informationen zu vermitteln und sei es noch so ein allgemein anerkanntes Ziel wie Frieden. Ein Journalismus, der versucht, Einstellungen des Publikums zu Krieg und Frieden zu beeinflussen, betreibt Public Relations für Friedensorganisationen oder Friedenspropaganda (Hanitzsch 2007).

Nadine Bilke allerdings hält dies für eine Fehlinterpretation (Bilke 2008, 14). Frieden ist im Rahmen von Menschenrechtserklärungen und Verfassungen hinreichend international und national kodifiziert, so dass sich auch Journalismus an diesen Werten orientieren muss. Außerdem ist angesichts sozialwissenschaftlicher und psychologischer Erkenntnisse ein begründeter Zweifel an der Möglichkeit rein objektiver Berichterstattung angebracht (Bilke 2002, 70ff). Journalistinnen und Journalisten sollten sich der eigenen Befangenheit und Subjektivität bewusst sein. Als Konstrukteure von Realität können Berichterstellerinnen und Berichtersteller durch die Art, wie sie berichten, durch die Wahl ihrer Themen und ihrer Sprache, einen Beitrag zur Eskalation oder Deeskalation von Konflikten leisten (Kempf 2007). Damit einher geht eine Verantwortung der Journalistinnen und Journalisten für ihre Darstellung von Geschehnissen. Es geht um eine ethische Grundhaltung: Wem bin ich verpflichtet, welche Werte transportiere ich, wie stelle ich Gewalt dar? (Bilke 2002, 68). Einige Kriegsberichterstellerinnen und -berichtersteller geben den Objektivitätsanspruch leicht auf, wenn sie Position beziehen und nur die Fragen stellen: „Wer ist der Aggressor? Wie kann er gestoppt werden?“, statt zu fragen: „Was ist das Problem? Wie kann es gelöst werden?“ (Kempf

2007, 3). Lynch und Goldrick haben einen Katalog von 17 Punkten aufgestellt zur Orientierung für einen praktischen Friedensjournalismus (Lynch/McGoldrick 2005, 28f.). Dazu gehören die auch von Galtung schon genannten Punkte (Stereotypen vermeiden, Gemeinsamkeiten suchen, die negativen Folgen des Krieges für beide Seiten darstellen, usw.). Journalistinnen und Journalisten müssen keine Friedens- und Konfliktforscherinnen und -forscher sein. Doch die Kenntnis der zentralen friedenswissenschaftlichen Kategorien (Krieg, Frieden, Gewalt, Konflikt) kann verhindern, dass diese Begriffe unpräzise und inflationär benutzt werden (Legatis 2012, 114).

Dagegen halten einige Praktikerinnen und Praktiker, dass die Anforderungen, die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in ihren Modellen aufstellen angesichts der Zwänge im journalistischen Berufsalltag unrealistisch sind (Loyn 2007). Zeitdruck, Platzmangel, begrenzte Budgets, Zensur und Desinformation, Erwartungen von Redaktionen, Bedürfnisse des Publikums, Marktgesetze usw. beschränken die Entfaltungsmöglichkeiten eines Friedensjournalismus (vgl. Bläsi 2006). Wenn die Berichterstattung so häufig dem von Galtung kritisierten Kriegsjournalismus gleicht, hängt dies nicht etwa mit bösem Willen oder Unfähigkeit zusammen, sondern auch mit allgemeinen Entwicklungstendenzen im Mediensystem. Kommerzialisierung, Entertainingisierung, Fiktionalisierung, und Zwang zur Aktualität der Berichterstattung sind Herausforderungen für Qualitätsjournalismus (Bilke 2002). Bilke prägte den Begriff des konfliktensensitiven Journalismus, der spezifisches Wissen über ein Konfliktgeschehen und eine kritische Selbstwahrnehmung bei der Arbeit in Konflikten erfordert. Ein konfliktensensitiver Journalismus ist den Kriterien der Wahrhaftigkeit, Richtigkeit, Relevanz und Vermittlung verpflichtet und ist sich der eigenen Subjektivität bewusst und macht diese transparent (Bilke 2008, 212). Dies ist kein „neuer“ Journalismus, sondern bedeutet die Stärkung professioneller Qualitätsstandards (Legatis 2012, 113).

Doch konfliktensensitive Berichterstattung bedeutet immer noch vornehmlich Berichterstattung über Konflikte. Galtung ging es beim Friedensjournalismus auch darum, den vielfältigen Friedensbemühungen eine Stimme und ein Gesicht zu verleihen und vor allem lösungsorientiert zu berichten (Galtung 1998). Dieser Aufgabe widmen sich auch die Journalistinnen und Journalisten von *Peace Counts*. Auf der Suche nach Antworten auf die Frage „Wie macht man eigentlich Frieden“ recherchieren und berichten sie über zivilgesellschaftliche Friedensinitiativen weltweit. Sie spüren Menschen auf, die trotz schwieriger Umstände in Krisenregionen an gewaltfreien Lösungen arbeiten (Gerster/Gleich 2005). Die Journalistinnen und Journalisten sind der Überzeugung, dass nicht nur die Kriegsgeschichten, sondern auch die Friedensbemühungen einen Nachrichtenwert haben: Sie sind es wert, erzählt zu werden. Doch Hofberichterstattung oder Advocacy-Journalismus für Projekte ziviler Konfliktbearbeitung ist nicht das Anliegen von *Peace Counts* (Jäger/Ritzi/Romund 2010, 74f.). Deswegen bevorzugen die für *Peace Counts* engagierten Journalistinnen und Journalisten für ihre Arbeit den Begriff des konstruktiven Journalismus, der Lösungsansätze für gesellschaftliche Probleme recherchiert und veröffentlicht, dabei aber kritisch bleibt.

Grenzen durch politische Strukturen in Konfliktregionen

Die Debatte um die Spielräume für konstruktive Berichterstattung und Friedensjournalismus bezieht sich oft auf die Mediensysteme in westlichen Demokratien. In Krisen- und Konfliktregionen in anderen Teilen der Welt arbeiten Journalistinnen und Journalisten teilweise unter gänzlich anderen Bedingungen. Nach Reljic (2004) reicht es in Konfliktregionen nicht aus, ethische Prinzipien für journalistische Arbeit zu formulieren und gezielte Qualifizierungen durchzuführen. Dies sind zwar erste Schritte auf dem Weg zu konfliktensensibler Berichterstattung und Friedensjournalismus. Man muss sich aber ebenso die Gewaltstrukturen und Mediensysteme umfassend anschauen, innerhalb derer Journalistinnen und Journalisten arbeiten (dazu auch Becker 2002, 17ff). Solange z.B. staatliche Autoritäten keine unabhängigen Medien erlauben, bleiben engagierte Friedensjournalistinnen und -journalisten Einzelkämpferinnen und Einzelkämpfer in einem System der strukturellen Gewalt. Reljic identifiziert vier Faktoren, welche die Potenziale von konstruktiver Konflikt- und Friedensberichterstattung erhöhen oder begrenzen:

1. Politisch-rechtlicher Rahmen: Ein Rechtsstaat, in dem Medienfreiheiten garantiert sind, bietet selbstverständlich bessere Bedingungen für einen konstruktiven Journalismus als ein autoritäres System.

2. Politisch-ökonomischer Kontext: ökonomisch unabhängige Medien haben mehr Möglichkeiten, friedensjournalistische Angebote zu machen als solche, die komplett von der Regierung finanziert sind.
3. Qualität des praktizierten Journalismus: In manchen Ländern gibt es eine etablierte Kultur des kritischen Journalismus, in anderen versteht er sich eher als Sprachrohr der Eliten. In letzteren Situationen ist es schwieriger, diese Muster zu durchbrechen.
4. Politisches Bewusstsein der Öffentlichkeit: Nicht zuletzt spielt es eine wichtige Rolle, wie demokratisch gebildet das Publikum ist. Kriegspropaganda wird von einer aufgeklärten Bevölkerung eher als solche entlarvt werden und somit weniger Wirkung erzielen als in einem Land ohne demokratisches Bewusstsein (Reljic 2004, 328).

Für die Entwicklung von konstruktivem oder Friedensjournalismus braucht es also eine Reihe von Voraussetzungen. In Konfliktregionen unterstützen viele NGOs und internationale Organisationen journalistische Projekte im Rahmen von *peacebuilding*-Maßnahmen, was häufig unter dem Begriff der *media interventions* oder *media assistance* zusammengefasst wird (Legatis 2012, 120f). Der Begriff *media interventions* erscheint allerdings aufgrund der Nähe zu anderen Formen der Intervention (z.B. militärischer Art) unglücklich gewählt. Howard unterscheidet bei dieser Art der Unterstützung fünf Stufen gestaffelt nach ihrer Intensität (Howard 2001, 13):

1. Stufe: Entwicklung von Basisfertigkeiten von Journalistinnen und Journalisten (konventioneller Journalismus im Sinne von möglichst wahrhaftiger Berichterstattung). Förderung demokratischer Institutionen zur Sicherung der Medienfreiheit.
2. Stufe: Sensibilisierung von Journalistinnen und Journalisten für kulturelle Stereotype und für ihre Verantwortung in der Gesellschaft. Förderung einer Infrastruktur unabhängiger Medien.
3. Stufe: Trainings für Journalistinnen und Journalisten in Konflikttransformation, explizite Suche nach Friedensgeschichten (*peace correspondents*).
4. Stufe: Medien unterstützen aktiv Friedensprozesse, indem sie z.B. in Sendungen verschiedene Parteien zu Wort kommen lassen oder praktische Hilfen kommunizieren (Bildung, Gesundheit, Flüchtlinge), (Beispiele: UN-Radios, *community media* Programme von NGOs).
5. Stufe: Friedensförderung mit kreativen Medienformaten, z.B. Seifenopern, Theater, Comics, welche die Botschaft einer friedlichen Konfliktbearbeitung verbreiten.

Legatis beschreibt mit dem Begriff der *media assistance*, dass es nicht nur um die praktische Unterstützung von Medienschaffenden geht, sondern auch um die theoretische Reflexion über Medien. *Media assistance* umfasst den Aufbau von Medienstrukturen, die Evaluierung nationaler Mediengesetzgebung, die Stärkung ethischer Standards, *capacity building* von Journalistinnen und Journalisten sowie die Erstellung von thematisch entsprechenden Inhalten (*media content*). Die Akteursgruppen, die dabei als Adressaten von *media assistance* gelten, werden von Legatis in Anlehnung an John Paul Lederach auf drei Ebenen verortet: Track 1: Politische Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträger, die Mediengesetzgebung gestalten, Track 2: Intendantinnen und Intendanten, Chefredakteurinnen und -redakteure, Verlegerinnen und Verleger, Track 3: Leitungspersonal von NGOs (Legatis 2012, 122f). Viele der genannten Maßnahmen orientieren sich allerdings offensichtlich wieder an dem kritisch zu bewertenden liberalen Friedensverständnis, das *peacebuilding* mit *statebuilding* gleichsetzt. Statt Staatsaufbau zu betreiben, sind auch andere, lokal entwickelte Formate denkbar und vorhanden, wie zum Beispiel die Unterstützung von *community media*.

Community media

Friedensjournalismus kann nur oder besser außerhalb des ökonomischen Wettbewerbs funktionieren und sich kleine Freiräume schaffen (Bilke 2002, 61). Ein Beispiel sind *non-profit* oder *community media*, die eine Alternative zu öffentlichen oder kommerziellen Medien darstellen und der zivilgesellschaftlichen

Sphäre angehören. Anhand von 30 Fallbeispielen (allerdings eher Erfahrungsberichte, kein Forschungsdesign) zeigt Steve Buckley auf, dass *community media* eine wichtige Rolle spielen bei der Förderung bürgerschaftlicher Teilhabe, bei der Stärkung kultureller und sprachlicher Diversität und bei der Stärkung der Stimme der Armen und marginalisierten Gruppen (Buckley 2011, 7). Aber auch dafür braucht es zwei Bedingungen: ein förderliches politisches Umfeld und ein tragfähiges Finanzierungskonzept. Gerade in Entwicklungsländern spielt das Radio eine herausragende Rolle, weil es sowohl städtische, als auch die ländliche Bevölkerung zu erreichen vermag.

Manche schreiben den Medien eine Unterstützungsfunktion für zivilgesellschaftliches *peacebuilding* zu. Medien können mit ihrer Berichterstattung die Effektivität von zivilgesellschaftlicher Arbeit z.B. in den Bereichen Schutzbegleitung, Monitoring und Advocacy erhöhen (Paffenholz et al. 2009: 411). Indem Medien die Sichtbarkeit zivilgesellschaftlicher Akteure erhöhen, schützen sie diese Akteure, die in vielen Regionen Drohungen und Gefahren ausgesetzt sind. Sie machen Advocacy-Arbeit durch ihre Berichterstattung sichtbar und können somit die Wirkung von Kampagnen erhöhen. Außerdem können Medien durch Bildungsformate und den Abbau von Stereotypen in einer Gesellschaft Sozialisierungsprozesse und sozialen Zusammenhalt stärken. Schirch und Bratic (2007) haben gleich sieben Funktionen von Medien in Krisenprävention und *peacebuilding* identifiziert: „Media as Information Provider and Interpreter; Media as Watchdog; Media as Gatekeeper; Media as Policymaker; Media as Diplomat; Media as Peace Promoter; Media as Bridge Builder.“

Revolution durch Soziale Medien?

Sozialen Netzwerken wie Facebook und Twitter wurde während des Arabischen Frühlings 2011 eine bedeutende Rolle beim Gelingen des Umsturzes der Diktaturen in Tunesien und Ägypten zugeschrieben. Waren sie ein verstärkender Faktor oder waren sie sogar entscheidend, hätten die Revolutionen ohne sie nicht stattgefunden? Der Arabische Frühling schürte die Debatte um die Bedeutung Sozialer Medien für gesellschaftlichen Wandel. Aber mit dem Hype sollte vorsichtig umgegangen werden, sie können zwar einen Wandel unterstützen, ihn aber nicht selbst herbeiführen noch umsetzen (Legatis 2012, 115f.). Doch sie sind gerade in Ländern, in denen die klassischen Medien strengen Kontrollen unterliegen, ein virtueller Ersatz für eine kritische Öffentlichkeit (Khondker 2011, 676). Außerdem haben sie dabei geholfen, aus einer Vielzahl individueller und lokaler Missstände eine strukturierte Bewegung zu deren Bekämpfung zu schaffen (Howard/Hussain 2011). Sicher ist aber auch, dass Soziale Medien nur ein Instrument sind, das auch für andere Zwecke von unterdrückerischen Regimen oder Terrorgruppen genutzt werden kann (Khondker 2011, 676), seine Rolle also keinesfalls als per se friedensstiftend angesehen werden kann. Dennoch werden durch Soziale Medien Kommunikationsflüsse „enthierarchisierbar“, da die Konfliktbetroffenen selbst zu Akteuren werden und nicht länger nur passive Opfer sind (Search for Common Ground/USIP 2011). Bürgerjournalistinnen und -journalisten haben in Konfliktregionen vielfach Verbrechen dokumentiert und leisten damit wichtige Arbeit zur späteren Aufklärung derselben. Sicher ist, dass sich dadurch auch die Rolle der klassischen Medien verändern wird, wenn jeder Mensch auf der Welt seine eigenen Nachrichten produzieren und veröffentlichen kann. Dies schafft andererseits wiederum neue Herausforderungen z.B. im Hinblick auf Qualitätsstandards und Verifizierung von solchen Nachrichten (SFCC/USIP 2011, 22).

Grenzen der Medienwirkung

Die Annahme, dass Medien, wenn sie einen Beitrag zur Konflikteskalation leisten können, auch zum Friedensbeitrag fähig sind, bleibt leider oft ohne belastbare empirische Evidenzen, so die Kritik von Bratic (2006, 2f.). Er schlägt deshalb vor anhand von den Erkenntnissen aus Medienwirkungstheorien den möglichen Beitrag von Medien zur Konflikttransformation einzuschätzen (Bratic, 2006, 3). Er nennt drei Sets von Faktoren, die den Grad der Wirkung einer Nachricht beeinflussen können: 1) Das Publikum/die Mediennutzer, 2) das Konfliktumfeld, 3) die Nachricht selbst.

1. Publikum: Kaum ein Medienforscher oder -forscherin geht heute noch davon aus, dass die Mediennutzerinnen und -nutzer gleich einem Stimulus-Response-Modell Nachrichten ungefiltert aufnehmen und darauf reagieren. Das Publikum selektiert Nachrichten nach eigenen Kriterien und ordnet diese in eigene Deutungsschemata ein. In Konfliktsituationen gelten allerdings besondere Bedingungen. Ein verunsichertes und verängstigtes Publikum wendet sich auf der Suche nach Orientierung den Medien zu (Bilke 2011, 367). So steigt die Nachfrage nach Informationen (z.B. über mögliche Bedrohungen, Fluchtwege, Zugang zu Lebensmitteln, usw) (Bratic 2006, 3ff). Menschen befriedigen also auch konkrete Bedürfnisse mit der Mediennutzung. Doch selbst wenn Menschen sich über Medien mit Informationen versorgen, verursacht dies nicht automatisch einen Einstellungswandel. Vielmehr können sie Informationen auch ignorieren, die nicht im Einklang mit ihren eigenen Überzeugungen stehen (Bratic 2006, 5).

2. Konfliktumfeld: Die Medienwirkungsforschung zeigt, dass negative Nachrichten einen höheren Einfluss auf das Denken und Handeln von Menschen haben können, wenn deren Angsterfahrungen und Bedrohungsgefühle hoch sind (Bratic 2006, 5). Dies wird auch an der viel zitierten Anekdote deutlich, nach der britische Zuhörerinnen und Zuhörer im Jahr 1940, als sie das Hörspiel „Krieg der Welten“ von Orson Welles im Radio vernahmen, an eine tatsächliche Invasion von Marsmenschen glaubten und in Panik gerieten. Das Konfliktumfeld im Zweiten Weltkrieg war von so fundamentalen Bedrohungen gekennzeichnet, dass die Menschen selbst völlig unrealistische Szenarien als wahr in Betracht zogen.

3. Nachricht: Die Art der Nachricht kann die Einstellungen über Krieg und Frieden beeinflussen. Medien können versuchen friedfertige Einstellungen zu fördern, indem sie konflikteskalierende Nachrichten und Propaganda vermeiden oder indem sie solche Nachrichten hervorheben, die Friedensaktivitäten porträtieren (Bratic 2006, 6). Nach Theorien des Sozialen Lernen übernehmen Menschen Verhalten durch Beobachtung und nutzen sie als Orientierung für zukünftiges Handeln. Wenn also, wie von manchen Medienwirkungsforscherinnen und -forschern vertreten, aggressives Verhalten durch übermäßigen Konsum von gewalthaltigen Medienformaten verstärkt werden kann, könnte dies nicht auch umgekehrt für gewaltfreies und prosoziales Handeln gelten? Doch auch hier ist eine Einschränkung angebracht. Medien können durch ihren Einfluss bestimmte Themen setzen und dadurch zur Meinungsbildung beitragen, aber „media do not tell audiences what to think, but what to think about“ (Cohen 1963, zit. in Bratic 2006, 8). Ungeklärt bleibt daher, in welche Richtung eine Nachricht das Denken von Menschen beeinflusst und ob es sich überhaupt auf das Handeln auswirkt.

Insgesamt bleiben also weiterhin viele Fragen offen, vor allem welche spezifischen Faktoren im Mediensystem sich auf die Eskalation oder Deeskalation von Konflikten auswirken und unter welchen Bedingungen sie welche Wirkungen entfalten.

Literatur

- Bilke, Nadine 2002. Friedensjournalismus - Wie Medien deeskalierend berichten können. Münster: Agenda Verlag.
- Bilke, Nadine 2008. Qualität in der Krisen- und Kriegsberichterstattung. Ein Modell für einen konfliktsensitiven Journalismus. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bilke, Nadine 2011. Frieden und Journalismus, in: Hans J. Gießmann und Bernhard Rinke (Hrsg.). Handbuch Frieden. Wiesbaden: VS Verlag, 364–372.
- Bläsi, Burkhard 2006. Keine Zeit, kein Geld, kein Interesse...? Konstruktive Konfliktberichterstattung zwischen Anspruch und medialer Wirklichkeit. Berlin: Regener.
- Bratic, Vladimir 2006. Media effects during violent conflict: Evaluating media contributions to peace building, in: conflict & communication online 5(1): 1–11.

- Bratic, Vladimir, and Lisa Schirch 2007. *Why and When to Use the Media for Conflict Prevention and Peacebuilding*. Den Haag: GPPAC.
- Buckley, Steve 2011. *Community media: A good practice handbook*. Paris: UNESCO.
- David, Loyn 2007. Good journalism or peace journalism? In: *conflict & communication online* 6 (2): 1–10
- Gerster, Petra und Michael Gleich 2005. *Die Friedensmacher*. München: Hanser.
- Hanitzsch, Thomas 2007. Situating peace journalism in journalism studies: A critical appraisal, in: *conflict & communication online* 6(2): 1–9.
- Howard, Philip N., and Muzammil M. Hussain 2011. The Role of Digital Media, in: *Journal of Democracy* 22(3): 35–48.
- Howard, Ross 2001. “Media and Peacebuilding: Mapping the Possibilities” in: *activate* (Winter 2001): 12–13
- Howard, Ross 2009. *Conflict-Sensitive Reporting: State of the Art. A Course for Journalists and Journalism Educators*. Paris: UNESCO.
- Kempf, Wilhelm 2007. Peace journalism: A tightrope walk between advocacy journalism and constructive conflict coverage, in: *conflict & communication online* 6(2): 1–9.
- Khondker, Habibur Haque 2011. Role of the New Media in the Arab Spring, in: *Globalizations* 8(5): 675–679.
- Legatis, Rousbeh 2012. Die Unentbehrlichen: Zur konstruktiven Rolle von Medien und Journalisten im peacebuilding, in: *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung* 1(1): 106–140.
- Luhmann, Niklas 2004. *Die Realität der Massenmedien*. 3. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Lynch, Jake 2007. Peace journalism and its discontents, in: *conflict & communication online* 6(2): 1–13.
- McGoldrick, Annabel, and Jake Lynch 2001. What is Peace Journalism? In: *activate* (Winter 2001): 6–9.
- Melone, Sandra D, Georgios Terzis, and Oszel Beleli 2002. Using the Media for Conflict Transformation: The Common Ground Experience, in: Alex Austin, Martina Fischer, and Norbert Ropers (eds.). *Transforming Ethnopolitical Conflict - The Berghof Handbook*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Paffenholz, Thania 2011. *Civil Society and Peacebuilding: A Critical Assessment*. Boulder/London: Lynne Rienner.
- Peleg, Samuel 2007. In defense of peace journalism: A rejoinder, in: *conflict & communication online* 6(2): 1–9.
- Reljic, Dusan 2004. The News Media and the Transformation of Ethnopolitical Conflicts, in: Alex Austin, Martina Fischer, and Norbert Ropers (eds.). *Transforming Ethnopolitical Conflict - The Berghof Handbook*. VS Verlag: Wiesbaden.
- SFCC, and USIP 2011. *Communication for Peacebuilding: Practices, Trends and Challenges*. Washington D.C.: USIP.



Nachrichten empfangen: Das Radio ist das beliebteste und oft einzige Medium über das Nachrichten in die kongolesischen Dörfer gelangen. „Radio Ushirika“ sendet neben Nachrichten auch Alltägliches: Erziehungstipps für junge Mütter und Liebeserklärungen von Jugendlichen.

RADIO USHIRIKA FUNKT DAZWISCHEN

DER KONFLIKT: KONGOLESISCHE ARMEE VS. HUTU-REBELLEN

DER FRIEDENSMACHER: JEAN BAPTISTE KIYANA VON „RADIO USHIRIKA“

SEINE LÖSUNG: NACHRICHTENVERBREITUNG UND FRÜHWARNUNG

DR KONGO

Mitten in der von Krieg und Gewalt gebeutelten Provinz Nord-Kivu sendet „Radio Ushirika“ ein Friedensprogramm. Der Radiomoderator Jean Baptiste Kiyana hat mit Kollegen „Radio-Clubs“ in den Dörfern gegründet. Sie rufen beim Sender an, um die Bevölkerung frühzeitig vor anrückenden Rebellen zu warnen. Schutz suchende Flüchtlinge geraten immer wieder zwischen die Fronten der kongolesischen Truppen und ruandischen Hutu-Rebellen. Das Radio ist oft das einzige Mittel zur

Verbreitung von Nachrichten in einem Land, dessen Bevölkerungsmehrheit weder lesen noch schreiben kann. „Radio Ushirika“ sendet in vier Landessprachen Tipps zu Ackerbau, Erziehung und Gesundheit bis hin zu Streitschlichtung. Jean Baptiste Kiyana lädt in seine Sendungen lokale Menschenrechtsorganisationen ein, die über ihre Arbeit berichten.

/
Fotografin: Maeline Hien



Risikojob Parkwächter: Die Soldaten bewachen den Virunga-Nationalpark, in dem sich ruandische Rebellen und Flüchtlinge verstecken. Die Rebellen holzen Bäume ab und erpressen Schutzgelder, um ihren Kampf zu finanzieren. Regelmäßig überfallen sie Parkwächter, die ihnen zu nahe kommen.



Die Stimme des Volkes: Der Radiomoderator Jean Baptiste Kiyana hat ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte der Bevölkerung. Sein Aufnahmegerät hat er immer dabei um die Geschichten der Menschen festzuhalten. Die meisten handeln von Tod, Vertreibung und Vergewaltigung.



„Choisir la vie“: „Das Leben wählen“ ist eine Sendung von Radio Ushirika. Darin gibt es ein paar Tipps zur Streitschlichtung: „Hört euch gegenseitig zu und versucht auch den anderen zu verstehen.“ Klingt selbstverständlich, kann aber in Nord-Kivu schon mal ein Leben retten.



Gender und Frieden

Reportage: Russland – Im Namen der Frau

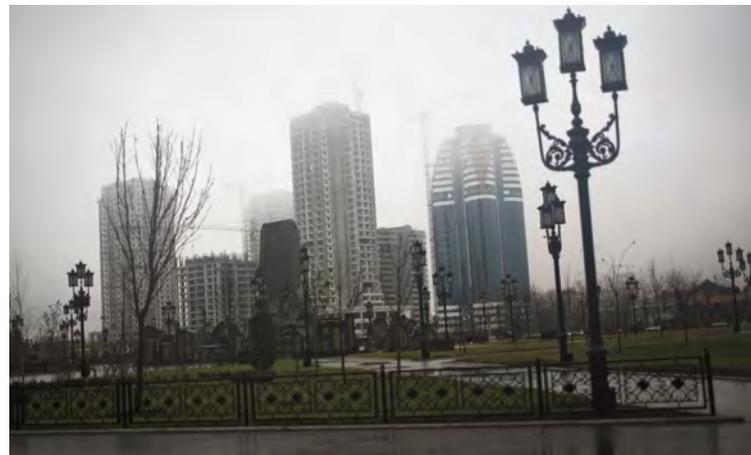
Russland Foto 1

Auf dem Weg vom Nochkriegsland zum Nachkriegsland haben die Tschetschenen ihre Frauen links liegen lassen. Liphan Bassajewa, Gründerin der Organisation „Würde der Frau“, räumt auf mit alten Traditionen und neuen Moralpredigten.



Russland Foto 2

Grosnyj, die Hauptstadt der südrussischen Republik Tschetschenen, beinahe zwei Jahre nach der Aufhebung des Status als „Gebiet der antiterroristischen Operation“: Russische Kräne, türkische Architekten und tschetschenische Millionäre haben eine zerbombte Stadt wie in einer Zeitmaschine in die Zukunft katapultiert. Für kriegstraumatisierte Männer und Frauen gibt es keinen Freifahrtschein in Richtung Vergessen.



Russland Foto 3

In zwei Kriegen gegen Tschetschenen, die Unabhängigkeit begehrten und Terror als Mittel wählten, hat das russische Militär um die Jahrtausendwende Grosnyj dem Erdboden gleich gemacht. Knapp 200.000 Menschen sind tot oder spurlos verschwunden, sie verschwinden auch heute noch. Noch immer bewacht die russische Armee alle Ausfahrten von Grosnyj.





Russland Foto 4

Unter den Augen der Moskauer Regierung verwandelt sich der Nordkaukasus mit den Nachbarrepubliken Dagestan und Inguschetien in einen islamischen Nationalstaat. Immer wieder versuchen Selbstmordattentäter ihre Form der islamischen Lebensweise herbei- und den russischen Staat aus dem Land hinauszubomben. Hier lebt eine Gesellschaft, verroht und eingeschüchtert.



Russland Foto 5

Liphan Bassajewa trägt ein Kopftuch, hält sich jedoch nicht an die fünf islamischen Gebetszeiten. Sie gibt Männern die Hand, etwas, was eine tschetschenische Frau normalerweise nicht tut. Sie glaubt, aber „eher universell“ sagt sie. Sie ist eine Frau des Wortes, kann die Lorelei zitieren und den Ursprung deutschstämmiger Wörter in der russischen Sprache bis an den Zarenhof von Katharina der Großen nachvollziehen. Eine Linguistin, die das Schicksal irgendwann an einen Grenzposten zwischen den Nachbarrepubliken Tschetschenien und Inguschetien spülte. Dort wurden im Jahr 2000, inmitten des zweiten Tschetschenienkrieges die Flüchtlinge durchgeschleust.



Russland Foto 6

Wie viele Verwandte verloren? Wer wurde gefoltert und von wem? Wer wird vermisst? Wer ist wieder aufgetaucht? Liphan schrieb auf, was Frauen und Männer unter Weinkrämpfen noch herausbrachten. Die Informationen, die sie sammelte, gingen an die bekannte russische Menschenrechtsorganisation Memorial und von dort um die ganze Welt. Memorial war schon im ersten Krieg auf die Professorin aufmerksam geworden, die Frauen um sich scharte, auf den zerbombten Straßen von Grosnyj mit Plakaten gegen den Krieg protestierte und inmitten des Chaos verlässliche Zahlen lieferte. Darum gaben sie ihr im Flüchtlingscamp in Inguschetien ein eigenes Büro, einen Computer, zwei Mitarbeiter und 100 Dollar Lohn im Monat.

Russland Foto 7

Liphan Bassajewa begann mit ihrer Arbeit, obwohl zwei ihrer Brüder gestorben waren. Einer bei einem Verkehrsunfall, der andere stand neben dem Präsidenten Dschochar Dudajew, als der 1996 bei einem Bombardement russischer Kampfflugzeuge getötet wurde. Sie machte weiter, als der Krieg offiziell für beendet erklärt wurde und gründete Ende 2002 mit Mitstreiterinnen die Organisation „Würde der Frau“. Sie hielt an ihrer Arbeit fest, als 2004 ihr eigenes Leben bedroht wurde. Was damals genau passierte, dazu möchte sich Liphan Bassajewa lieber nicht öffentlich äußern. Es genügt zu sagen, dass zu dieser Zeit die Menschenrechtlerin Zura Bitijewa und ihre Familie in der Nacht von maskierten Männern erschossen wurden.



Russland Foto 8

Eine Schule in Urus Martan, etwa 20 Kilometer von Grosnyj entfernt, hinterm Dorf steigt der Kaukasus wie eine Wand empor. Über der Tafel im Biologieraum grüßt Friedrich Engels, daneben lauert eine Videokamera. Liphans Organisation „Die Würde der Frau“ hat Eltern begabter Mädchen eingeladen, sie sollen ihre Kinder fördern, ihnen mehr zutrauen als Heim und Herd. 18 Mütter und zwei Väter sind gekommen.



Russland Foto 9

Eben haben sie das Spiegelspiel gespielt, bei dem ein Partner eine Bewegung vormacht und der gegenüberstehende Widerpart diese wiederholen muss. Fünf Minuten diskutieren sie über ihre Vorbildfunktion und dass Erziehung auch Loslassen bedeutet. Doch schnell, zu schnell ist die Gruppe bei anderen Problemen.





Russland Foto 10

Das miese Bildungssystem, dass der Brotpreis innerhalb eines Jahres um 20 Prozent gestiegen ist, der Selbstmord eines Schülers. Die Psychologin Razet Grimsoltanowa, als einzige ohne Kopftuch, umklammert mit den Händen die Sitzfläche ihres Stuhles, stumm. Sie kennt das schon. Wo immer die Mitarbeiterinnen des Frauenzentrums hinkommen, treffen sie auf dieses übersprudelnde Redebedürfnis. Einen Raum, in dem man offen sprechen kann, gibt es nicht oft in Tschetschenien.



Russland Foto 11

Wenn Wacha, grauhaarig und vergoldete Schneidezähne, von den Jungen aus seinem Dorf erzählt, verliert er rasch sein Lächeln. „Schickt uns endlich Leute, die den Familien helfen, die echte Probleme haben“, nuschelt er fordernd. Ein, zwei Familien kennt er, deren Söhne in den Wäldern leben. „In den Wäldern“, das ist das Synonym für Unheil. Die jungen Männer haben sich islamistischen Gruppen angeschlossen, die im unwegsamen Kaukasus mit russischen Verfolgern tödliches Räuber-und-Gen-darm spielen.



Russland Foto 12

Mittagessen in der Schule in Urus Martan. Danach geht das Elterntraining weiter. Plötzlich geht die Tür auf, die Direktorin lugt ins Zimmer, kündigt hohe Gäste an. Zwei Herren vom Innenministerium schlendern herein, nicken in die Runde, wie auf Kommando springen alle Frauen auf. Erst als die Besucher sich gesetzt haben, sacken auch die Teilnehmerinnen wieder auf ihre Plätze. Kleine Kontrolle, sagen sie, wollen nur mal schauen, wie es läuft.

Russland Foto 13

Im Stuhlkreis wird weiter geredet, die Ministeriumsmitarbeiter krümeln mit Keksen und schlürfen schwarzen Tee. Quer durch den Raum funken die Mitarbeiterinnen des Frauenzentrums mit Blicken SOS. Eine hochgezogene Augenbraue, ein Augenrollen. Eine halbe Stunde nur, dann ist der Spuk vorbei, die beiden Männer verabschieden sich, wieder mit einem Kopfnicken und einem schmalen Lächeln. Als Liphon Bassajewa später von der Visite der Staatsdiener erfährt, sieht sie nur kurz erschrocken aus, dann lächelt sie ihr Mutmacher lächeln. „Wir sind eben gut behütet.“



Russland Foto 14

Am Tag zuvor war sie auf einem Seminar und hat dort von einem neuen Gesetz erfahren. Bereits vor fünf Tagen hätte die Organisation ihre finanzielle Jahresbilanz auf der Webseite des tschetschenischen Justizministeriums veröffentlichen müssen. Ein Gesetz, das Transparenz schaffen soll. Liphon Bassajewa hat von dem Gesetz nichts gewusst, genauso wie die anderen Nichtregierungsorganisationen in Grosnyj nichts davon gewusst haben.



Russland Foto 15

Liphon Bassajewa's Wohnzimmer ist so groß wie manch eine Wohnung in Grosnyj. Im Sommer toben hier bis zu 18 Enkelkinder, jetzt ist alles verwaist. Die Sofas stehen weit voneinander entfernt, Turnhallenatmosphäre. Liphon Bassajewa hat ihren Stuhl irgendwo im Niemandsland platziert, sie kennt das Gefühl des Abgesondertsein, vielleicht sucht sie es.





Russland Foto 16

Natürlich macht ein Krieg die Menschen nicht besser, sagt sie. Und natürlich schlagen Männer Frauen, Frauen Männer und Männer und Frauen ihre Kinder, weil Gewalt in Tschetschenien irgendwann ein Allheilmittel geworden ist. Den Worten von Liphon Bassajewa hört man an, dass sie sie schon oft gedacht hat, sie braucht keine Gesten. Eine neue Gesellschaft aufzubauen ist schwerer, als aus Ruinen eine neue Stadt auferstehen zu lassen. „Wir müssen uns entscheiden, welche Regeln des traditionellen Systems wir erhalten wollen, und welche in der modernen Zeit nur Hürden sind.“ Frauen waren in Sowjetzeiten schon qua Ideologie Säulen der Gesellschaft, jetzt bröckelt ihr Selbstbewusstsein.



Russland Foto 17

Neue Frauen ohne Entscheidungsgewalt? Im Krieg, sagt Liphon, hätten die Frauen Seite an Seite mit den Männern gelitten, danach seien sie so schwach gewesen wie selten zuvor. Ein paar aber sind stärker als der Rest. Fast alle sozialen Nichtregierungsorganisationen in Grosnyj werden von Frauen geführt. So wie bei „Die Würde der Frau“.



Russland Foto 18

Diana Chunkarowa ist Klientin des Frauenzentrums, auch wenn sie heute mal wieder daran erinnert werden muss. In zwei Tagen ist wieder Mutter-Kind-Kurs. Ihr Mann ist im Moment nicht da. Er ist zum Bruder gefahren. Das Rumsitzen macht ihn nervös, am Abend kommt er bestimmt wieder, ganz bestimmt. Früher hat er noch ab und zu Geld auf dem Markt verdient. Dann wurde ein neuer Markt aufgebaut, einer, der zum Hochglanz-Grosnyj passt. Für Diana Chunkarowas Mann ist kein Platz mehr. Im Krieg hat sie ihren Schwiegervater und ihr Mann einen Großteil seiner Familie verloren. Irgendwie, findet Diana Chunkarowa, hat der Staat so einiges bei ihr gut zu machen.

Russland Foto 19

Noch heute wacht Jacha mit der schwarzen Haar-mähne vom Bombengeheul in ihren Träumen auf. Neun Frauen arbeiten bei „Würde der Frau“, jede von ihnen kann von Wohl und Wehe des Landes berichten. Als kleines Mädchen hängte sich Jacha bei einer russischen Kontrolle so lange weinend an ihren Vater, bis beide weiterziehen durften – und rettete so vermutlich sein Leben. Mit 16 Jahren wurde sie von ihrem jetzigen Ehemann entführt, als sie gerade auf dem Heimweg von der Universität war. Ein Brautraub, wie er in Tschetschenien gerade eine Renaissance erlebt.



Russland Foto 20

Es gibt bei „Würde der Frau“ eine Ärztin, die Vergewaltigungsopfer betreut, junge Mütter berät und Mädchen aufklärt, damit sie gar nicht erst allzu junge Mütter werden. Es gibt eine Juristin, die Witwen in ihrem Kampf um ihre Kinder und ihr Erbe unterstützt. Und Psychologinnen, die Seelenwunden heilen, die der Krieg gerissen hat. Neun Frauen gegen das Trauma eines ganzen Landes. Mehr als alles andere, sagt Liphan Bassajewa, braucht das gesamte Volk vor allem eins: Ruhe.



Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotograf: Jan Lieske) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „Peace Counts 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz. 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>. Dort kann auch die Peace Counts Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Diana Laarz steht unter dem Titel „Im Namen der Frau“ bei: www.peace-counts.org/im-namen-der-frau

Essay: Gender und Frieden

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Gender und Frieden“

In Grosny, der Hauptstadt der südrussischen Republik Tschetschenien, hat die Bevölkerung noch keinen Frieden gefunden. Auf der einen Seite russisches Militär, auf der anderen Selbstmordattentäter, die für ihre Form der islamischen Lebensweise und gegen den russischen Staat kämpfen. Unter der Willkür von Gesetz und Gewalt leiden besonders die Frauen. Liphan Bassajewa und ihre Organisation „Würde der Frau“ geben den Frauen Grosnys eine Stimme. Sie bieten Unterstützung und Hilfe in allen Lebensbereichen an. Durch psychologische Beratung versorgt „Würde der Frau“ seelische Wunden, die Gewalt und Unterdrückung hinterlassen haben. Um sich für die Rechte der Frauen einzusetzen lässt sich Liphan Bassajewa weder vom russischen Staat noch von religiösen Führern einschüchtern.

Liphan Bassajewa und ihre Organisation „Würde der Frau“ leisten in der (Nach-)kriegsgesellschaft in Tschetschenien durch die Stärkung von Frauen wichtige Friedensarbeit. Die Verknüpfung von Geschlechtergerechtigkeit und Frieden wird in feministischen Studien und in der Friedens- und Konfliktforschung verstärkt wahrgenommen und untersucht (vgl. Engels/Gayer 2011). Da sich nach dem Ende offizieller Kampfhandlungen die Gewalt oftmals in den privaten Raum verlagert und damit besonders die Frauen trifft, ist die Stärkung und Unterstützung von Frauen ein wichtiges Instrument zur Erlangung eines positiven Friedens. Dieses *Empowerment* kann viele verschiedene Formen annehmen. Allgemein geht es darum, Menschen darin zu unterstützen, sich über die eigenen Rechte bewusst zu werden und sie zu befähigen, sich selbst für ihre Rechte einzusetzen. Bei der Organisation „Würde der Frau“ arbeiten Frauen aus ganz unterschiedlichen Berufsfeldern. Empowerment beginnt bei ihnen ganz konkret „im Kleinen“, wenn die Organisation Eltern von Mädchen dabei berät, wie sie für eine gute Ausbildung ihrer Töchter sorgen können. Es gibt psychologische Betreuung für Vergewaltigungsopfer; Beratung zur Empfängnisverhütung für Mädchen, damit sie nicht allzu jung Mütter werden und Rechtsberatung für Witwen zur Unterstützung im Kampf um ihr Erbrecht. In Nachkriegsgesellschaften ist eine Stärkung der Frauen besonders wichtig,

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Frauenbilder und Frieden:* In der Reportage gelingt es der Autorin und dem Fotografen, in einem weit gefassten Spannungsbogen (von der Beschreibung des Tschetschenienkonfliktes bis zu konkreten Methoden in Gendertrainings) den eher unspektakulären Alltag von Friedensarbeit im Kontext von Gender, Frieden und Empowerment herauszuarbeiten. Die Fotos zeigen betroffene und engagierte Frauen, die nicht auf den ersten Blick „unseren“ Vorstellungen von Friedensstifterinnen entsprechen. Die Fotografien der Frauen können zunächst ohne den Text für eine Bildassoziation verwendet werden, um sich dem Thema „Frauenbilder“ oder „Stereotypen“ zu nähern. Anschließend kann die Frage diskutiert werden, was diese Frauen brauchen um anschließend überzuleiten in das Thema Empowerment und Geschlechtergerechtigkeit.
- *Empowerment-Strategien:* Die Reportage „Im Namen der Frau“ ist anschlussfähig an die Diskurse um die Zusammenhänge von Geschlechtergerechtigkeit und Frieden, die in Gender-Studien und in der Friedenswissenschaft geführt werden. Außerdem eignet sie sich zur Veranschaulichung und Vertiefung von Diskussionen um Empowerment als ein Instrument zur Förderung von Geschlechtergerechtigkeit. Die Literatur kann Ausgangspunkt sein für die Entwicklung konkreter Empfehlungen zur Förderung des politischen Empowerments der tschetschenischen Frauen, die nach der Reportage zu urteilen bisher nicht im Vordergrund der Arbeit der Organisation „Würde der Frau“ steht.

weil oft ein *gender-backlash* stattfindet, d.h. Fortschritte bei der Geschlechtergerechtigkeit zurück gedreht werden, wenn die Männer aus dem Krieg heimkehren. Zum Empowerment gehört zudem, dass Frauen auf Augenhöhe mit Männern an politischen Entscheidungsprozessen teilnehmen. Nur so kann eine wirklich geschlechtergerechte Gesellschaft entstehen. Inwiefern die Organisation „Würde der Frau“ sich auch für politische Mitbestimmung von Frauen einsetzt, geht aus der Reportage nicht hervor, dies gehört aber unmittelbar zur Friedensförderung dazu.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Der Begriff *Gender* als sozial konstruierte Kategorie wird in Forschung und Praxis meist in Abgrenzung zum biologischen Geschlecht („Sex“) verwendet. Gender beschreibt sozial konstruierte Rollen, Verhaltensweisen, Handlungen und Attribute, die in einer Gesellschaft für Männer und Frauen als angemessen erachtet werden, so die Erläuterung der Weltgesundheitsorganisation (WHO 2012). Obwohl eine klare Trennung der Kategorien schwierig ist, macht die Unterscheidung deutlich, dass spezifisch „männliche“ oder „weibliche“ Verhaltensweisen sich nicht allein durch biologische Unterschiede der Geschlechter erklären lassen, sondern ein Großteil davon sozial geprägt ist. Demnach sind auch gesellschaftliche Ungerechtigkeiten zwischen den Geschlechtern kein biologisches, sondern ein soziales Phänomen. In den meisten Teilen der Welt betrifft die Ungerechtigkeit zwischen den Geschlechtern die Frauen negativ. Die Stärkung von Frauen als Instrument zur Erlangung von Geschlechtergerechtigkeit kann unter dem Begriff *Empowerment* zusammengefasst werden. Zwar wird der Begriff auch in anderen Zusammenhängen, z.B. als Ansatz in der Gemeinwesen- oder Jugendarbeit verwendet, soll sich hier aber auf Frauen beziehen. Empowerment kann im Sinne von Selbstermächtigung oder als externe, professionelle Unterstützung verstanden werden, wobei sich beide Dimensionen überschneiden und bedingen. Angesichts der Lebenssituation vieler Frauen in Konflikt- und Kriegsregionen ist Empowerment unverzichtbar. Der gewaltfreie Widerstand gegen Armut, Unterdrückung, Marginalisierung, Gewalt und Krieg braucht Mut, Entschlossenheit und Selbstvertrauen. Frauen in Kriegs- und Konfliktregionen sind sich häufig ihrer eigenen Rechte nicht bewusst und ihre Handlungs- und Organisationsfähigkeiten sind eingeschränkt. Doch viele wollen ihre Interessen artikulieren und ihr Recht auf gleiche Teilhabe an politischen Verhandlungs- und Entscheidungsprozessen einfordern. Empowerment- und Konflikttransformationsansätze aus einer Genderperspektive suchen nach Möglichkeiten, sie in diesen Prozessen zu unterstützen. Empowerment von Frauen soll hier als ein Versuch zur Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit verstanden werden.

Gender in Peacebuilding

Krieg und Frieden scheinen zunächst einmal eine überwiegend „männliche Angelegenheit zu sein, wenn man sich die Reihen der Soldaten und der Politiker anschaut, die über Krieg und Frieden entscheiden“ (Harders/Clasen 2011, 324). Doch Frauen sind in den heute vornehmlich innerstaatlichen Konflikten überproportional von Gewalt betroffen. Sie sind vor allem erhöhter sexualisierter Gewalt ausgesetzt (UN Women 2010). Sie werden zur Demoralisierung des Gegners vergewaltigt oder müssen sich prostituieren um an Nahrungsmittel oder Medikamente für ihre Kinder zu gelangen. Gewalt wird gegen sie auch von den eigenen Männern ausgeübt, die ihre Rolle als „Ernährer“ und „Beschützer“ nicht mehr ausfüllen können und auf diese Stresssituation mit erhöhter Gewaltanwendung reagieren (Brot für die Welt 2009). In Kriegszeiten werden traditionelle Rollenbilder von Männern und Frauen wiederbelebt und prägen dadurch die Legitimierung und Anwendung von Gewalt. Männer sollen kämpferisch sein und die Heimat verteidigen, wohingegen die Frau als friedfertig und verletzlich gesehen und ihr die Rolle als Trösterin oder Kriegermutter zugewiesen wird (Harders/Clasen 2011, 327). Geschlechtsstereotype Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit und geschlechtsspezifische Identitäten können einen Einfluss auf das Konfliktverhalten haben, z.B. wenn an Männer die Erwartung herangetragen wird, sich dem bewaffneten Kampf anzuschließen (vgl. Schroer 2010). Gender ist also eine relevante Kategorie sowohl in der Analyse von Konflikten, als auch in der Konfliktbearbeitung.

Die Rolle von Frauen in Gewaltkonflikten und Kriegen lässt sich selbstverständlich nicht auf die Opferrolle reduzieren. Viele schließen sich selbst bewaffneten Gruppen an oder bestärken ihre Männer darin, Gewalt auszuüben (vgl. Francis 2004, 5). Als Soldatinnen, Waffenproduzentinnen oder Krankenschwestern leisten sie für die Kriegsführung wichtige Unterstützungsarbeit. Doch Frauen sind auch als Friedensstifterinnen tätig. Als Vermittlerinnen zwischen Kriegsparteien und als Mitglieder in Friedensallianzen halten sie soziale Netzwerke und Verbindungen mit dem „Feind“ aufrecht. Zudem sind Frauen nach Beendigung eines Konflikts meist die ersten, die wieder Kontakte zur Gegenseite aufnehmen (Heinrich-Böll-Stiftung 2009). In diesem Zusammenhang wird unter anderem diskutiert, ob Frauen generell eine stärkere Friedensneigung haben. Tatsächlich zeigen Studien zu Kriegseinstellungen von Männern und Frauen, dass Frauen tendenziell eine größere Abneigung gegen Kriegseinsätze haben als Männer (Conover Johnston/Sapiro 1993; Eichenberg 2003). Diese friedfertigeren Einstellungen von Frauen werden u.a. auf die unterschiedliche Sozialisierung von Männern und Frauen zurückgeführt (Bussmann 2012, 143; Conover Johnston/Sapiro 1993, 1082). Jungen werden zum Kämpfen erzogen, Mut und Stärke wird bei ihnen belohnt, während bei Mädchen stärker auf Empathie und „Bravsein“ geachtet wird. Auch die Mutterrolle von Frauen mindert ihre Bereitschaft Kriege zu unterstützen, bei denen die eigenen Kinder möglicherweise gefährdet werden könnten. Eltern von Jungen lehnen Kriegseinsätze stärker ab als Eltern von Mädchen (Urbatsch 2009). Ein Rational Choice Ansatz betont hingegen eher das Eigeninteresse von Frauen als Hauptopfer in Kriegen. Auch wenn die Soldaten, die im Krieg sterben, überwiegend männlich sind, sind Frauen häufiger Opfer sexualisierter Gewalt und indirekte Opfer von Nahrungsmittelengpässen und zerstörten Infrastrukturen. Auch sind sie durch ihr tendenziell niedrigeres Einkommen eher armutsgefährdet, sollte der männliche Hauptverdiener wegfallen. Eine weitere Erklärung könnte sein, dass Frauen aufgrund ihrer körperlichen Unterlegenheit ein größeres Interesse an gewaltfreien Konfliktbearbeitungsmöglichkeiten haben, bei denen ihre Chancen Einfluss auszuüben größer sind (Bussmann 2012, 143ff.).

Es bleibt umstritten, ob eine verstärkte Einbindung von Frauen in politische Prozesse und Entscheidungen Gesellschaften langfristig friedlicher machen. Zudem werden Frauen in der Nachkriegsphase häufig politisch und gesellschaftlich vernachlässigt, wenn der Fokus zunächst auf den Männern liegt, die demobilisiert und reintegriert werden müssen. Erfahrungen von Frauen, u.a. im Bereich der Friedensstiftung, gehen nur wenig in die Verhandlungsprozesse und die Entscheidungen über die Gestaltung der Nachkriegszeit ein. Auf internationaler Ebene wurde die gleichberechtigte Beteiligung von Frauen in Friedensprozessen vor allem durch die UN-Sicherheitsrats-Resolution 1325 „Frauen, Frieden und Sicherheit“ aus dem Jahr 2000 gefordert (Schäfer 2012, 306). Sie erklärt, dass Frauen überdurchschnittlich von den Folgen von Kriegen und bewaffneten Konflikten betroffen sind und ihnen daher eine gleichberechtigte Rolle in Friedensprozessen zukommen muss. Die Potenziale von Frauen als Friedensstifterinnen werden bisher noch unzureichend genutzt, obwohl sie wichtige Beiträge zu Friedensprozessen leisten können, wie Fallbeispiele aus Liberia oder anderen Ländern zeigen (vgl. Rehn/Johnson Sirleaf 2002).

Doch es gibt wenig Erkenntnisse darüber, wie sich die Beteiligung von Frauen an internationalen Friedensprozessen auf deren Erfolg oder Misserfolg auswirkt, weil es an Fällen mangelt, die man untersuchen könnte (Reimann 2003, 33). Laut UN Women liegt der Anteil an weiblichen Repräsentanten in Friedensverhandlungen seit den 1990er Jahren bei weniger als 10 Prozent, nur 2,1 Prozent der Unterzeichnerinnen und Unterzeichner von Friedensverträgen sind Frauen. Die UN hat bisher noch nie eine Frau zur Hauptvermittlerin in Friedensprozessen ernannt (UN Women 2010). Zehn Jahre nach Verabschiedung der Resolution 1325 (2000) ist diese Bilanz über ihre Umsetzung ernüchternd, meinen viele Autorinnen (vgl. Kuehnast/de Jonge Oudraat /Hernes 2010; OWEN 2010; El-Bushra 2012, 5). In vielen Bereichen, so auch in UN-Friedensmissionen, seien Frauen weiterhin unterdurchschnittlich vertreten. Außerdem haben Fälle von sexuellem Missbrauch im Rahmen von UN-Friedensmissionen deren Glaubwürdigkeit als Vorreiter für Gendergerechtigkeit enorm beschädigt.

Die Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit in allen gesellschaftlichen Bereichen könnte jedoch wichtige Beiträge zur Friedensförderung leisten. Studien weisen nach, dass ein höherer Anteil an Frauen in politischen und ökonomischen Entscheidungspositionen mit einem niedrigeren Grad an staatlicher Ge-

waltanwendung einhergeht (Melander 2005, Caprioli 2000). Bisher sind Frauen nur vereinzelt in hohen Entscheidungspositionen über Krieg und Frieden (im Außenministerium oder Verteidigungsministerium) zu finden. Viel häufiger besetzen sie Ressorts wie Familie, Kultur oder Bildung (vgl. Reynolds 1999). Ausnahmen von dieser Regel (wie Margret Thatcher, Indira Gandhi oder Golda Meir) sind allerdings nicht unbedingt leuchtende Beispiele für eine friedliche Politik. Von Kritikerinnen und Kritikern wird daher angemerkt, dass Frauen, wenn sie in Machtpositionen gelangen, die gleichen Verhaltensweisen zeigen werden wie Männer und dass nicht das Geschlecht das Verhalten bestimmt, sondern die Umgebung. Es fehlt, auch aufgrund der geringen Fallzahlen, an systematischen, statistischen Analysen die nachweisen könnten, ob Frauen in Führungspositionen eine friedlichere Politik machen. Als Indikator für Geschlechtergerechtigkeit in der Politik wird zudem die Zahl der Parlamentarierinnen herangezogen (Hausmann et al. 2012, 5). Tatsächlich ist für ein Land die Wahrscheinlichkeit geringer in einen militärischen Konflikt verwickelt zu werden, wenn das Parlament einen hohen Frauenanteil hat (Bussmann 2012, 147). Doch warum sollten geschlechtergerechte Gesellschaften friedlicher sein als andere? Eine Erklärung ist, dass gut ausgebildete und arbeitende Frauen in einer Gesellschaft zu Demokratie und Wohlstand beitragen, also zu Faktoren, die für sich als friedensförderlich gelten. Arbeitende Frauen verringern zudem den Druck auf die Männer, sich in der Rolle als „Ernährer“ den Rebellen oder dem Militär anzuschließen (Bussmann 2012, 148ff).

Es gibt allerdings Uneinigkeit darüber, ob es die Fortschritte bei der Geschlechtergerechtigkeit sind, die friedlichere Gesellschaften ermöglichen oder umgekehrt in friedlichen Gesellschaften Geschlechtergerechtigkeit stärker gefördert wird. Harders und Clasen schlagen in Anlehnung an Czempiel (1972) drei gender-bezogene Friedensbedingungen vor, die ein erster Schritt sein könnten um die Zusammenhänge von Gender und Frieden genauer zu untersuchen (Harders/Clasen 2011, 331). Erste Bedingung ist die Existenz-erhaltung des Menschen, die eng mit dem Begriff der menschlichen Sicherheit verknüpft ist und deren Abwesenheit sich anhand von Gewaltakten gegen ein bestimmtes Geschlecht, z.B. Abtreibungen weiblicher Föten aufzeigen lässt. Die zweite Friedensbedingung ist die Existenzentfaltung des Menschen, die sich über den Wert der Gleichberechtigung/Gleichstellung der Geschlechter erfassen lässt. Dazu eignen sich Kennzahlen wie der *Gender Inequality Index* des UNDP, der im Rahmen des *Human Development Report* erhoben wird und die Dimensionen reproduktive Gesundheit, Empowerment und Arbeitsmarktzugang misst (UNDP 2011). Die dritte Bedingung ist eine pluralistische Gesellschaft bzw. ein Rollenpluralismus, der anerkennt, dass Menschen Träger unterschiedlicher Rollen sein können und keine geschlechtsspezifischen Zuschreibungen vornimmt. Diese drei Friedensbedingungen sind Ansatzpunkte zur Messung von gendersensiblen gesellschaftlichen Friedenspotenzialen (*Gender-Peace-Index*).

Empowerment als Instrument für Peacebuilding

Empowerment kann als ein Instrument zur Schaffung geschlechtergerechter Gesellschaften und somit indirekt als Beitrag zur Friedensförderung angesehen werden. Bei Empowerment kann es um die Stärkung von Frauen im Alltag gehen oder um ihre Teilhabe auf der politischen Ebene. Der Kern von Empowerment bezieht sich auf das Individuum: es geht darum Menschen zu befähigen ihre eigenen Interessen wahrzunehmen und auszudrücken (vgl. Kabeer 2005). Starke Individuen sind der Schlüssel zu gesellschaftlichen Veränderungen. Insbesondere in der psychosozialen Arbeit lässt sich ein Paradigmenwechsel feststellen. Bei Empowerment geht es nicht länger um die vermeintliche Hilfsbedürftigkeit von Menschen, sondern darum, ihren vorhandenen Fähigkeiten und Stärken Vertrauen zu schenken und ihre persönliche Autonomie und Selbstbestimmung zu achten. Empowerment strebt individuelle und kollektive Prozesse der Selbstbefreiung an, sowie die Befähigung von Menschen als mündige Bürgerinnen und Bürger zu handeln. Es gilt also, die persönlich vorhandenen oder verborgenen Alltagsressourcen zu aktivieren und zu verstärken, soziale Unterstützernetzwerke zu schaffen, politische Teilhabe zu fördern und damit verbundene Rechtsansprüche geltend zu machen (Berghof Foundation 2012, 18f.).

Empowerment bedeutet, dass diejenigen Menschen Wahlmöglichkeiten erlangen, die bislang nicht die Möglichkeit hatten, zwischen verschiedenen Formen des Seins und Handelns zu wählen (disempowerment) (Kabeer 2005, 13f.). Von zentraler Bedeutung für Empowermentkonzepte ist das Verständnis von

Macht (Page/Czuba 1999). Bei Empowerment geht es nicht um willkürliche oder unterdrückerische Macht. Naila Kabeer beschreibt Macht als Prozess um Kontrolle über Ressourcen und über das eigene Leben zu gewinnen („innere Macht“). Dies korrespondiert mit der Machtdefinition, die dem Konzept der menschlichen Sicherheit von den Vereinten Nationen zugrunde liegt: es bedeutet „Macht um etwas zu tun“ statt „Macht über etwas oder jemanden“ (Kabeer 2005, 14).

Im Rahmen der Friedensentwicklung in Nachkriegsgesellschaften widmet sich ein spezifischer Empowermentansatz den Opfern und Überlebenden von Gewalt und Krieg (vgl. Foundations for Peace 2008). Eine Kultur des Friedens kann ohne die Stärkung des Selbstbewusstseins und der Rechte der Opfer in Nachkriegsgesellschaften nicht etabliert werden. Oft steigt nach der Beendigung eines Krieges die häusliche und private Gewalt, die sich vor allem gegen Frauen richtet (Schroer 2010). Demobilisierte Soldaten kehren zurück und müssen eine neue Rolle für sich finden, während ihre Frauen oft jahrelang eigenständig ums Überleben gekämpft haben. Diese Rollenkonflikte eskalieren in Nachkriegsgesellschaften umso heftiger, da die Gewaltanwendung im Krieg als legitimes Mittel der Konfliktbearbeitung erlernt wurde. Empowerment-Maßnahmen sollten allerdings nicht die Opferrolle von Frauen verstärken, sondern sie vielmehr darin unterstützen, aus dieser Rolle heraus zu finden. Dazu gehören auch friedenspädagogische oder sozialpsychologische Ansätze (Traumabearbeitung) oder berufsbildende Maßnahmen.

Empowerment sollte nicht nur die Frauen als unterdrückte und schwächere Gruppe darin unterstützen, ihre Interessen in einer angemessenen und gewaltfreien Art zu artikulieren und ihre Handlungsoptionen zu identifizieren. Es sollte auch die Gegenseite, also die Männer einbeziehen und sie auf den Wandel und auf die sich möglicherweise entwickelnden Konfliktintensivierungen vorbereiten (Berghof Foundation 2012). Einseitig auf die Frauen fokussiertes Empowerment birgt sonst die Gefahr, dass Männer diese Entwicklungen als Machtverluste für sich selbst wahrnehmen. Deshalb müssen sie in Prozesse des Frauenempowerment eingebunden werden. Es gilt, ihnen die Vorteile klarzumachen, die etwa in einer arbeitsteiligen Einkommensgewinnung oder im gewaltfreien Umgang miteinander liegen. Konfliktverschärfende Rollenzuweisungen lassen sich aufbrechen und positiv präventiv nutzen, wenn an den Einstellungen zu Männlichkeit und Weiblichkeit gearbeitet wird. Damit Männer für sich gewaltärmere Rollen entwickeln können, muss sich bei beiden Geschlechtern etwas ändern (Brot für die Welt 2009). „Wichtige Potenziale liegen in der Bearbeitung gewaltfördernder Geschlechtersymboliken sowie in Identitätsangeboten. Mögliche Handlungsfelder sind ein gendersensitiver Friedensjournalismus und eine entsprechende Identitätsarbeit“ (Schroer 2010).

Ansätze auf der Mikroebene sind jedoch unzureichend, um Empowerment auf gesellschaftlicher Ebene zu bewirken. Auf der Meso- und Makroebene muss es darum gehen, die strukturellen und politischen Bedingungen zu verbessern und den Zugang von Frauen zu politischer Teilhabe, zu Ressourcen und zu Arbeitsmärkten zu erleichtern. Während bei den Faktoren Bildung und Gesundheit die Unterschiede weltweit geringer werden, ist die *Gender Gap* noch besonders sichtbar bei der ökonomischen Gleichberechtigung und noch einmal eklatant größer bei der politischen Teilhabe von Frauen (Hausmann et al. 2012, 7).

Es gibt noch ungelöste Fragen, z.B. ob es eher in Friedens- oder Kriegszeiten zu größeren Veränderungen bei der Geschlechtergerechtigkeit kommt? Mitunter wird das Beispiel angeführt, dass Kriege auch Motor für die Selbständigkeit von Frauen waren, weil sie während der Abwesenheit ihrer Männer selbst erwerbstätig sein mussten. Es ist also weiterhin notwendig, zu erforschen und zu erproben, wie sich geschlechtergerechte Verhältnisse schaffen lassen und welche Wechselwirkungen sie mit friedlichen Gesellschaften haben.

Literatur

- Berghof Foundation (Hrsg.) 2012. Berghof Glossar zur Konflikttransformation. Gender; Empowerment. Berlin/Tübingen: Berghof Foundation.
- Brot für die Welt (Hrsg.) 2009. Konflikttransformation und Friedensarbeit. Orientierungsrahmen der ökumenischen Diakonie, Stuttgart: Brot für die Welt.

- Bussmann, Margit 2012. Quantitative Studien zu Geschlechtergleichheit und Frieden, in: Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung 1(1): 141–154.
- Caprioli, Mary 2000. Gendered Conflict. in: Journal of Peace Research 37(1): 51–68.
- Caprioli, Mary 2003. Gender Equality and State Aggression: The Impact of Domestic Gender Equality on State First Use of Force, in: International Interactions 29(3): 195–214.
- Conover Johnston, Pamela, and Virginia Sapiro. 1993. Gender, Feminist Consciousness, and War, in: American Journal of Political Science 37(4): 1079–1099.
- Eichenberg, Richard C. 2003. Gender Differences in Public Attitudes toward the Use of Force by the United States, 1990–2003, in: International Security 28(1): 110–141.
- El-Bushra, Judy 2012. Gender in Peacebuilding: Taking stock. London: International Alert.
- Engels, Bettina, and Corinna Gayer (Hrsg.) 2011. Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt. Feministische Denkanstöße für die Friedens- und Konfliktforschung. Baden-Baden: Nomos.
- Foundations for Peace (Hrsg.) 2008. Victim Empowerment and Peacebuilding. www.foundationsforpeace.org/Victim_Empowerment_Peacebuilding.html, 05.12.2012
- Francis, Diana 2004. Culture, Power Asymmetries and Gender in Conflict Transformation, in: Transforming Ethnopolitical Conflict. The Berghof Handbook, Alex Austin, Martina Fischer, and Norbert Ropers (Hrsg.). Wiesbaden: VS Verlag, 91–107.
- Harders, Cilja 2011. Gender Relations, Violence and Conflict Transformation, in: Beatrix Austin, Martina Fischer und Hans J. Gießmann (Hrsg.). Advancing Conflict Transformation. The Berghof Handbook II. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich Publishers, 131–155.
- Harders, Cilja und Sarah Clasen. 2011. Frieden und Gender, in: Hans J. Gießmann und Bernhard Rinke (Hrsg.). Handbuch Frieden. Wiesbaden: VS Verlag, 324–335.
- Harders, Cilja und Bettina Roß (Hrsg.) 2002. Geschlechterverhältnisse in Krieg und Frieden. Perspektiven der feministischen Analyse internationaler Beziehungen. Opladen: Leske und Budrich.
- Hausmann, Ricardo, Laura D. Tyson, and Saadia Zahidi 2012. The Global Gender Gap Report 2012. Geneva: World Economic Forum.
- Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.) 2009. Frieden, Sicherheit und Geschlechterverhältnisse. Berlin: HBS.
- Kabeer, Naila 2005. Gender equality and women's empowerment: a critical analysis of the third Millennium Development Goal, in: Gender and Development 13(1): 13–24.
- Melander, Erik 2005. Political Gender Equality and State Human Rights Abuse, in: Journal of Peace Research 42(2): 149–166.
- OWEN (Hrsg.) 2010. 10 Jahre UN-Resolution 1325 Bilanz, Herausforderungen & Perspektiven. Berlin: OWEN.
- Page, Nanette, and Cheryl E. Czuba 1999. Empowerment: What Is It? In: Journal of Extension 37(5). www.joe.org/joe/1999october/comm1.php, 20.01.2013.
- Rehn, Elisabeth, and Ellen Johnson Sirleaf 2002. Women, War and Peace: The Independent Experts' Assessment on the Impact of Armed Conflict on Women and Women's Role in Peace-building. New York: UNIFEM.
- Reynolds, Andrew 1999. Women in the Legislatures and Executives of the World: Knocking at the Highest Glass Ceiling, in: World Politics 51(4): 547–572.
- Schroer, Miriam 2010. Gender und Konfliktbearbeitung. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. www.bpb.de/internationales/weltweit/innerstaatliche-konflikte/54761/gender-und-konfliktbearbeitung, 20.01.2013.
- UNDP 2012. Gender Inequality Index (GII). hdr.undp.org/en/statistics/gii/, 20.01.2013.
- UNWomen (Hrsg.) 2010. Facts & Figures on Women Worldwide. New York: UN Women.
- Urbatsch, Robert 2009. Interdependent Preferences, Militarism, and Child Gender, in: International Studies Quarterly 53(1): 1–21.
- WHO 2012. Gender, www.who.int/topics/gender/en, 20.01.2013



Spiegelspiel: In den Workshops von „Würde der Frau“ lernen Frauen Vorbilder zu sein und sich in einer Nachkriegs- und Männergesellschaft zu behaupten. Die Organisatorin Liphon Bassajewa kennt sich aus im Heilen von seelischen Wunden und der Stärkung von Selbstachtung.

IM NAMEN DER FRAU

DER KONFLIKT: TRADITIONELLE WERTVORSTELLUNGEN VS. FRAUENRECHTE
DIE FRIEDENSMACHER: LIPHAN BASSAJEWA UND DIE „WÜRDE DER FRAU“
IHRE LÖSUNG: RÄUME SCHAFFEN FÜR GESPRÄCHE, BERATUNG, ERMUTIGUNG

RUSSLAND

In **Grosny**, der Hauptstadt der südrussischen Republik Tschetschenien, hat die Bevölkerung noch keinen Frieden gefunden. Auf der einen Seite russisches Militär, auf der anderen Selbstmordattentäter, die für ihre Form der islamischen Lebensweise und gegen den russischen Staat kämpfen. Unter der Willkür von Gesetz und Gewalt leiden besonders die Frauen. Liphon Bassajewa und ihre Organisation „Würde der Frau“ geben den Frauen Grosnys eine Stimme. Sie

bieten Unterstützung und Hilfe in allen Lebensbereichen an. Durch psychologische Beratung versorgt „Würde der Frau“ seelische Wunden, die Gewalt und Unterdrückung hinterlassen haben. Um sich für die Rechte der Frauen einzusetzen lässt sich Liphon Bassajewa weder vom russischen Staat noch von religiösen Führern einschüchtern.

/ **Fotograf: Jan Lieske**



Nachkriegs-Grosny: Die Stadt lag nach den beiden Tschetschenienkriegen in Schutt und Asche. Sie galt zwei Jahre lang als „Gebiet der antiterroristischen Operation“. Das neue Stadtbild täuscht über das tiefe Trauma der Bevölkerung hinweg.



Eine starke Frau: Liphon Bassajewa, 60 Jahre alt, kämpft in ihrem Land für die Würde der Frau. Trotz Schicksalsschlägen und Drohungen setzt sie sich Tag für Tag gegen die Verrohung der Gesellschaft und für die Rechte der Frauen ein.



Bei der Arbeit: Mitarbeiterinnen von „Würde der Frau“ veranstalten einen Elternabend. Sie wollen die Eltern davon überzeugen ihren Töchtern mehr zuzutrauen als „Heim und Herd“. Es besteht großer Redebedarf über Erziehungsfragen und Alltagsprobleme.



Interreligiöser Dialog

Reportage: Nigeria – Frieden ist heilig!

Nigeria Foto 1

James Wuye und Muhammad Ashafa kämpften als Milizionäre gegeneinander. Heute vermitteln sie gemeinsam im Norden Nigerias zwischen Christen und Muslimen. Mit Erfolg. Ihre stärksten Argumente sind Koran, Bibel – und die eigene Biografie.



Nigeria Foto 2

Die Ruinenstadt wäre ein guter Ort, um alte Wunden wieder aufzureißen. James und Ashafa dringen immer tiefer in die Gassen ein. Vorbei an schwarzverkohlenen Hausskeletten und verwaisten Brunnen. Einziger Farbtupfer ist ein bunter Vorhang, der im Wind flattert. Er ersetzt die Tür in einem Haus, das dem Mob und den Flammen standhielt. „Das war ein quicklebender Ort,“ raunt James. „Hier hat kein einziger Muslim überlebt“, fügt Ashafa leise hinzu. Entweder sie konnten fliehen oder wurden massakriert. Hier waren Glaubensbrüder von James am Werk. Die Inspektion in dem zerstörten Stadtviertel von Jos, der Hauptstadt des Bundesstaates Plateau, wird zu einer Bewährungsprobe für das ungleiche Paar.





Nigeria Foto 3

James, ein Kopf kleiner als Ashafa, ist mit seiner Schiebermütze aus Leder sofort als Christ erkennbar, Ashafa in seinem wallenden arabischen Gewand und mit zauseligem Kinnbart weithin als Muslim auszumachen. Ein Pastor und ein Imam, Hand in Hand? James' Blicke tasten nervös die Umgebung ab. Immer wieder dreht er den Kopf nach hinten. Eine Gruppe junger Männer folgt ihnen auf dem Fuß. Sie tuscheln mit düsteren Mienen, kommen immer näher. James fasst mit der Linken nach Ashafas Hand. Wo einmal seine Rechte war, sitzt heute eine Prothese. Ein muslimischer Milizionär hat ihm die Hand abgehackt, vermutlich einer von Ashafas Männern. Vor 18 Jahren, im Kampf, mit einer Machete. Es ist nicht der einzige Verlust, der die beiden aneinander bindet. Für James ist es der schmerzhafteste.



Nigeria Foto 4

Die beiden beschleunigen ihre Schritte, bis sie einen kleinen Armeeposten erreichen. Die Männer, die ihnen schweigend und bedrohlich gefolgt sind, bleiben zurück. Gemeinsam bitten James und Ashafa um Geleitschutz. Ein junger Corporal willigt ein. Das Morden und Brandschatzen, dessen Spuren die beiden zwischen den Ruinen recherchieren, war ein Vergeltungsakt. Für ein Blutbad an Christen, vorher, woanders. Das wiederum einen Angriff auf Muslime rächte, vorher, woanders. Eine Kettenreaktion des Hasses, die den Bundesstaat Plateau in Atem hält. Plateau liegt im Middle Belt Nigerias. In den südlichen Bundesstaaten dominieren christliche Gemeinschaften, im Norden muslimische. Und im Mittelgürtel prallen die Religionen wie driftende Kontinentalplatten aufeinander. Tektonische Spannungen, die sich immer wieder in Gewaltexzessen entladen.

Nigeria Foto 5

Nigeria gilt als eines der religiösesten Länder der Welt. 95 Prozent der Einwohner, so ergab eine Umfrage im Auftrag der BBC, würden für den Gott sterben, an den sie glauben. Offiziell ist knapp eine Hälfte islamisch, die andere christlich. Aber schon die Zahlen sind Gegenstand erbitterter Debatten. Angeblich geht es bei den Gewaltkonflikten um Religion, in Wirklichkeit jedoch um Geld und Einfluss. Egal ob Aufträge oder Kredite, Studienplätze oder Jobs, alles wird nach religiösem Proporz vergeben. Ist der Staatspräsident Muslim, muss sein Stellvertreter Christ sein. Lagerlogik. Das Gefälle zwischen dem wohlhabenderen, christlichen Süden und dem ärmeren, muslimisch dominierten Norden verschärft den Konflikt. Wie so oft bei Konflikten, die gewaltsam eskalieren, fühlen sich beide Seiten an den Rand gedrängt, die Alten ihrer Würde beraubt, die Jungen um Lebenschancen betrogen.



Nigeria Foto 6

„Wir müssen das Frühwarnsystem verbessern, damit das hier nicht noch einmal passiert“, sagt Ashafa. Die beiden haben in Jos Teams geschult, die aus respektierten Persönlichkeiten beider Religionen bestehen und bei den ersten Anzeichen von Ausschreitungen Alarm schlagen.

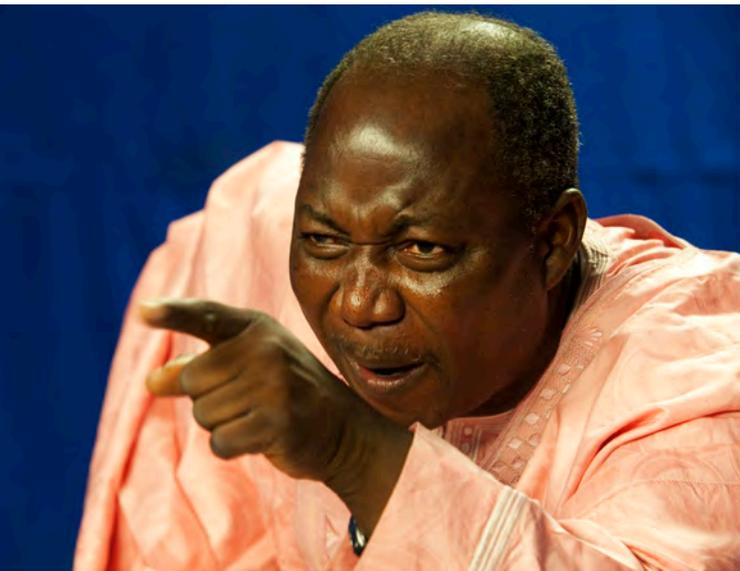
Sie kehren zu ihrem Kleinbus zurück, unversehrt, auch innerlich. Die alten Wunden sind nicht aufgerissen. „Peace is divine“ steht in großen Lettern am Busheck. Frieden ist heilig. Das ist ihre Mission.



Nigeria Foto 7

Interfaith Mediation Centre (IMC) heißt die Organisation, die Pastor James Wuye und Imam Muhammad Ashafa leiten. Seit vielen Jahren vermitteln sie in den religiösen Konflikten Nigerias, mit international beachteten Erfolgen. Sie nutzen die gemeinsame Essenz von Koran und Bibel – Frieden und Nächstenliebe – als Grundlage ihrer Mediationen. Und sie organisieren Workshops zu gewaltfreier Konfliktlösung für diejenigen, die im Lande die Entscheidungen fällen: religiöse Führer, Politiker, Unternehmer und Beamte. Immer beginnen sie mit einem Gebet, jeder zu seinem Gott, und enden mit „Amen“ und „Ameen“. Wenn ihr wahre Christen und echte Muslime sein wollt, so schwören sie die Teilnehmer ein, dann liebt und achtet einander, denn so gefällt es dem Allmächtigen!





Nigeria Foto 8

Als junge Männer waren sie Erzfeinde, die einer Religion der Rache huldigten. *Gedemütigt haben sie uns. Beleidigt haben sie Gottes Namen. Unsere Leute haben sie umgebracht, sogar Frauen, Kinder, Greise, alle. Niemand konnte sich wehren. Oh, diese Ohnmacht. Ich hasse sie, diese Bastarde. Sie sollen leiden, so wie unsere Bro's and Sistas gelitten haben. Nein, schlimmer! Erschlagt sie wie Hunde. Zündet ihre Häuser an. Zur Hölle mit ihnen. Wir sind Gottes Werkzeug, wir leihen seiner Rache das Schwert. Das Brennen in meinem Bauch soll aufhören, endlich.* James Wuye kennt dieses innere Kochen, diesen Groll, der ihm den Magen zusammenballt wie einen Stein. „Ich bin damit aufgewachsen.“



Nigeria Foto 9

Als kleiner Junge hat er mit den anderen am liebsten Soldat gespielt. Den Vater, der als Berufsoffizier im Biafra-Krieg kämpfte, sah er selten. Umso mehr wollte er ihm gefallen. Stark sein, ein Held, unüberwindlich. Und umso demütigender empfand er die Schläge seiner Mutter: Dieses Gefühl der Ohnmacht, schwor er sich, wolle er nie wieder erdulden müssen. Als Sechsjähriger bastelte er aus Blechtellern Helme, aus Isolatoren und Pfeffer die ersten „Handgranaten“. James war einen Kopf kleiner als die anderen. Das machte er durch Verwegenheit wett. Beim Kicken auf dem staubigen Bolzplatz, bei den Prügeleien, in die er sich regelrecht verbiss, bei nächtlichen Sauf Touren.



Nigeria Foto 10

Seine Augen vom Alkohol gerötet, seine Finger gelb von den Zigaretten, so betrat er eines Sonntags die Kirche. Du verschwendest dein Leben, schrie der Prediger, du achtest dich selbst nicht. Aber Jesus nimmt dich an, ER trägt dich! Die Predigt traf ihn mitten ins Herz. Ein Erwachen? Vielleicht. Aber da war auch wieder ein Vater im Spiel, dem er gefallen wollte. Fortan zog er sich sonntags seinen einzigen Anzug an und besuchte die Messe. James wurde Anführer evangelischer Jugendverbände. Einige davon hatten sich heimlich bewaffnet und wurden militärisch ausgebildet. James befehligte die christlichen Milizen in Kaduna, eine Millionenstadt im umkämpften Middle Belt Nigerias. Eines Tages spürten seine Leute den spirituellen Lehrer Ashafas auf, der Anführer der feindli-

chen Milizen. Sie zerrten den alten Sufi-Weisen aus dem Haus, warfen ihn in den Brunnen und ließen so lange dicke Steine auf ihn herabprasseln, bis er erstickte. Er hatte für Ashafa alles bedeutet. Das ist sein größter Verlust, der ihn an James bindet.

Nigeria Foto 11

Wie James hatte auch er sich im Recht gefühlt, als heldenhafter Verteidiger des einzigen wahren Glaubens, Allahu akbar! „Den Hass, der damals in mir brannte, habe ich nicht entwickelt“, erinnert sich Muhammed Ashafa, „ich habe ihn geerbt. Mein Vater war Geistlicher, in der 14. Generation, ein weithin geachteter Mann. Er las und sprach fließend arabisch.“ Doch dann kamen die Briten, und er wurde zum Analphabet im eigenen Lande, weil er die Amtssprache der neuen Herren nicht beherrschte. „Diese Kränkung ließ ihn fortan alles Westliche verabscheuen. Die Kleidung, die Musik und vor allem den christlichen Glauben.“



Nigeria Foto 12

Deshalb weigerte der Vater sich zunächst, Ashafa auf die einzige Schule weit und breit zu schicken, die von Methodisten geführt wurde. Freunde überredeten ihn schließlich. In der Grundschule lernte er die Bibel kennen, die er auch später immer wieder studierte. Aber nur, um sie zu widerlegen. Wie James wurde er heimlich Milizionär, wie er war er ein geborener Anführer, und im gleichen Jahr, als James seine rechte Hand einbüßte, verlor Ashafa seinen Sufi-Lehrer und zwei Brüder – durch Kampfgruppen, die James befehligte.



Nigeria Foto 13

Ein paar Jahre später wird Ashafa in die Residenz des Gouverneurs eingeladen. Es geht um eine bevorstehende Impfkampagne gegen Polio. Islamische Verbände hatten gegargwöhnt, sie diene dazu, ihre Leute heimlich zu sterilisieren. In einer Pause nimmt ihn plötzlich der Journalist Idris Musa beiseite und führt ihn zu James. Der alte Musa legt die Hände der beiden ineinander und sagt: „Ich kenne euch, ihr seid harte Jungs. Aber euch beiden traue ich zu, in diesem Land Frieden zu stiften.“





Nigeria Foto 14

Lass dir jetzt bloß nichts anmerken. Lächle! Jetzt hab' ich dich, du Schweinehund. Du hast mir das Liebste genommen. Die Stunde der Rache ist gekommen. Bisher konnte mir niemand verraten, wo du dich verkriechst. Aber jetzt werde ich dich in deinem Loch ausfindig machen. Und dann bringe ich dich um.
Ashafa lächelt den Pastor an.



Nigeria Foto 15

Ich hasse diesen Typ mit Zauselbart. Der sieht ja schon aus wie ein Fundamentalist. Du falsche Schlange! Mit deiner gespielten Freundlichkeit wickelst du mich nicht ein. Du willst mich doch nur ausspionieren. Wenn du weißt, wo ich nachts schlafe, schickst du mir deine Männer. Die hacken mir erst den anderen Arm ab, bevor sie mir die Kehle durchschneiden.
Und James lächelt zurück.



Nigeria Foto 16

Ein paar Tage später sucht er James in einem Kirchenbüro auf. Draußen versteckten sich seine Milizionäre, bis an die Zähne bewaffnet. „Wenn ich in einer halben Stunde nicht zurück bin, macht ihr alles platt, verstanden?“ Doch auf dem Weg zur Kirche geschieht etwas. Die Worte des alten Musa klingen nach. „Ihr beiden könnt den Frieden bringen“, hatte der gesagt. Etwas gerät ins Wanken. Statt James an die Gurgel zu gehen, unterbreitet Ashafa ihm einen Vorschlag. Eine Debatte solle stattfinden, Muslime versus Christen, Koran gegen Bibel, das bessere Argument soll siegen. James ist perplex, willigt aber ein.

Nigeria Foto 17

Ein Jahr lang suchen sie einen Ort für den Abtausch. Alle Hotels lehnen ab. Einzig das British Council ist so mutig, einen Saal anzubieten. James hat Angst vor einem Hinterhalt. Aber feige will er auch nicht sein. *Wenn dieser Ashafa sich traut, eine Kirche zu betreten, um mit mir zu sprechen, dann kann ich jetzt nicht kneifen. Aber wir sollten uns für alle Fälle rüsten.* Die Messer werden unter Burnussen und in Aktentaschen versteckt, auf beiden Seiten. Doch das Eis taut langsam. „Ich war berührt davon, dass Christen wie James unsere Trauer über die Toten und Verwundeten nachempfinden konnten“, erinnert sich Ashafa. Mitgefühl war das letzte, was er von seinen Gegnern erwartete.



Nigeria Foto 18

Die beiden beginnen, die ersten interreligiösen Workshops zu organisieren. Reisen gemeinsam zu Kursen für Konfliktlöser nach Südafrika und in die Vereinigten Staaten. Schlafen oft im gleichen Zimmer. Ihre Gastgeber sind entzückt: Zwei, die der Rache abgeschworen haben, Erzfeinde, die Freunde wurden – dieses Wunder will jeder gerne glauben. Doch die Wirklichkeit sieht anders aus. Jahrelang plagten James Mordgedanken. Immer wieder bricht nachts ein Schmerz auf, tiefer als der Schnitt, der seinen Arm abtrennte.



Nigeria Foto 19

Drei Jahre lang plagten ihn nachts Anfälle ohnmächtiger Wut, gefolgt von Mordgedanken. Eines Tages begegnete er Pastor Ina Omakwu, den er als weisen Mann verehrte. Der Geistliche sprach ihn nach einem Gottesdienst an: „James, ich weiß genau, wie es in deinem Inneren aussieht. Du bist vergiftet von Hass. Aber wenn du Muslime für den christlichen Glauben gewinnen willst, dann musst du deine Liebe für sie entdecken. Du kannst nicht jemandem predigen, den du verabscheust!“ Und damit ließ er ihn stehen.

Es ist, als ob ein Blitz einschlägt. Er zerstört etwas. Und er erhellt etwas. Wie konnte ich so verbohrt sein? Ich kann die Liebe ja spüren. Wie gütig Ashafas Augen immer schauen! Es tut so gut, diesen tausendmal durchgekauten Groll loszulassen. Ich fühle mich so leicht.





Nigeria Foto 20

Auch Ashafa musste Gewohntes aufgeben, um die letzten und entscheidenden Schritte auf James zugehen zu können. Wie bei James war es eine Predigt, die Ashafa für das Neue öffnete. „Der Imam sprach darüber, wie man Ignoranz durch Wissen heilt, Rache durch Vergebung. Wie man seinen Feind dadurch besiegt, dass man ihn zum Freund macht. Nicht mit Gewalt, sondern mit Liebe.“

Ashafa wusste mit einem Mal, dass er bereit war, seinem Feind zu verzeihen, ganz und gar.



Nigeria Foto 21

Das war vor zwölf Jahren. Seitdem sind die beiden unzertrennlich. „Imam und Pastor“ – das funktioniert mittlerweile wie ein Markenzeichen. Reisen ins Ausland unternehmen sie immer nur als Duo. In ihrem Heimatstaat Kaduna gelten sie als Friedenshelden. Jahrzehntlang war die Stadt und der gleichnamige Bundesstaat ein einziger Kriegsschauplatz. Einzig Ashafa und James galten als so glaubwürdig, dass es ihnen gelang, beide Seiten an den Verhandlungstisch zu bringen.



Nigeria Foto 22

Sie kamen im Jahr 2002 auf die Idee, die „Erklärung von Alexandria“, unterzeichnet von Religionsführern aus der ganzen Welt, als Vorlage zu nehmen und auf die Situation in Kaduna anzupassen. Tatsächlich unterschrieben 22 hohe Geistliche beider Lager das Dokument. Sie verzichteten darin auf Hasspredigten und gründeten ein gemeinsames Komitee als Frühwarnsystem für Konflikte. Seit acht Jahren hält der Religionsfriede nun schon. Die Geschäfte in der Stadt laufen wieder. Abends flanieren Jugendliche, die als Kinder noch verschreckt die Unruhen erlebt haben, am Kaduna-Fluss entlang und sitzen schäkernd unter Flammenbäumen mit orangeroten Blüten. Sie genießen die Früchte des Friedens. Nun wollen Pastor und Imam ihre Erfolge auf andere Konfliktherde im Middle Belt übertragen.

Nigeria Foto 23

James steht auf einem staubigen Platz in Dogo Nahawa, ein Weiler in der Nähe von Jos. Es ist früher Vormittag, die Sonne brennt senkrecht auf die Versammelten herab, aber das ist nicht der einzige Grund, warum der Pastor schwitzt. Er ist unsicher. Was soll er den Menschen sagen, Christen vom Volk Berome, die ihn erwartungsvoll begrüßen? In ihren Gesichtern kann er lesen, dass sie durch die Hölle gegangen sind, vor kurzem erst. Kann er hier, wo sie die Leichen in langen Reihen in den Staub gelegt hatten, notdürftig mit Tüchern bedeckt, kann er an diesem Alptraumort von Vergebung sprechen?



Nigeria Foto 24

Es war am 7. März 2010, nachts um halb vier, als Gewehrschüsse die Dorfbewohner aus dem Schlaf rissen. Erschreckt rannten sie aus ihren Lehmhäusern, bei vielen loderten die Strohdächer schon in hohen Flammen. Überall in den Gassen die Schatten der Bewaffneten. Allahu akbar, schrien sie, und hackten mit Schwertern und Sicheln auf alle ein. In weniger als drei Stunden metzelten sie 500 Berome nieder. Deshalb ist Ashafa zurückgeblieben. Derzeit kann sich kein Muslim in Dogo Nahawa blicken lassen. Kann James die Überlebenden bitten, ihren Feinden zu verzeihen?



Nigeria Foto 25

Kann er das von einer Frau wie Pauline verlangen, die im Schatten eines Mangobaums sitzt und weint? Das Gesicht der 40jährigen ist grau. Sie hat viel Blut verloren. „Ein Wunder, dass ich überlebt habe“, sagt sie, langsam, wie in Trance, ihre Stimme nur ein Hauchen. Über ihren Hinterkopf zieht sich eine 20 Zentimeter lange, rotgeränderte Narbe. Drei Finger hat sie unter Machetenhieben verloren, ihre Kinder sind im Haus verbrannt. Einer nach dem anderen haben die Dorfbewohner dem Pastor ihr Leid anvertraut. Jetzt sind sie still. Alle Augen richten sich auf ihn. James wendet sich einen kurzen Moment ab, er wischt sich die Tränen aus den Augen.





Nigeria Foto 26

Schließlich spricht er, leise, aber mit fester Stimme: „Schaut euch diese Prothese an. Wie lange habe ich damit gehadert. Ich wollte, dass jemand dafür büßt. Das hat mich zum Gefangenen gemacht. Viele Jahre lang. Aber heute bin ich frei. Und warum? Weil ich die Rache loslassen konnte. Es gibt nur einen Ausweg aus dem Kreislauf von Gewalt und Rache – zu vergeben. Tut es, aus Liebe zu euch selbst!“ Sie hören zu. Niemand widerspricht. Dieser Pastor hat etwas geschafft, was noch vor ihnen liegt, etwas, wofür sie Gottes Beistand brauchen. Einer beginnt ein Gebet, Praise the Lord, andere fallen ein, Hal-lelujah, sie beten mit Inbrunst. Aber niemand lächelt dabei.

Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotograf: Uli Reinhardt) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „Peace Counts 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz. 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>. Dort kann auch die Peace Counts Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Michael Gleich steht unter dem Titel “Eine Art Wunder” bei www.peace-counts.org/nigeria_james-ashafa

Essay: Interreligiöser Dialog

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Interreligiöser Dialog“

Pastor James Wuye und Imam Muhammad Ashafa waren als junge Männer Erzfeinde. Sie gehörten muslimischen und christlichen Kampfverbänden an, die sich in Nigeria gewaltsame Auseinandersetzungen lieferten. James verlor im Kampf seine Hand, Ashafa zwei Brüder. Nach Jahren des Hasses und der Gewalt gründeten sie gemeinsam das Interfaith Mediation Centre. Dort organisieren sie interreligiöse Dialogworkshops. Sie überzeugen hohe Geistliche davon auf Hasspredigten zu verzichten. Sie schulen gemischte Gruppen aus Pastoren und Imamen, die sich bei drohender interreligiöser Gewalt gegenseitig informieren. Mit ihren interreligiösen Dialogen versuchen sie einem Krieg der Religionen in Nigeria entgegen zu wirken.

Die Arbeit und die persönlichen Lebenswege von Imam Muhammed Ashafa und Pastor James Wuye sind beeindruckend. Sie gelten als Vorbilder für ihre jeweiligen Religionsgemeinschaften, weil sie es persönlich geschafft haben, den Hass auf „die Anderen“ zu überwinden. Sie übernehmen als religiöse Führungspersonen Verantwortung für den Frieden. Doch sie können selbstverständlich in einem komplexen Konfliktgefüge nicht alle Konfliktursachen bearbeiten, denn Religion ist in vielen Fällen nicht die zentrale Ursache von Gewaltausbrüchen zwischen religiösen Gruppen. Andere wichtige Faktoren wie Ethnizität, Ressourcenverteilung, strukturelle Gewalt im politischen System und historische Besonderheiten ergeben eine komplexe Konfliktkonstellation in Nigeria. Landstreitigkeiten oder Fragen der politischen Repräsentation der verschiedenen Gruppierungen sind ebenso wichtige Ursachen für Eskalationen (Basdau/Strüver/Vüllers 2012: 172). Die Arbeit von James Wuye und Muhammad Asfaha mit Muslimen und Christen in Nigeria konzentriert sich auf *religious peacebuilding*. Sie ist ein Beispiel für die Umsetzung von interreligiösen Dialogen als Peacebuilding-Maßnahme. Die beiden Geistlichen erfahren inzwischen viel internationale Aufmerksamkeit in Wissenschaft und Praxis als religiöse Friedensakteure (Haynes, 54ff, Douglas 2008; Wuye/Ashafa 2005; Smock 2008, 5).

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Ambivalenz von Religion in Konflikten*: Religion kann konfliktverschärfend, aber auch friedensfördernd wirken. In den Biografien von James Wuye und Muhammed Ashafa lassen sich Schlüsselmomente identifizieren, in denen die Religion die Wahl ihrer Handlungsoptionen beeinflusst hat. Diese Schlüsselmomente lassen sich den Faktoren zuordnen, die zur wissenschaftlichen Analyse des Friedenspotenzials von Religionen herangezogen werden: z.B. identitätsstiftender Charakter der Religion, ihre normative Inhalte und Ideen sowie deren Auslegung, religiöse Organisationsstrukturen, Verhalten religiöser Führungspersonen, usw.
- *Eignung von religious peacebuilding in Nigeria*: Mittels einer vertiefenden Recherche zum Konflikt in Nigeria und der Erstellung einer Konfliktanalyse können die Potenziale und Grenzen von religious peacebuilding in komplexen Konfliktkonstellationen erarbeitet werden.
- *Projektskizze „Interreligiöser Dialog“*: Ausgehend von der Reportage und des Essays kann eine Projektskizze für einen Interreligiösen Dialog entwickelt werden. In ihr sollten mindestens folgende Punkte konkretisiert werden: Problemlagen, Ziele, Prinzipien, Inhalte, Teilnehmende und gesellschaftliche Ebene, auf welcher der Dialog stattfinden soll.

Die *Peace Counts* Reportage über Nigeria verdeutlicht die ambivalente Rolle von Religion in Konflikten. Sie kann Hass hervorbringen oder verstärken und zur Legitimierung von Gewalt gegen andere Religionsgruppen herangezogen werden. Doch gleichzeitig war es die Religion, die es den beiden Protagonisten ermöglicht hat, Schritte auf den ehemaligen Feind zuzugehen, ihm zu vergeben und sich gemeinsam für den Frieden einzusetzen. Diese Zweischneidigkeit von Religion und die Bedingungen unter denen sie eskalierend wirkt oder einen positiven Friedensbeitrag leistet beschäftigt die Friedensforschung seit einigen Jahren intensiv. Seit dem Ende des Kalten Krieges haben viele eine Renaissance des Religiösen in den Internationalen Beziehungen und in Gewaltkonflikten beobachtet (Brenner/Weingardt 2010, 13). Doch während die Zusammenhänge von Gewalt und Religion viel Aufmerksamkeit erfahren, ist die Untersuchung der Potenziale von religious peacebuilding und insbesondere von interreligiösen Dialogen zur Friedensförderung erst in den Anfängen (Abu-Nimer/Kadayifci-Orellana 2008; Weingardt 2010). Das Thema ist nicht nur in der Friedens- und Konfliktforschung, sondern auch in der Theologie relevant, wenn es darum geht, wie interreligiöse Dialoge als Peacebuilding-Instrumente konzipiert und durchgeführt werden können und unter welchen Bedingungen sie ein geeignetes Mittel zur Deeskalation interreligiöser Spannungen sind.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Die ambivalente Rolle von Religion in Konflikten

Mehrere wissenschaftliche Beiträge verweisen auf die Ambivalenz von Religion in Konflikten und Kriegen (Appleby 2000; Philpott 2007). Zwar wurden „Religionskriege“ auch in früheren Jahrhunderten geführt, doch das Thema erhielt im Zuge des Bosnienkriegs, sowie des 11. Septembers und in den dadurch angefachten Diskussionen um „islamistischen Terror“ neue Aufmerksamkeit (Goldberg/Blancke 2011, 377). Von einigen wird Religion als ein zentraler Faktor in Gewaltkonflikten angesehen. Religion gilt manchen gar als „major contributor to war, bloodshed, hatred and intolerance“ (Gopin 1997, 2). Es ist unbestritten, dass Religion in den grausamsten Gewaltkonflikten der menschlichen Geschichte eine Rolle gespielt hat (Goldberg/Blancke 2011, 383). Doch was oberflächlich als Konflikt zwischen Religionsgruppen erscheint, hat oft wirtschaftliche, politische oder ethnische Konfliktursachen oder -dynamiken (Smock 2008, 2f). Oft ist es gar nicht möglich, die Rolle von Religion oder Ethnizität unabhängig voneinander zu betrachten (Appleby 2000, 60f). Auch im Fall Nigeria sind die religiösen Spaltungen mit dem komplexen politischen Kontext und der ethnisch zersplitterten Bevölkerung verknüpft (USIP 2010, 2). Der Faktor Religion sollte in Konfliktanalysen nicht vernachlässigt werden, weil er soziale Identitäten von Millionen Menschen prägt und mitunter zur Legitimierung von Gewalt herangezogen wird. Religionen haben durch ihren identitäts-stiftenden Charakter auch die Tendenz zur Abgrenzung von den „Anderen“. Konflikte mit religiöser Komponente werden mit höherer Intensität geführt und dauern in der Regel länger als nicht-religiöse (Weingardt/Brenner 2010, 29). In vielen Konfliktfällen wird Religion dafür instrumentalisiert, Unterstützung für den Kampf gegen eine andere Gruppe zu mobilisieren (Hasenclever 2012, 189ff.). Wenn man Religionen als Mittel zur Mobilisierung für Gewalt nutzen kann, sollte dies doch auch für den Frieden möglich sein, so der Umkehrschluss. Religion müsste sich, statt nur zur Eskalation von Konflikten, auch zur Friedensförderung nutzen lassen.

Friedensbeitrag von Religionen – religious peacebuilding

Tatsächlich wurde das Friedenspotenzial von Religionen erst in den letzten Jahren stärker ins Blickfeld der Forschung gerückt (vgl. Czada/Held/Weingardt 2012). Durch die Überbetonung der gewaltfördernden Elemente von Religionen gerieten deren friedensstiftenden Kräfte zu sehr in Vergessenheit (Smock 2008, 2; Weingardt/Brenner 2010, 4). Religion kann nicht nur verantwortlich für Intoleranz, Konflikt und Gewalt sein, sondern kann auch die gegenseitige Verständigung, Konfliktbearbeitung und Frieden fördern. Es gibt vielversprechende Potenziale für religiöse Friedensförderung (Appleby 2001, 821; Sampson 1997; USIP 2003; Smock 2008; Weingardt 2010). Das Wissen darüber, wie und unter welchen Bedingungen Religion oder religiöse Akteure zum Frieden beitragen, ist hingegen noch sehr dünn (Hasenclever 2012, 184;

Weingardt/Brenner 2010, 32ff). Doch erste Erklärungsversuche existieren und ein im Jahr 2010 von der *Deutschen Stiftung Friedensforschung* ausgerichtetes Symposium zu Religionen und Weltfrieden griff diese Fragen in einem interdisziplinären Dialog mit Forscherinnen und Forschern sowie Praktikerinnen und Praktikern auf (Czada/Held/Weingardt 2012).

Friedenspotenzial der Religionen

Viele Beiträge verweisen beim Friedenspotenzial von Religionen auf die verschiedenen religiösen Schriften und die darin enthaltenen gemeinsamen Grundwerte (Gopin 1997; Galtung/McQueen 2008; Küng 2012, 31; Sampson 1997; Appleby 2001; Kimball 2009; Smock 2008). Das soziale und moralische Fundament von Religionen macht sie zu konstruktiven Kräften für Frieden und Konflikttransformation (Sampson 1997, 275). Dies wird auch anhand der Diskussionen um einen „Weltethos“ im Sinne einer allen Religionen gemeinsamen Wertegrundlage deutlich (Küng 2012, 26ff). Dabei geht es darum, dass Religion eine Handlungsorientierung für einen großen Teil der Menschheit ist. Sie prägt deren Weltansicht und wirkt sinn- und ordnungsstiftend (Weingardt/Brenner 2010, 16). Alle Religionen weisen in ihren jeweiligen religiösen Schriften oder Traditionen Wertorientierungen auf, die mit Frieden in Zusammenhang stehen, z.B. Empathie, Barmherzigkeit, Gewaltfreiheit, die Feindesliebe, die Heiligkeit der Schöpfung, Selbstdisziplin, Verzicht, usw. (Gopin 1997, 9ff). Religion ist eine komplexe Mischung aus Glauben, Werten, religiösen Praktiken und Beziehungen, die innerhalb einer Gemeinschaft bestehen (Neufeldt 2011, 346). Deshalb lässt sich Religion nicht klar von verschiedenen sozialen Kontexten, von Kultur und Geschichte abgrenzen.

Differenzierter Religionsbegriff

Um die friedensstiftenden Potenziale von Religionen besser einschätzen zu können, ist eine Aufschlüsselung des Begriffs „Religion“ notwendig, denn er umfasst viele Faktoren, die aber in verschiedene Richtungen wirken können (Basedau/Körner 2009, 10). Die Zugehörigkeit eines Menschen zu einer bestimmten Religion gibt noch keinerlei Auskunft über dessen mögliche Gewaltneigung oder -anwendung. Ein Hindu kann sich sowohl zu einem gewaltfrei handelnden Gandhi-Anhänger als auch zu einem fundamentalistischen Gewalttäter entwickeln. Zu den wichtigen Faktoren, die zur Friedensstiftung beitragen können, gehören die Religionsdemographie, der identitätsstiftende Charakter von Religion, ihre normativen Inhalte und Ideen sowie deren Auslegungen, religiöse Organisationsstrukturen (Kirchen, Netzwerke) sowie das Verhalten religiöser Führungspersonen (Basedau/Körner 2009, 10; Basedau/Strüver/Vüllers 2012, 162). Bei allen Faktoren muss man sich anschauen, ob sie jeweils eher eskalierend oder deeskalierend auf Konflikte wirken. Erst dann lassen sich differenzierte Aussagen über den Friedensbeitrag von Religionen machen.

Tätigkeiten religiöser Friedensakteure

Konkrete Aktivitäten religiöser Akteure als Beitrag zum Frieden haben unter dem Begriff *religious peacebuilding* in letzter Zeit zunehmende Aufmerksamkeit erfahren (Hayward 2012, 2). *Religious peacebuilding* wird von Appleby umfassend definiert als: „various phases, levels, and types of activity, by religious actors and others, that strengthen religion’s role in creating tolerant and nonviolent societies“ (Appleby 2000, 211). Gläubige und ihre Gemeinschaften und Organisationen sind aktiv in den Bereichen Frühwarnung, Gute Dienste, Advocacy sowie Mediation und Versöhnung (Abu-Nimer/Kadayifci-Orellana 2008; Haynes, 2012, 46). So genannte *faith-based organisations* leisten auf verschiedene Weisen einen Beitrag zu *Peacebuilding*, etwa indem sie emotionale und spirituelle Unterstützung für kriegsbetroffene Gemeinden bieten, ihre Anhänger und andere Menschen effektiv für Frieden mobilisieren, zwischen Konfliktparteien vermitteln und Versöhnung, Dialog, Abrüstung, Demobilisierung und Reintegration unterstützen (Haynes 2012, 50; Johnston 2005; Rogers/Bamat/Ideh 2008). Religiöse Akteure agieren dabei oft mit Regierungen und nichtstaatlichen Akteuren zusammen (Appleby 2000, 212). Obwohl sie selbst nicht über politische oder materielle Anreize oder Druckmittel verfügen, genießen sie einen spezifischen Vertrauensbonus, wenn sie verlässlich, integer und glaubwürdig auftreten (Weingardt/Brenner 2010, 33). Ihre Fachkompetenz, Glaubwürdigkeit und ihre Nähe zu den entsprechenden Konflikten sind entscheidende Merkmale, die religiöse Akteure zu potenziellen Friedensstiftern machen (Weingardt 2011, 506).

Typen religiöser Friedensstiftung

Es lassen sich mindestens zwei Typen religiöser Friedensstiftung identifizieren: a) interreligiöse Netzwerke und b) religiöse Friedensinitiativen (Basedau/Strüver/Vüllers 2012, 175ff). In interreligiösen Netzwerken treffen verschiedene Religionsgruppen in regelmäßigen Dialogen oder anderen Aktivitäten (Bildungsprogrammen, gemeinsamen Gebeten, Führungstreffen, usw.) zusammen. Sie unterscheiden sich stark nach ihrem Organisationsgrad und der geografischen Reichweite. Religiöse Friedensinitiativen hingegen sind nicht unbedingt interreligiös, sondern können auch von Individuen oder Gruppen vorangetrieben werden, die einer bestimmten religiösen Gemeinschaft angehören. Zu religiösen Friedensinitiativen zählen alle Aktivitäten, die von einem religiösen Akteur mit dem erklärten Ziel Frieden zu stiften unternommen werden (z.B. Mediation, Ausbildung lokaler Friedensstifterinnen und Friedensstifter, Lobbying und Awareness-raising über den Konflikt, Friedensaufrufe). Meist sind solche Initiativen die Antwort auf Gewalt, seltener werden sie schon präventiv eingerichtet. Aber es gibt bisher wenig gesichertes Wissen, ob und wann diese erfolgreich sind. Zunächst muss empirisch erfasst werden, in welchen Konflikten religiöse Akteure zum Beispiel durch Gewalt- oder Friedensaufrufe überhaupt in Erscheinung treten (Basedau/Strüver/Vüllers 2012, 175ff). Hier lässt sich feststellen, dass die Aufrufe zu Frieden, Dialog und Versöhnung durch religiöse Akteure gegenüber Gewaltaufrufen überwiegen. Doch welche Wirkung sie haben können, ist noch weitgehend unerforscht. Außerdem gibt ein Aufruf selbst noch keine Auskunft darüber, ob die Aufrufenden oder deren Adressaten sich auch in der Weise verhalten. Auch wenn ein religiöser Akteur sich aktiv für den Frieden einsetzt, ist damit sein Erreichen noch nicht gewährleistet. Dies gilt bisher auch für die spezifische Maßnahme des interreligiösen Dialogs, der als Teilbereich des *religious peacebuilding* gelten kann.

Interreligiöser Dialog als spezifisches Peacebuilding-Instrument

Interreligiöse Dialoge unterscheiden sich von „einseitigen“ religiösen Friedensinitiativen dadurch, dass sie eine Begegnung mit der anderen Seite beinhalten. Ein interreligiöser Dialog ist zunächst einmal ein Gespräch zwischen Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen (USIP 2004; Brajovic 2006). Damit ist auch jedes alltägliche Gespräch zwischen einer muslimischen und einer christlichen Nachbarin eine Form des interreligiösen Dialogs (Brajovic 2006, 187). Doch ein solcher ist nicht „institutionalisiert“, sondern eher zufällig. Ein weiteres Merkmal wäre, dass es sich nicht nur um einen Dialog zwischen Vertreterinnen und Vertretern verschiedener religiöser Gruppen oder Traditionen handelt, sondern die Religion auch Inhalt des Gesprächs ist (Napier 2011, 78). Für Swidler (1984) reicht es nicht aus, dass die Teilnehmenden ein religiöses Thema diskutieren, sondern sie müssen im Dialog auch als klar identifizierbare Vertreterinnen und Vertreter einer religiösen Gemeinschaft auftreten. Eine Definition, die mehrere dieser Kriterien umfasst, stammt von Brajovic (2006, 187). Er definiert interreligiösen Dialog als formalen Prozess, in dem anerkannte Autoritäten von mindestens zwei religiösen Gemeinschaften zusammenkommen, um ausführlich und ernsthaft über die Glaubenssätze und Praktiken zu diskutieren, welche die Glaubensgemeinschaften unterscheiden. Die Suche nach Gemeinsamkeiten erwähnt Brajovic nicht, obwohl diese ein ebenso wichtiger Teil von interreligiösen Dialogen sein könnte.

Typen von interreligiösen Dialogen

Oft wird auch mit Typologien gearbeitet um ein deutlicheres Bild von interreligiösen Dialogen zu erhalten. Manche Beiträge unterscheiden etwa zwischen praktischen, kognitiven und spirituellen Dialogformen (Swidler 1984, 33; Bistum Hildesheim 2012). Auf der Praxisebene sind interreligiöse Dialoge lebensweltliche Dialoge (dazu gehört auch das nachbarschaftliche Zusammenleben). Auf kognitiver Ebene geht es um den wissenschaftlich-theologischen Austausch, der Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Lehre der Religionen sucht. Auf der spirituellen Ebene steht die Selbsterfahrung der Religion des Gegenübers im Mittelpunkt (z.B. durch gemeinsames Gebet, Meditation).

Das *United States Institute of Peace* unterscheidet interreligiöse Dialoge in Anlehnung an Lederachs Ebenenmodell in Dialoge zwischen Eliten, mittlerem Führungslevel und Grassroots bzw. Individuen (Lederach 2001; USIP 2004, 3). Interreligiöse Dialoge können auf regionaler, nationaler und internationaler Ebene stattfinden (Mandour 2010, 891f). Letztlich ist aber entscheidend, welche Zielsetzung die jeweiligen Akteure mit der Einrichtung eines interreligiösen Dialogs verbinden, denn daraus leitet sich ab, auf welcher Ebene er stattfinden soll. Neufeldt (2011) unterscheidet zwischen interreligiösen Dialogen mit vorwiegend theologischer, politischer oder friedensfördernder Orientierung. Je nach wissenschaftlicher Perspektive haben die Dialogformate eine andere Zielsetzung. Interreligiöse Dialoge mit theologischem Schwerpunkt dienen Expertinnen und Experten dazu, sich über die jeweilige Glaubenslehre auszutauschen und die andere Religion und deren Gläubige besser zu verstehen und zu respektieren. Ein politischer interreligiöser Dialog verfolgt vor allem das Ziel, hochrangige religiöse Autoritäten zusammen zu bringen, die einen mächtigen Einfluss auf die Konfliktakteure ausüben können (Neufeldt 2011, 349ff). Schließlich haben interreligiöse Dialoge aus einer Perspektive der Friedensförderung vor allem das Ziel, die Wahrnehmungen und Einstellungen gegenüber „dem Anderen“ positiv zu verändern. Ein solcher Dialog kann und sollte auf allen Ebenen der Gesellschaft stattfinden. Dabei sollen negative Stereotypen und Missverständnisse abgebaut, die Beteiligung der Bevölkerung an Friedensprozessen erhöht und nach Wegen gesucht werden, wie man Räume für gegenseitiges Verständnis, Respekt und Toleranz schaffen kann (Mandour 2010, 888; Neufeldt 2011, 358; Brajovic 2006, 187; Council of Europe 2005, 13). Übergeordnetes Ziel interreligiöser Dialoge ist, dass Religionen nicht mehr für Gewalt herangezogen werden, sondern zum Pluralismus in Gesellschaften und zur Entwicklung einer „Kultur des Friedens“ beitragen (vgl. Council of Europe 2005, 13).

Bedingungen für einen Interreligiösen Dialog

Es ist schwierig einen offenen Dialog zu führen und gemeinsame Werte zu identifizieren, wenn religiöse Vertreterinnen und Vertreter mit ihrer Religion einen alleinigen Anspruch auf Wahrheit verknüpfen. Wenn sie versuchen, die andere Seite zu missionieren oder deren Andersartigkeit nicht anerkennen, wird ein Dialog voraussichtlich scheitern. Ebenso wenig geht es in einem interreligiösen Dialog darum, einen Kompromiss oder eine gemeinsame Wahrheit zu finden. Erforderlich ist aber gegenseitiger Respekt und der Verzicht auf die Bewertung der anderen Religion anhand der eigenen Maßstäbe, damit ein interreligiöser Dialog als Peacebuilding-Instrument funktionieren kann (Ayoub 2004, 315; Blanke/Goldberg 2011).

Eine weitere Herausforderung bei interreligiösen Dialogen ist die Identifizierung und Teilhabe von Vertreterinnen und Vertretern religiöser Minderheiten oder solcher Religionsgruppen, die nicht über institutionelle Strukturen verfügen. Dies trifft für einige der großen asiatischen Religionen ohne zentralisierte Struktur (Buddhismus, Taoismus, Hinduismus) und für manche Naturreligionen zu (Brajovic 2006; Napier 2011). Viele interreligiöse Dialoge in westlichen Gesellschaften finden nur zwischen Vertreterinnen und Vertretern der drei abrahamitischen Religionen (Christentum, Judentum, Islam) statt (Hayward 2012, 7). Bei der Auswahl von Sprecherinnen und Sprechern der Gruppen sollte auch die intrareligiöse Vielfalt deutlich werden. Vielerorts sind die religiösen Institutionen oder Entscheidungsgremien noch überwiegend mit männlichen Erwachsenen besetzt. Es muss also bei interreligiösen Dialogen darum gehen, wichtige Betroffenengruppen wie Kinder, Jugendliche und Frauen gleichberechtigt einzubinden (Council of Europe, 2005). Eigenständige religiöse Peacebuilding-Initiativen von und mit Frauen und Jugendlichen können ein erster Schritt auf diesem Weg sein (Hayward 2012, 7). Für die Friedensförderung braucht es also mitunter neben dem interreligiösen Dialog auch intrareligiösen Dialog, der strukturelle oder kulturelle Gewalt gegen bestimmte Gruppen innerhalb der eigenen religiösen Traditionen und Institutionen thematisiert. Intrareligiöser Dialog kann auch wichtig sein um in der eigenen Gemeinschaft für einen interreligiösen Dialog zu werben. Eine Voraussetzung für die Fähigkeit zum interreligiösen Dialog ist die Auseinandersetzung mit der eigenen Religion. Zum Schutz vor Instrumentalisierung der Religion für Gewalt braucht es eine qualitätsvolle religiöse Bildung, die differenzierte Kenntnisse der eigenen religiösen Traditionen vermittelt und Menschen widerstandsfähiger gegen den Missbrauch von Religion macht (Hasenclever 2012, 190). Glaubensgemeinschaften, die resistent gegenüber Instrumentalisierung sind, zeichnen sich durch vier

Merkmale aus: Respekt vor der Komplexität ihrer Überlieferungen, strukturelle Toleranz in Form von institutionalisierten moderaten Diskursen, ein hohes Autonomiepotenzial gegenüber Staat und Gesellschaft sowie eine diversifizierte innerreligiöse Öffentlichkeit (Hasenclever/De Juan 2007). Auch deswegen ist es sinnvoll, einen Dialog nicht auf einige religiöse Expertinnen und Experten zu beschränken, sondern eine breite gesellschaftliche Beteiligung auf verschiedenen Ebenen zu ermöglichen. Allerdings lässt ein interreligiöser Dialog schon im Namen säkulare Teile der Gesellschaft unberücksichtigt. Umfassender wäre der Begriff des interkulturellen Dialogs, an dem auch Menschen teilnehmen können, die keiner Religionsgemeinschaft angehören (Council of Europe 2005).

Erfolge und Scheitern von interreligiösen Dialogen

Es gibt wenig gesicherte Erkenntnisse darüber, welche interreligiösen Dialogmodelle warum funktionieren und welche nicht (Gopin 1997, 14). Neufeldt bemängelt, dass es kaum Forschung über den Einfluss von interreligiösen Dialogen auf gesamtgesellschaftliche Dynamiken gibt (2011, 345). Die Initiatoren von interreligiösen Dialogen haben unterschiedliche Vorstellungen davon, wie ein Dialog zu Veränderungen führen kann. Manche erhoffen sich einen Wandel der Einstellungen bei den Teilnehmenden und eine Stärkung des sozialen Zusammenhalts, andere wollen damit die Legitimität für bestimmte politische Entscheidungen erhöhen (Neufeldt 2011, 364ff.). Es wären einerseits Evaluierungen von interreligiösen Dialogprogrammen notwendig, welche die inneren Veränderungen von Dialogteilnehmenden und Gruppendynamiken sichtbar machen (Esposito 2009; Hayward 2012, 8; USIP 2004). Andererseits gilt es auch herauszufinden, inwieweit ein interreligiöser Dialog die Erwartungen von Teilnehmenden und Außenstehenden erfüllen kann. Zudem ist derzeit noch wenig bekannt, inwieweit interreligiöse Dialoge zu gesamtgesellschaftlichen Friedensprozessen beitragen könnten. Interreligiöse Dialoge sollten neben der Bearbeitung individueller Einstellungen und Beziehungen der Konfliktparteien auch die strukturellen Ursachen des Konflikts nicht aus dem Blick verlieren (Neufeldt 2011, 364).

Das Friedenspotenzial interreligiöser Dialoge lässt sich erst realistisch einschätzen, wenn es Studien gibt die zeigen, in welchen Fällen interreligiöse Dialoge z.B. eine Eskalation von Gewalt verhindern oder eskalierte Konflikte beilegen konnten. Die allgemeinen Schwierigkeiten, robuste Nachweise für eine verhinderte Eskalation zu erbringen, bleiben allerdings bestehen. Unklar ist derzeit, in welcher Phase eines Konflikts interreligiöse Dialoge am besten wirken können. Als Präventionsinstrument werden sie seltener genutzt. Häufiger werden sie erst in Reaktion auf die Eskalation von interreligiösen Konflikten eingerichtet (Basedau/Strüver/Vüllers 2012, 175ff.). Wo es keine Probleme zwischen den Religionsgemeinschaften gibt, erscheint die Initiierung solcher Dialoge nicht dringlich. Zudem sind Gewaltpräventionsansätze zwischen religiösen Gruppen nicht immer mit dem Label „interreligiöser Dialog“ versehen. Eine lebendige Zivilgesellschaft, in der religiöse Zugehörigkeit keine Rolle spielt, kann ein gutes Präventionsinstrument sein, wie Varshney in seiner Studie zu Gewalt und Frieden zwischen Muslimen und Hindus in Indien aufzeigt (Varshney 2002). In Orten, in denen die Zivilgesellschaft über religiöse Zugehörigkeiten hinweg soziale Aktivitäten aller Art organisiert, ist die Wahrscheinlichkeit geringer, dass Gewalt von einer Region auf die andere übergreift. Etablierte multireligiöse, zivilgesellschaftliche Strukturen und Beziehungen verhindern beim Auftreten von interreligiöser Gewalt anderswo, dass sich die Gewalt in die eigene Nachbarschaft überträgt, z.B. indem zügig Krisensitzungen einberufen oder gemeinsame Präventionsteams gebildet werden. Nicht in allen Fällen erscheint also ein Dialog über religiöse Themen notwendig um Frieden zu stiften, sondern es können sich aus vielen anderen Aktivitäten Beziehungen und multiple Loyalitäten entwickeln, die den Zusammenhalt in einer Gesellschaft stärken und präventiv gegen Gewalt wirken.

Literatur

- Appleby, Scott 2000. *The Ambivalence for the Sacred: Religion, Violence, and Reconciliation*. Lanham, MD: Rowman & Littlefield.
- Appleby, Scott 2001. Religion as an Agent of Conflict Transformation and Peace Building, in: Chester A. Crocker, Fen Osler Hampson, and Pamela Aall (eds.). *Turbulent Peace: The Challenges of Managing International Conflict*, Washington D.C.: USIP Press, 821-840.
- Ayoub, Mahmoud 2004. Christian-Muslim Dialogue: Goals and Obstacles, in: *The Muslim World*, 94:3, 313–319.
- Basedau, Matthias und Peter Körner 2009. Zur ambivalenten Rolle von Religion in afrikanischen Gewaltkonflikten. Osnabrück: Deutsche Stiftung Friedensforschung.
- Basedau, Matthias, Georg Strüver und Johannes Vüllers 2012. A Mixed Blessing: Religion, Violence and Peace in Sub-Saharan Africa, 161-183, in: Roland Czada, Thomas Held, and Markus Weingardt (eds.). *Religions and World Peace: Religious Capacities for Conflict Resolution and Peacebuilding*. Baden-Baden: Nomos, 161–183.
- Bistum Hildesheim 2012: Was ist interreligiöser Dialog? http://www.bistum-hildesheim.de/bho/dcms/sites/bistum/gesellschaft/interreligioeserdialog_oekumene/dialog.html
- Brajovic, Zoran 2006. The Potential of Inter-religious Dialogue in: Martina Fischer (ed.) 2006. *Peacebuilding and Civil Society in Bosnia Herzegovina. Ten Years after Dayton*. Münster: Lit-Verlag, 185-214.
- Council of Europe 2005. *The role of women and men in intercultural and interreligious dialogue for the prevention of conflict, for peace building and for democratization*. Strasbourg: Council of Europe.
- Czada, Roland, Thomas Held, and Markus Weingardt (eds.) 2012. *Religions and World Peace: Religious Capacities for Conflict Resolution and Peacebuilding*. Baden-Baden: Nomos.
- Galtung, Johan, and Graeme MacQueen 2008. *Globalizing God: Religion, Spirituality and Peace*. Transcend University Press.
- Goldberg, Rachel, and Brian Blancke 2011. God in the process: Is there a place for religion in conflict resolution? In: *Conflict Resolution Quarterly* 28(4): 377–398.
- Gopin, Marc 1997. Religion, Violence, and Conflict Resolution, in: *Peace and Change*, 22:1, 1-31.
- Hasenclever, Andreas 2012. War on Earth and Peace from Heaven: Preventing Religions from Instrumentalisation, in: Roland Czada, Thomas Held, and Markus Weingardt (eds.). *Religions and World Peace: Religious Capacities for Conflict Resolution and Peacebuilding*. Baden-Baden: Nomos, 184–195.
- Hasenclever, Andreas und Alexander De Juan 2007. Religionen in Konflikten – eine Herausforderung für die Friedenspolitik, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 6/2007, 10-16.
- Haynes, Jeffrey 2012. Peacebuilding in the Field. Religious Approaches, Best Practice and Constraints, in: Roland Czada, Thomas Held, and Markus Weingardt (eds.). *Religions and World Peace: Religious Capacities for Conflict Resolution and Peacebuilding*. Baden-Baden: Nomos, p. 46–65.
- Hayward, Susan 2012. Religion and Peacebuilding: Reflections on Current Challenges and Future Prospects. Special Report 313. Washington D.C.: United States Institute of Peace.
- Kimball, Charles A. 2009. Muslim-Christian Dialogue, in: John L. Esposito (ed.). *The Oxford Encyclopedia of the Islamic World*. Mevlevi: Oxford University Press, 181–187.
- Küng, Hans 2012. A Joint Vision for World Peace? Religions as Driving Forces for a Culture of Peace, in: Roland Czada, Thomas Held, and Markus Weingardt (eds.). *Religions and World Peace: Religious Capacities for Conflict Resolution and Peacebuilding*. Baden-Baden: Nomos, 19–33.
- Lederach, John Paul 2001. Civil Society and Reconciliation, in: Chester A. Crocker, Fen Osler Hampson, and Pamela Aall (eds.). *Turbulent Peace: The Challenges of Managing International Conflict*, Washington D.C.: USIP Press, 841-854.
- Mandour, Tayseir M. 2010. Islam and Religious Freedom: Role of Interfaith Dialogue in Promoting Global Peace, in: *Brigham Young University Law Review* 13: 885–894.
- Napier, Jonathan 2011. Interfaith Dialogue Theory and Native/Non-Native Relations, in: *Illumine Journal of the Centre for Studies in Religion and Society*, 10: 1, 77-90.

- Neufeldt, Reina C. 2011. Interfaith Dialogue: Assessing Theories of Change, in: *Peace and Change* 36(3): 344–372.
- Philpott, Daniel 2007. Explaining the Political Ambivalence of Religion, in: *American Political Science Review* 101(3): 505–525.
- Rogers, Mark, Tom Bamat, and Julie Ideh (eds.) 2008. *Pursuing Just Peace: An Overview and Case Studies for Faith-Based Peacebuilders*. Baltimore: Catholic Relief Services.
- Sampson, Cynthia 1997. Religion and Peacebuilding, in: *Peacemaking in International Conflict: Methods and Techniques*, I. William Zartman and J. Lewis Rasmussen (eds.). Washington D.C.: USIP Press, 273–316.
- Smock, David 2008. *Religion in World Affairs: Its Role in Conflict and Peace*. Special Report 201. Washington D.C.: United States Institute of Peace.
- Swidler, Leonard 1984. The Dialogue Decalogue: Ground Rules for Interreligious Dialogue, in: *Inter-Religio* 5(1) 30–33.
- USIP 2003. *Can Faith-Based NGOs Advance Interfaith Reconciliation? The Case of Bosnia-Herzegovina*, Special Report 103, United States Institute of Peace.
- USIP 2004. *What works? Evaluating Interfaith Dialogue Programs*. Special Report 123. Washington D.C.: United States Institute of Peace.
- USIP 2010. *Is Nigeria a Hotbed of Islamic Extremism?* Peace Brief 27. Washington D.C.: United States Institute of Peace.
- Varshney, Ashutosh 2002. *Ethnic Conflict and Civic Life: Hindus and Muslims in India*, New Haven: Yale University Press.
- Weingardt, Markus und Verena Brenner 2010. *Verpasste Chancen. Hindernisse für religiöse Friedensinitiativen*. Baden-Baden: Nomos.
- Weingardt, Markus 2010. *Religion Macht Frieden: Das Friedenspotenzial von Religionen in politischen Gewaltkonflikten*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Weingardt, Markus 2011. *Frieden und Religion*, in: Hans-Joachim Gießmann und Bernhard Rinke (Hrsg.). *Handbuch Frieden*. Wiesbaden: VS Verlag, 503–517.
- Wuye, James, and Muhammad Ashafa 2005. *The Pastor and the Imam. Nigeria: From rivalry to brotherhood*, in: *New Routes: A Journal of Peace Research and Action* 10(4): 23–26.



Glaubenssache: Nigeria gilt als eines der religiösesten Länder der Welt. Etwa die Hälfte der Bevölkerung ist muslimisch, die andere Hälfte christlich. 95 Prozent der Einwohner sagen, sie würden für den Gott sterben, an den sie glauben.

FRIEDEN IST HEILIG!

DER KONFLIKT: GEWALT ZWISCHEN CHRISTLICHEN UND MUSLIMISCHEN MILIZEN
DIE FRIEDENSMACHER: PASTOR JAMES WUYE UND IMAM MUHAMMAD ASHAFI
IHRE LÖSUNG: INTERRELIGIÖSER DIALOG, VERMITTLUNG UND FRÜHWARNSYSTEME

NIGERIA

Ein Pastor und ein Imam, Hand in Hand? Ein ungewöhnliches Bild im Zentrum Nigerias, dort wo sich christliche und muslimische Verbände blutige Kämpfe liefern. Interfaith Mediation Centre heißt die Organisation von Pastor James Wuye und Imam Muhammad Ashafa. Als junge Männer waren sie Erzfeinde. James verlor im Kampf seine Hand, Ashafa zwei Brüder. Sie brauchten Jahre um den Hass zu überwinden und einander zu vergeben. Heute organisieren sie interreligiöse

Dialogworkshops. Sie überzeugten hohe Geistliche eine Friedenserklärung zu unterschreiben, in der diese auf Hasspredigten verzichten. Von ihnen geschulte Pastor-Imam-Teams informieren sich gegenseitig bei drohender interreligiöser Gewalt. Der Religionsfriede in ihrer Region Kaduna hält. Diesen Erfolg wollen sie nun auf andere Konflikte in Nigeria übertragen.

/ **Fotograf: Uli Reinhardt / Zeitempiegel**



Spurensuche in Ruinen: Pastor und Imam besuchen ein zerstörtes muslimisches Viertel, ein Vergeltungsakt für Morde an Christen, anderswo. Gemeinsame Frühwarnsysteme sollen dies in Zukunft verhindern.



Dialog statt Hasspredigt: Die Freundschaft der beiden Geistlichen ist ein Bollwerk gegen den Hass zwischen den Religionsgruppen. Das Priester-Imam-Duo ermutigt andere Geistliche, sich für den interreligiösen Dialog zu entscheiden.



Ashafas Schlüsselerlebnis: Sein Imam sprach darüber, wie man Rache durch Vergebung heilt. Wie man seinen Feind dadurch besiegt, dass man ihn zum Freund macht. Diese Worte hat er durch seine Freundschaft mit James verinnerlicht.



Traditionelle Mediation

Reportage: Ägypten – Alte Tradition mit neuem Leben

Ägypten Foto 1

Der Jurist Tarek Ramadan haucht einer alten Tradition neues Leben ein: Er bildet Muhakimin aus, traditionelle Streitschlichter, die bei Konflikten zwischen Familien und Nachbarn vermitteln. Die Muhakimin sind eine Alternative zum ägyptischen Justizwesen, wo die Verfahren langwierig und die Richter korrupt sind.



Ägypten Foto 2

Abu Zaid ist einer der renommiertesten Streitschlichter des Landes, gerufen bei den schweren Fällen, Mord oder Vergewaltigung etwa. „Scheich al-Muhakimin“ nennen sie ihn. Muhakimin ist arabisch für Richter oder Schiedsrichter, eine Institution mit Tradition in Ägypten. Fünf Mal unternahm er die Pilgerfahrt nach Mekka, die Menschen sprechen ihn mit dem Ehrentitel Hajj an. Die Schlichtung heute ist eine neue Herausforderung für ihn. Er hatte nicht viel Zeit, sich darauf vorzubereiten.



Ägypten Foto 3

Die männlichen Angehörigen von Opfer und Täter warten schon im Empfangszimmer eines der reicheren Männer von al-Mansuriya, einem Dorf im Nildelta. Er hat es für das Aufeinandertreffen zur Verfügung gestellt. Der Muhakim Abu Zaid wird gleich kommen. Sie haben vieles von ihm gehört: Er mache Feinde wieder zu friedlichen Nachbarn, er finde weise Worte der Versöhnung. Die Männer sitzen auf Teppichen, den Rücken gegen die Wände gelehnt. Eine lastende Stille schwebt gleichsam über den Teppichen.





Ägypten Foto 4

Wer spricht, wendet sich zu seinem Nebenmann und dämpft die Stimme. Die Eingeweihten wissen, wer im Raum zu welchem der beiden feindlichen Lager gehört. Die Ablehnung der beiden Gruppen ist in jeder Geste spürbar. Es hatte Streit gegeben, einer von ihnen hatte zum Messer gegriffen. Deshalb sind sie heute hier. Sie wollen die Fehde beenden. Und sich dabei helfen lassen.



Ägypten Foto 5

Abu Zaid betritt den Raum und begrüßt die Anwesenden. Er weiß, was die Menschen von ihm erwarten. Seine breiten Schultern und die dröhnende Stimme verschaffen ihm Aufmerksamkeit, wo auch immer er hinkommt. Von seinen wohl gewählten Worten, von seinem Feingefühl für die Würde beider Seiten wird abhängen, ob er weiteres Blutvergießen verhindern kann.



Ägypten Foto 6

Abu Zaid fragt in die Runde: „Einigen sich die beiden Parteien darauf, dass sie sich hier und heute versöhnen wollen? Und darauf, den Fall nicht neu aufzurollen?“ „Nein!“, ruft das Opfer und reißt den Arm hoch. Der Mann zittert vor Wut. „Als dieser Kerl mit dem Messer...“ „Genug davon!“ Abu Zaid's Stimme donnert durch den Raum. Mit einem Mal sind alle ruhig. „Der Fall wurde in den vorherigen Sitzungen schon durchgesprochen. Mit deinen Beschuldigungen rührst du alles wieder auf. Der Vater des Täters hat die Schuld bereits zugegeben. Sei sicher, wir werden eine Lösung finden.“



Ägypten Foto 7

Ein Mann im Raum hält sich im Hintergrund. Er beobachtet. Tarik Ramadan fällt auf neben den traditionell gekleideten Dorfbewohnern. Er trägt Jeans und ein helles Sakko. Seine Körperhaltung wirkt ruhig und entspannt, aber sein Blick wandert an den Gesichtern der Männer entlang. Ihm entgeht nichts. Ramadan versteht es, als Beobachter fast unsichtbar zu werden. Ramadan selbst ist kein Muhakim, aber der 37-Jährige könnte für den Fortbestand dieser Tradition in Ägypten eine entscheidende Rolle spielen.

Ägypten Foto 8

Muhakimin wie Abu Zaid gab es in der arabischen Welt schon seit undenklichen Zeiten. Früher waren das automatisch die ältesten Männer eines Stammes. Sie taten sich durch meist religiöses Wissen hervor und wurden deshalb um ihre Meinung gefragt. Erwies diese sich als klug und hilfreich, verbreitete sich ihr Ruf.



Ägypten Foto 9

Die Bedeutung der Tradition der Muhakimin nahm während der vergangenen Jahre ab. Im modernen Ägypten sind Fernsehprediger und Internetratgeber ihre Konkurrenz. Die Menschen sind heutzutage mobiler und verlassen öfter als früher ihre Heimat, wo die Institution des Muhakim etwas gilt. Tarek Ramadan sieht dennoch eine große Zukunft für die Muhakimin. „Sie können helfen, wo die Gerichte versagen“ sagt er.



Ägypten Foto 10

Für CEWLA, eine Organisation, die ägyptischen Frauen juristische Unterstützung bietet, hat er mehrere Jahre als Anwalt gearbeitet. Er kennt daher die Schwächen des ägyptischen Justizsystems. Die Gerichte arbeiteten in den meisten Fällen langsam und schlecht, viele Richter und Anwälte sind korrupt. Das Misstrauen in der Bevölkerung ist groß. Niemand könne sich darauf verlassen, vor Gericht Recht zu bekommen. Deshalb nehmen die Fälle von Selbstjustiz zu.



Ägypten Foto 11

Dabei haben die meisten Konflikte banale Ursachen, wie etwa eine tropfende Wäscheleine oder eine zugestellte Parklücke. Aber in Ägypten gibt es keinen Streit zwischen zwei Personen. Was als harmloses Wortgefecht beginnt, ist im selben Moment ein Konflikt zwischen den Familien. Streiten sich zwei Anwohner um die Grenzen eines Grundstücks, empören sich Brüder, Schwestern, Cousins und Cousinen, Großeltern und Kinder mit. Verletzte Ehre ist das große Thema. Wenn niemand da ist, der den Hitzköpfen Einhalt gebietet, gibt es sogar Tote.





Ägypten Foto 12

Je früher also ein Muhakim eingreift, desto größer sind die Chancen, dass er das Problem löst, bevor es überhaupt zu Gewalt kommt. Ramadan hat das in den Dörfern vielfach beobachtet. Er kam auf die Idee, die traditionelle Streitschlichtung zu modernisieren. Als erstes ging er in seinem Heimatort Kum al-Ahmar, eine knappe Autostunde von Kairo entfernt, zu den Oberhäuptern der großen Familien um ihnen seine Idee vorzustellen. Sie versprachen, ihn zu unterstützen.



Ägypten Foto 13

Besonders auf dem Dorf, wo sich Täter und Opfer zwangsläufig begegnen, reißen die alten Wunden immer wieder auf. Normale Gerichtsurteile dienen in erster Linie dazu, den Täter zu bestrafen. Das Opfer und sein Leid spielen selten eine Rolle. Einem Muhakim dagegen geht um einen Ausgleich zwischen den Parteien. Sowohl Opfer als auch Täter müssen seinen Spruch akzeptieren können. Wenn ein Konflikt wirklich gelöst werden soll, muss der Groll zwischen den Familien an der Wurzel gepackt und dabei die Ehre beider Seiten bewahrt werden.



Ägypten Foto 14

Ramadan sieht sich als Kontaktstelle für die Muhakimin. Er will dafür sorgen, dass sie im Alltag wieder präsenter und untereinander besser vernetzt sind. Ihre Arbeit soll mehr Struktur bekommen, damit sie nicht mehr zufällig, sondern schon vorbeugend tätig werden.



Ägypten Foto 15

Seitdem brennt im oberen Stockwerk des Hauses neben der Moschee von Kum al-Ahmar jeden Abend Licht. Dort hat seine private Organisation ihren Sitz. Die Menschen im Ort sollen wissen, dort ist jemand, zu dem sie gehen können. Eine neutrale Institution, die ihnen hilft. Die frühzeitig moderieren kann, bevor es zu Handgreiflichkeiten kommt. Offenbar scheint das bereits zu funktionieren: Ramadan berichtet, die örtliche Polizeistation habe weniger Arbeit, seit die Muhakimin öfter zum Einsatz kommen.

Ägypten Foto 16

Damit diese Erfolgsstatistik sich auch auf andere Orte ausdehnt, organisiert Ramadan Seminare und trainiert neue Streitschlichter im Lösen von Konflikten. Dazu spielen sie gemeinsam mit erfahrenen Muhakimin vergangene Fälle durch. Und sie lernen kreativ zu denken.



Ägypten Foto 17

Neben den alten Familienoberhäuptern werden in Kum al-Ahmar auch einige jüngere Streitschlichter ausgebildet. Ramadan hat auch zwei Frauen für diese Aufgabe gewonnen, eine ist gerade mal 29 Jahre alt. Die beiden sind überall im Ort geachtet und respektiert. Besonders in Fällen, in die Frauen verwickelt sind, haben sie oft mehr Erfolg als ihre männlichen Kollegen, weil die Geschlechtsgenossen ihnen mehr vertrauen und offener über persönliche Dinge sprechen.



Ägypten Foto 18

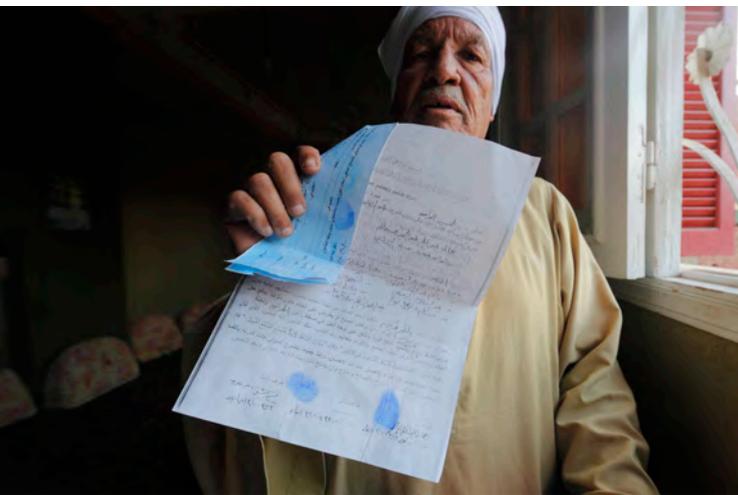
In der Verhandlung in al-Mansuriya, bei der Abu Zaid als Schlichter wirkt, wendet sich schließlich der Vater des Täters zu dem Opfer und verspricht mit leiser, aber entschiedener Stimme: „Ich werde mit meinem Sohn in dein Haus kommen, und er wird sich bei dir entschuldigen. Außerdem werde ich ihn darum bitten, dass er in einen anderen Teil des Ortes zieht, damit ihr euch aus dem Wege gehen könnt.“





Ägypten Foto 19

Es ist, als platze ein Knoten. Auf ein Mal geht alles schnell. Abu Zaid steht auf und führt die Anführer der beiden Seiten zueinander. Sie umarmen und küssen sich nach arabischer Sitte, damit ist die Schlichtung besiegelt. Sie ist der entscheidende Schritt, sie ermöglicht die eigentliche Versöhnung. Sie wird in diesem Fall vollzogen sein, wenn sich der Täter im Hause des Opfers entschuldigt hat. Ein würdiges Ritual, das hilft, den Groll loszulassen.



Ägypten Foto 20

Die Schlichtung hat auch praktische Konsequenzen. Die Familienoberhäupter unterschreiben die Urteilspapiere, die damit rechtskräftig werden. Ein paar Tage später werden Täter und Opfer gemeinsam zur Polizeiwache gehen. Sie werden erklären, dass der Fall erledigt ist und alle Anzeigen hinfällig sind. Täten sie das nicht, so hat es der Muhakim festgelegt, müssten sie eine Strafe von 25.000 Ägyptischen Pfund zahlen, knapp 3.300 Euro. Und die vierfache Summe wäre fällig, sollte eine Partei die andere erneut angreifen.

Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotograf: Frieder Blickle) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „Peace Counts 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz. 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: www.berghof-foundation.org/shop/. Dort kann auch die *Peace Counts* Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Patrick Hemminger steht unter dem Titel „Aus Feinden werden Nachbarn“ bei: www.peace-counts.org/muhakim-macht-feinde-zu-nachbarn

Essay: Traditionelle Mediation

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Traditionelle Mediation“

Der Jurist Tarek Ramadan haucht einer alten ägyptischen Tradition neues Leben ein: Er bildet Muhakimin aus, Streitschlichter, die traditionell auf den Dörfern Recht sprechen und bei Konflikten zwischen Familien und Nachbarn vermitteln. Statt die Täter zu bestrafen, soll in ihren Mediationsverfahren eine Einigung zwischen Tätern und Opfern herbeigeführt werden. Tarek Ramadan will die Muhakimin als anerkannte Mediationsinstanzen etablieren, die den Streitparteien Alternativen zu langwierigen juristischen Verfahren bieten. Er verknüpft Tradition und Moderne, indem er nicht nur die Ältesten, sondern auch junge Frauen und Männer zu Mediatorinnen und Mediatoren ausbildet.

Diese *Peace Counts* Reportage (Romund/Jäger/Wörtz 2011) zeigt die Potenziale traditioneller Mediationsverfahren für Kleingruppenkonflikte auf. Zunächst gilt es zu klären, was in der wissenschaftlichen Literatur unter „traditionellen Ansätzen“ der Mediation verstanden wird. Inwiefern unterscheiden sich westliche und traditionelle Mediationsverfahren hinsichtlich ihrer Ziele, Kontexte, Prozesse und Charakteristika der Mediatoren und der Konfliktparteien? Wo liegen die Potenziale, aber auch die Grenzen für traditionelle Mediationsverfahren? Und inwiefern können traditionelle Elemente auch für Friedensprozesse weltweit nutzbar gemacht werden? Diese Fragen bilden die Hautthemen in der gesichteten Literatur zu traditionellen Mediationsverfahren.

Tarek Ramadan hat erkannt, dass gute Mediatoren nicht nur respektierte Stammesälteste sein sollten, die ihr Handwerk vom Vater gelernt haben, sondern dass die Qualifizierung von männlichem und

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Mediation als Bestandteil des Studiums:* „Im weiterführenden Studienfach Friedens-, Konfliktforschung vertieft man die in einem grundständigen Studienfach und ggf. während einer Berufstätigkeit erworbenen Kenntnisse auf Themengebieten wie Friedenssicherung, Konfliktanalyse oder Mediation“, so heisst es bei der Berufsinformation der Bundesagentur für Arbeit (www.berufenet.arbeitsagentur.de/berufe/). Mediation ist als Ansatz konstruktiver Konfliktbearbeitung und -transformation wichtiger Bestandteil der Masterstudiengänge in Friedens- und Konfliktforschung im deutschsprachigen Raum. Die Reportage kann den Blick auf Mediationsverfahren wenden, die sich außerhalb der „westlichen“ Welt entwickelt haben und erweitert somit die Perspektiven auf Mediation.
- *Ethische Grundlagen von Mediationsverfahren:* Die jeweilige Ausgestaltung von Mediationsverfahren hängt immer von den jeweils vorherrschenden Gerechtigkeitsvorstellungen ab. Hier bietet sich eine Auseinandersetzung mit den Diskursen um strafende oder wiederherstellende Gerechtigkeit an (vgl. dazu auch Reportage und Essay zu Versöhnung in Ruanda in diesem Band).
- *Umsetzung von Mediationsverfahren:* Ein Vergleich der in der Reportage vorgestellten traditionellen Formen der Mediation mit „westlich“ orientierten Mediationsverfahren in Form von Fallstudien ist möglich: Worin liegen die Unterschiede? Inwieweit bestehen Gemeinsamkeiten? Können sich die Ansätze gegenseitig bereichern, ergänzen? Mithilfe der Präsentation der Reportage wird ein anregender Einstieg in die Auseinandersetzung geboten, gefolgt von der Unterfütterung mit wissenschaftlicher Fachliteratur. Die in der Literatur vorgeschlagenen „Schritte“ eines Mediationsverfahrens können für praktische Übungen und Simulationen in Mediationsverfahren genutzt werden.

weiblichem Nachwuchs notwendig ist. Dennoch zeigen die Fotos der Reportage eine Mediationsituation als reine Männerrunde. Dies lässt vermuten, dass bestimmte kulturelle Traditionen nicht innerhalb kurzer Zeit umkehrbar sind.

Ramadan hat die Potenziale von traditionellen Verfahren in einem Land erkannt, in dem das Justizwesen eine geringe Legitimität bei der Bevölkerung besitzt. Gleichzeitig sind ihm die Herausforderungen, traditionelle Verfahren in Kontexten wiederzubeleben, in denen traditionelle Strukturen durch Urbanisierung und Modernisierung teilweise erodiert sind, bewusst. Aus der Reportage geht nicht hervor, ob sich die Muhakimin an den im Nahen Osten verbreiteten Traditionen der Sulha orientieren oder ob es sich um eigenständige Methoden der Konfliktbearbeitung handelt. Die Reportage wurde noch vor dem Beginn des Arabischen Frühlings geschrieben. Es wäre sehr interessant zu untersuchen, ob die Mediatorinnen und Mediatoren von Tarek Ramadan einen Beitrag zur gewaltfreien Transformation der ägyptischen Gesellschaft leisten konnten oder können. Hier sind noch viele Fragen offen.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Es gibt verschiedene Mediationsdefinitionen, aber fast alle teilen bestimmte Kernelemente, die von Ron Fisher folgendermaßen zusammengefasst werden: Mediation ist die Intervention einer fähigen und unabhängigen dritten Partei, die eine von allen Konfliktparteien akzeptierte Vereinbarung über die Kernthemen des Konflikts ermöglichen soll. Mediation ist ein friedlicher Ansatz der Konfliktbearbeitung, der weder Zwangsmittel beinhaltet noch rechtlich verbindlich ist. Die Parteien begeben sich freiwillig in den Prozess und behalten die Kontrolle über das Ergebnis der Vereinbarung (Fisher 2011, 159). Definitionen anderer Autoren sind ähnlich aufgebaut und beschreiben die Akteursqualität (dritte Partei), den Prozess (Freiwilligkeit), das Ziel (Problemlösung) und die Instrumente (keine Zwangs- oder Rechtsmittel) der Mediation (vgl. Bercovitch/Houston 1996, 12f). Fisher betont, dass Mediation in erster Linie eine Methode ist um ein gemeinsames Problem zu bearbeiten, nicht die Beziehung der Parteien (Fisher 2011, 159). Mit dieser Einführung würden allerdings manche traditionelle Konfliktbearbeitungsverfahren nicht mehr unter den Begriff Mediation fallen, weil sie z.B. eher Mischformen zwischen Mediation und Schiedsverfahren darstellen (vgl. Pely 2009). Statische Definitionen sind im Falle von traditionellen Konfliktbearbeitungsverfahren ohnehin problematisch, da sich Traditionen und Bräuche in einem ständigen Wandlungsprozess befinden (Böge 2008, 117; Huyse 2008a, 7). Traditionelle Mediationen können als Verfahren der Konfliktbearbeitung verstanden werden, die sich im Kontext vormoderner gesellschaftlicher Strukturen in der südlichen Hemisphäre eigenständig entwickelt haben und über einen erheblichen Zeitraum praktiziert wurden. (Böge 2011, 436; Zartman 2000a, 7).

Da Konflikte im menschlichen Zusammenleben allgegenwärtig sind, überrascht es kaum, dass Mediationsbemühungen in allen Teilen der Welt und auf allen Ebenen der Gesellschaft zu finden sind (Fisher 2011, 159). Auf zwischenmenschlicher Ebene gibt es sie etwa in Form von Schülerstreitschlichtung (vgl. Behn et al. 2006) oder in der Familienberatung (vgl. Weber/Eggemann-Dann/Schilling 2003), auf der mittleren Ebene zwischen Gruppen in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik (vgl. Glasl 2004, Moore 2003) und schließlich auf der nationalen und internationalen Ebene zwischen Staaten und gesellschaftlichen Akteuren oder Staaten untereinander (vgl. Bercovitch 2002, Crocker/Hampson/Aall 2001). Traditionelle Mediationsverfahren können von Region zu Region beträchtlich variieren, da sie sich aus dem jeweiligen kulturellen Kontext entwickelt haben. Die Vielfalt von Mediationstraditionen aus allen Kontinenten unter einem Begriff zu vereinen, erscheint daher als grobe Vereinfachung. In der Literatur finden sich Beispiele traditioneller Mediationsverfahren aus allen Erdteilen, ob im Nahen und Mittleren Osten (Pely 2011, Azad/Wietfeld 2007), im asiatisch-pazifischen Raum (Brigg/Bleiker 2011; Böge 2011; Flucher 2008, Loch/Prueller 2011; Malan 2005), auf dem afrikanischen Kontinent (Huyse/Salter 2008; Yusuf/Le Mare 2005; Zartman 2000) oder in Lateinamerika (Barié 2008). Traditionelle Verfahren, gleich wo sie praktiziert werden, zeichnen sich dadurch aus, dass sie eben nicht auf eine universelle Anwendbarkeit abzielen, anders als dies häufig der Anspruch von modernen oder westlichen Ansätzen ist, sondern für einen spezifischen Kontext

entwickelt wurden. Daher finden sie sich auch überwiegend auf lokaler und regionaler Ebene. Sicher ist es jedoch bei westlichen Ansätzen ebenso sinnvoll, den kulturellen Kontext zu berücksichtigen, in dem sie sich entwickelt haben.

Traditionelle Mediationsverfahren haben sich in der Regel in Räumen entwickelt, in denen sich ein staatliches Gewaltmonopol nur unzureichend ausgebildet hat oder gar nicht existiert und in denen das Recht auf Gewaltanwendung traditionell mehreren Segmenten der Gesellschaft (z.B. Stämmen, Clan, Familien) zusteht. Dies bedeutet nicht, dass in diesen Gesellschaften Chaos herrscht. Sie sind nur vollkommen anders organisiert als Staaten (Böge 2008: 117). Obwohl heute die ganze Welt formal in Staaten eingeteilt ist, existieren doch innerhalb vieler Staatsgebiete „hybride politische Ordnungen“ (Böge 2011: 433), in denen moderne Großstädte mit staatlichen Institutionen parallel zu ländlichen Räumen mit vorwiegend informellen sozialen Organisationsformen existieren.

Abgrenzung traditioneller Ansätze von westlichen Verfahren

Um die Charakteristika von traditionellen Mediationsverfahren zu beschreiben, vergleichen mehrere Autoren sie mit westlichen Verfahren, obwohl diese simple Zweiteilung durchaus kritisch zu sehen ist. David Augsburg (1992) stellt ein nordamerikanisches einem traditionellen Modell gegenüber. Mohammed Abu-Nimer (2000), George Irani (1999) und Doron Pely (2011) vergleichen Formen der Konfliktbearbeitung im arabischen Raum und im Nahen Osten mit westlichen Ansätzen. Das Buch *Peacebuilding – A Field Guide* enthält ein Kapitel zu *Western Approaches to Negotiation and Mediation* und eines zu *Traditional Approaches* (Reychler/Paffenholz 2001: 75ff.). Nadja Alexander (2008) gruppiert verschiedene Mediationsverfahren in sechs Kategorien und vergleicht diese miteinander. Eine ist dabei die *tradition-based mediation* (Alexander 2008, 97). Die Gegenüberstellung von „traditionell“ und „westlich“ soll nicht suggerieren, dass es nur diese zwei Formate gebe. Außerdem ist bei solchen Abgrenzungen immer die Gefahr des westlichen Ethnozentrismus vorhanden (Huyse 2008a, 7f). Er lässt sich zwar nicht gänzlich vermeiden, aber es ist wichtig, sich der westlichen „Brille“ bewusst zu sein, wenn man sich traditionelle Verfahren anschaut (vgl. Böge 2011, 434). Die Charakteristika von traditionellen Mediationsverfahren werden anhand folgender Merkmale diskutiert: Ziele, Konfliktkontext, Akteure (Konfliktparteien, Mediator/Mediatorin) und Mediationsprozess.

Ziel: Wiederherstellung von Beziehungen

In vielen traditionellen Gesellschaften wird ein Konflikt nicht als Problem zwischen zwei Individuen betrachtet, sondern als Störung des harmonischen Gleichgewichts oder der Einheit in einer Gemeinschaft (Flucher 2008, 154; Osaghae 2000, 211). Daher steht bei einer traditionellen Mediation weniger die Lösung eines spezifischen Problems im Vordergrund, sondern vielmehr die Wiederherstellung der Beziehungen der Konfliktparteien, der Ordnung und der Harmonie in der Gemeinschaft. Ziel ist nicht die Bestrafung eines Täters, sondern eine ausgleichende Gerechtigkeit (*restorative justice*), die einen erlittenen Schaden wiedergutmacht (Alexander 2008, 113) Diese Kompensation soll in manchen indigenen Gemeinschaften (z.B. in Polynesien) nicht nur Menschen miteinander versöhnen, sondern auch erzürnte Götter oder Ahnen milde stimmen (Böge 2011, 439). Im arabischen Raum sollen Mediationsverfahren auch die persönliche oder familiäre Ehre wiederherstellen (Pely 2010). Das traditionelle Mediationsverfahren *Sulha*, das Doron Pely untersucht, bietet eine gewaltfreie Alternative zum Konzept der Rache. Häufig wird es von der Familie eines Opfers sozial erwartet, dass sie sich beim Täter oder dessen Familie für ein erlittenes Unrecht rächt, um ihre Ehre nicht zu verlieren. Durch eine *Sulha*-Mediation kann die Ehre einer Familie wiederhergestellt werden ohne sich in den gewalttätigen Kreislauf der Rache zu begeben (Pely 2010, 72).

Konfliktparteien: nicht nur Individuen, sondern Gemeinschaften

Individuen werden in traditionellen Gemeinschaften stärker als Mitglieder einer Gruppe wahrgenommen, deswegen finden Mediationen meist nicht zwischen zwei Personen, sondern zwischen Mitgliedern verschiedener Gruppen (Familien, Clans) statt und die Gruppe ist (mit-)verantwortlich für ihre Mitglieder bzw.

für deren Taten (Böge 2008, 118f.; Irani 1999). Im arabischen Raum wird durch die starke Einbindung der Individuen in ihre Familie ein Streit zwischen zwei Personen oft zum Streit zwischen Familien oder Clans (Pely 2011, 428). Eine langwierige Fehde zwischen Clans beeinträchtigt die gesamte Gemeinschaft. Daher gilt, dass kein Konflikt zu klein für ein *Sulha*-Verfahren ist, da er sich, wenn er unbearbeitet bleibt, sehr schnell zu einem Gruppenkonflikt ausweiten kann. Da ein Konflikt also nicht nur die beiden Kontrahenten, sondern auch die Gemeinschaft etwas angeht, wird ihr auch eine größere Rolle im Mediationsprozess zugeschrieben als bei westlichen Verfahren (Pely 2011, 429). Eine traditionelle Mediation hat fast immer öffentliche Elemente, weil die Gemeinschaft dadurch auch soziale Kontrolle ausüben kann, welche die Parteien zum Halten ihrer Versprechen bringt (Pely 2009, 86).

Mediatorinnen und Mediatoren: anerkannte Persönlichkeiten

Traditionelle Mediationsverfahren werden meist von Führungspersonen aus der Gemeinschaft (Häuptlinge, Priester, Älteste) geleitet (Mac Ginty 2010, 349). Ihre Kenntnisse der Bräuche und Geschichten des Gemeinwesens und ihre Lebenserfahrungen werden geschätzt (Böge 2008, 118f). Mediatorinnen und Mediatoren werden also aufgrund ihrer Weisheit und ihrem Status als respektierte Autoritätspersonen angefragt und arbeiten meist unbezahlt. Ihr Handwerk haben sie durch Beobachtung ihrer Väter oder anderer Vorbilder und durch eigene Erfahrung gelernt (Pely 2011, 430f.). Nach westlichem Verständnis sind Mediatorinnen und Mediatoren eher unabhängige Expertinnen und Experten mit einer professionellen Ausbildung (vgl. Alexander 2008, 3f.; Ropers 1995, 77).

Die Beziehung des Mediators oder der Mediatorin zu den Konfliktparteien ist in traditionellen Kontexten meist enger und dauerhafter. Während ein westlicher Mediator oder Mediatorin ein eher unpersönliches Verhältnis zu den Konfliktparteien hat, das mit der Erfüllung seiner Aufgabe endet, stammen die Vermittlerinnen und Vermittler in traditionellen Verfahren meist aus dem gleichen sozialen Kontext wie die Konfliktparteien. Sie pflegen mit ihnen langfristige Beziehungen, die über die Bearbeitung eines einzelnen Konflikts hinausgehen (Ropers 1995, 77). Sie werden auch als *Insider Mediators* bezeichnet (Mason 2009), denn sie haben eine kulturelle und normative Nähe zu den Konfliktparteien. Sie kennen sich im Konfliktkontext und im sozialen Beziehungsgeflecht aus. Anders als bei *Outsider Mediators*, die als externe Vermittler tätig werden, ist persönliche Neutralität bei den Insidern weniger wichtig als das Vertrauen, das die Konfliktparteien ihnen entgegenbringen. Da es nicht immer möglich ist, dass ein Mediator oder Mediatorin das Vertrauen beider Seiten genießt, sind in traditionellen Verfahren auch häufiger Gruppen von Mediatoren und Mediatorinnen tätig als Einzelpersonen. Bei der arabischen *Sulha* beispielsweise kann ein Mediationskomitee bis zu 20 Personen umfassen. Es sollten Personen sein, die durch ihren Einfluss auf die Konfliktparteien eine Einigung vorantreiben können. Die Mitglieder des Komitees handeln jedoch nur mit der Autorisierung durch beide Parteien und können auch durch ein Veto einer Partei abgelehnt werden (Pely 2009, 81). Neutralität und Allparteilichkeit sind also auch in traditionellen Verfahren wichtige Merkmale der Dritten Partei, nur muss ein Individuum nicht allein diese Merkmale erfüllen, sondern sie können auch durch die Zusammensetzung einer Mediationsgruppe sichergestellt werden.

Machtmittel der Mediatorinnen und Mediatoren

Die Machtmittel, die Mediatorinnen und Mediatoren in traditionellen Verfahren zur Verfügung haben, variieren von Region zu Region. Generell gilt, dass sie wenig materielle Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung haben. Dies trifft jedoch auch auf westliche Mediatorinnen und Mediatoren zu, abgesehen vielleicht von Vertreterinnen und Vertreter mächtiger Staaten. Immaterielle Sanktionsmöglichkeiten sollten jedoch nicht gering geschätzt werden. In arabischen Gesellschaften beispielsweise sind die Konzepte von Ehre und Scham durchaus machtvolle Druckmittel, die den Mediatorinnen oder Mediatoren zur Verfügung stehen (Pely 2010). Auch Stigmatisieren oder Verfluchen können wirkungsvolle Maßnahmen sein, die traditionelle Mediatorinnen und Mediatoren anwenden (Böge 2008, 118f; Osaghae 2000, 209).

Der Umfang der Machtmittel einer Dritten Partei ist auch in westlichen Verfahren unterschiedlich. Touval und Zartman unterscheiden drei Mediator-Typen: Der Mediator als *communicator*, der die Grund-

lagen für Gespräche zwischen den Konfliktparteien schafft, der Mediator als *formulator*, der eigene Vorschläge zur Lösung des Konflikts einbringt und der *manipulator*, der Druckmittel einsetzt um die Parteien zu einer Einigung zu drängen (Touval/Zartman 1985). In afrikanischen Verfahren agieren Mediatoren meist als *formulator*, dessen Einfluss auf moralischer Integrität beruht (Zartman 2000b, 222). Auch in einer arabischen *Sulha* nimmt die Dritte Partei eine starke Rolle ein. Sobald die Parteien einwilligen, an der *Sulha* teilzunehmen, gehen sie damit auch die Verpflichtung ein, sich an das Ergebnis zu halten. Dieses wird in hohem Maße vom Mediator mitbestimmt. Er ist somit eher eine Art Schiedsrichter. Er sammelt zunächst Fakten über den Konflikt von beiden Seiten und fällt am Ende selbst ein Urteil. Er kann sogar damit drohen, die von ihm gesammelten Informationen an ein Gericht weiterzugeben, sollten die Parteien nicht einlenken. Viele *Sulhas* werden nämlich parallel zu Gerichtsverfahren und nicht als deren Alternative durchgeführt (Pely 2011, 433f.). Auch in Bolivien haben traditionelle Mediatoren eine stärkere Rolle: nach Abwägung der Fakten sprechen sie ein Urteil und können auch Strafen verhängen (Barié 2008, 152). Somit zeigen manche traditionelle Verfahren Merkmale von *arbitration* (Schiedsgerichtsbarkeit). Schiedsverfahren durch ehrenamtlich tätige Schiedsmänner und -frauen werden auch in Deutschland schon seit dem 19. Jahrhundert als Alternative zu Gerichtsverfahren angeboten und sind in mehreren Bundesländern bei bestimmten Tatbeständen rechtlich vorgeschrieben, bevor ein Gericht angerufen werden kann (Fairness Stiftung 2013).

Mediationsverfahren

Die komplexen Abläufe verschiedener Mediationsverfahren können hier nicht wiedergegeben werden. Deshalb werden nur beispielhaft einige Merkmale genannt, bei denen traditionelle Verfahren häufig von westlichen Mediationen abweichen.

Gemeinsame Treffen oder Pendeldiplomatie?

Eine zentrale Unterscheidung ist, welchen Stellenwert gemeinsame Gespräche zwischen den Konfliktparteien haben. In der *Sulha* zum Beispiel sind gemeinsame Treffen eher selten. Getrennte Beratungen und Pendeldiplomatie sind die überwiegenden Strategien. Oft treffen die Familien erst bei der Unterzeichnung des *Sulha*-Abkommens persönlich aufeinander (Pely 2009, 86). Die Pendeldiplomatie ist auch bei Verfahren indigener Gemeinschaften in Bolivien ein wichtiges Instrument, sie soll eine öffentliche Anhörung vorbereiten (Barié 2008, 151). Je nach Eskalationsstufe kann es sowohl bei westlichen als auch bei traditionellen Verfahren sinnvoll sein, die Parteien zunächst nicht zusammen zu bringen um negative Folgen oder gar Gewalthandlungen zu vermeiden.

Emotionen vor der anderen Seite offen rauslassen oder gefiltert überbringen?

Eng verknüpft mit der Frage wann die Parteien sich persönlich begegnen ist die nach dem Raum für die Äußerung von Emotionen. In westlichen Verfahren sind Äußerungen von Emotionen und die direkte Konfrontation erwünscht. Dafür werden vorab Kommunikationsregeln vereinbart (Ropers 1995, 76). Das „Rauslassen“ von Emotionen erfolgt in traditionellen Verfahren meist nicht im Beisein der anderen Partei. Um die Gefahr des Gesichtsverlust und neuer Verletzungen zu mindern, lassen die Konfliktparteien ihre Verzweiflung und ihre Wut an den Mediatoren aus (Pely 2011, 436f). Diese haben die Aufgabe, die Aussagen zu filtern und abzumildern um sie anschließend der anderen Partei zu übermitteln. Wenn das Ziel einer Mediation die Wiederherstellung von Harmonie ist, leuchtet dieses Vorgehen ein. Andererseits fehlt dadurch natürlich die Möglichkeit den Schmerz der anderen Seite unmittelbar zu erfahren (Pely 2011, 430). Durch die indirekte Vermittlung können Mediatorinnen und Mediatoren aber auch Machtunterschiede ausgleichen, indem sie beispielsweise Aussagen der Partei neu formulieren, die über weniger verbales Geschick verfügt (Ropers 1995, 76).

Öffentliche oder vertrauliche Mediation?

Ein weiterer Unterschied, der oben schon angesprochen wurde, ist die Frage, ob die Mediation öffentlich oder hinter verschlossenen Türen stattfindet. Da die Gemeinschaft als Betroffene und als soziale Kontroll-

instanz angesehen wird, sind öffentliche Anhörungen oft integraler Bestandteil traditioneller Verfahren. Dabei kommen nicht nur die Konfliktparteien, sondern auch Gemeindeglieder zu Wort (vgl. Barié 2008, 151f.). Einige Verfahren beinhalten also *storytelling*-Elemente (Mac Ginty 2010, 349). Öffentliche Verfahren sollen auch zur Transparenz und Legitimität des Entscheidungsprozesses beitragen, für dessen Ergebnis in vielen traditionellen Verfahren die Mediatorinnen und Mediatoren zuständig sind (Mac Ginty 2010, 349).

Strafen und Kompensationszahlungen?

Zum Abschluss einer Mediation werden oftmals Kompensationszahlungen vereinbart, wie z.B. in Bougainville. Der Kreislauf der Rache soll hier durch gegenseitiges Beschenken durchbrochen werden. Die Kompensation dient so als Ausgleich für das, was die Opfer verloren oder erlitten haben, nicht als Bestrafung der Täter (Böge 2011, 439). Als Kompensation können Geldzahlungen oder auch Naturalien dienen wie z.B. Rinder oder Ziegen (Mac Ginty 2010, 349f). Indigene Gemeinschaften in Bolivien lehnen Gefängnisstrafen eher ab, da dadurch der Täter von der Gemeinschaft isoliert wird. Vielmehr soll er nach begangener Tat eine Wiedergutmachung leisten, z.B. indem er für die Opferfamilie oder für die Gemeinde arbeitet. Es kann aber auch sein, dass Körperstrafen gegen ihn verhängt werden (Barié 2008, 151f.). Allgemein kann man sagen, dass viele traditionelle Verfahren den Mediatorinnen und Mediatoren ein größeres Gewicht bei der Urteilsfindung zugestehen, und nicht die Konfliktparteien allein für das Ergebnis der Mediation verantwortlich sind. Manche Mediatorinnen und Mediatoren berufen sich ähnlich wie Juristinnen und Juristen auf Präzedenzfälle oder überlieferte Geschichten. Im Nahen Osten orientieren sich Mediatorinnen und Mediatoren sogar an festgelegten Sätzen für Kompensationszahlungen, die für bestimmte Straftaten fällig werden (Pely 2009, 84).

Rituale und Versöhnungsgesten

Unterschiedliche Zielsetzungen von westlichen und traditionellen Mediationsverfahren beeinflussen natürlich auch den Prozess und das Ergebnis einer Mediation. Während bei westlichen Ansätzen am Ende meist eine schriftliche Vereinbarung über die besprochenen Themen angestrebt wird, die von beiden Seiten unterzeichnet und mit einem Handschlag besiegelt wird, haben sich bei traditionellen Verfahren andere Rituale entwickelt (Alexander 2008, 113). Symbolische Akte wie ein gemeinsames Essen werden zum Beispiel sowohl im bolivianischen Hochland als auch im Nahen Osten zum Abschluss einer Mediation zelebriert (Barié 2008, 150; Pely 2009). In hawaiianischen *Ho'ō Pono* Prozessen werden als Abschlussritual alle Fakten, die zuvor schriftlich über den Konflikt gesammelt wurden verbrannt, damit die Parteien den Blick in die Zukunft richten können. Nur die schriftliche Konsensvereinbarung und der Aktionsplan, der Wiedergutmachungen vereinbart, werden behalten (Malan 2005, 450ff).

Stärken traditioneller Ansätze

In der Literatur werden einige potenzielle Stärken von traditionellen Ansätzen der Konfliktbearbeitung genannt, die Volker Böge in fünf Punkten zusammenfasst (2011, 444ff.).

- Erstens eignen sich traditionelle Verfahren in Regionen, in denen staatliche Gewalt versagt oder zusammengebrochen ist. Die traditionellen Verfahren bieten eine Möglichkeit zum gewaltfreien Konfliktaustrag jenseits des Staates.
- Zweitens werden traditionelle Verfahren gerade weil sie nicht-staatlich organisiert sind, von den betroffenen Gemeinden häufig als legitimer angesehen als staatliche Mechanismen. Das westliche Modell der Friedenschaffung durch *statebuilding* ist problematisch, wenn Regierung und Staat keine Legitimität beim Volk genießen. Ist der Staat selbst eine Konfliktpartei, können *statebuilding*-Maßnahmen von der Bevölkerung als einseitige Unterstützung wahrgenommen werden (Mac Ginty 2010).
- Drittens sind traditionelle Verfahren nicht auf ein endgültiges Ergebnis ausgerichtet, sondern werden eher als kontinuierlicher Prozess verstanden. Der verengte Blick auf den Abschluss eines Friedensvertrags macht Frieden zu einem Einzelevent und vernachlässigt oftmals den Prozesscharakter, den die Ausgestaltung dauerhaft friedlicher Beziehungen hat (Mac Ginty 2010, 351).
- Viertens sorgen traditionelle Verfahren für Inklusion und Partizipation einer breiten gesellschaftlichen

Basis, wenn sie offizielle Verhandlungen durch öffentliche Rituale und Bräuche der Versöhnung ergänzen (Böge 2011, 144ff). Sie eignen sich besonders gut für Kleingruppenkonflikte, die aber, so betont auch Osaghae (2000, 213), aufgrund von Familien- und Clanloyalitäten schnell zu Großkonflikten werden. Die Bearbeitung von Kleinkonflikten kann also ein Präventionsprogramm für größere Konflikte sein.

- Fünftens berücksichtigen traditionelle Mediationen auch die psychosozialen und spirituellen Dimensionen gewaltträchtiger Konflikte, während westliche Ansätze oft technokratisch auf die Problemlösung fixiert sind (MacGinty 2010, 351). Es geht bei traditionellen Verfahren um die Versöhnung von Tätern und Opfern, um ihre geistige und spirituelle Rehabilitierung, sowie um die Wiederherstellung guter Beziehungen (Böge 2011, 444ff).

Schwächen traditioneller Ansätze

Traditionelle Ansätze stoßen jedoch auch an Grenzen, die Böge ebenfalls zu fünf Punkten zusammenfasst (2011, 450ff).

- Erstens wurde der Prozesscharakter zwar zuvor als Stärke benannt, kann jedoch auch eine Schwäche sein, da die Beendigung der Gewalt nie endgültig, sondern immer nur vorläufig erreicht wird.
- Zweitens stehen traditionelle Mediationen mitunter im Widerspruch zu Menschenrechten und Prinzipien demokratischer Teilhabe. Bestimmte ritualisierte Formen der Gewalt (z.B. Auspeitschen) werden (in einigen Regionen) als legitim oder gar als unverzichtbarer Bestandteil der Konfliktbearbeitung gesehen (vgl. Barié 2008, 152f). So entstehen durch Praktiken der Lynchjustiz oder Folter Kollisionen mit staatlichen oder internationalen Rechtsstandards. Wenn zudem in Mediationsverfahren nur ältere Männer Rederecht genießen, ist keine Gleichberechtigung gewährleistet (Huysse 2008b, 183; MacGinty 2010, 359). Obwohl junge Frauen und Männer gleichermaßen von Konflikten betroffen sein mögen, werden sie oft von Konfliktverhandlungen ausgeschlossen. Manche Methoden der Konfliktschlichtung oder Kompensation, etwa die Zwangsverheiratung junger Frauen mit einem verfeindeten Clanmitglied wie sie z.B. in manchen afghanischen Regionen praktiziert wird, erscheint aus westlicher Sicht nicht tragbar (Brinkmann 2008; Sinha 2011).
- Drittens sind traditionelle Mediationsverfahren besonders für Konflikte in kulturell ähnlichen Kontexten anwendbar, aber weniger geeignet für Konflikte zwischen Gruppen, die völlig unterschiedliche Wertesysteme haben, wie z.B. zwischen indigenen Gemeinschaften und transnationalen Unternehmen. „Konflikte innerhalb und zwischen Familien, zwischen Nachbarn, innerhalb des Dorfes und zwischen Dörfern oder Stämmen eignen sich recht gut für traditionale Ansätze. Mit Außenstehenden zu verhandeln ist jedoch schwierig“ (Böge 2008, 119). Um mit einer Mediation Erfolg zu haben, müsste zunächst ein „Reframing“ der Gemeinschaft vorgenommen werden, so dass die andere Konfliktpartei als Teil der Wir-Gruppe und nicht länger als Außenstehende wahrgenommen wird (Böge 2011, 120).
- Viertens zielen manche traditionelle Verfahren darauf ab den Status Quo und die „gute alte Ordnung“ wiederherzustellen. Bei Konflikten in denen das Wertesystem der Gemeinschaft zur Debatte steht, stoßen traditionelle Verfahren an ihre Grenzen (Böge 2008, 123). Geht es in einem (Generationen-)Konflikt gerade um die Widersprüche von Tradition und Moderne, werden Verfahren, die sich auf Traditionen berufen, insbesondere von jüngeren Menschen nicht als legitim angesehen (Böge 2011, 152; Huysse 2008b, 186). Wandlungsprozesse wie Migration und Urbanisierung haben oftmals die soziokulturellen Strukturen auf denen traditionelle Verfahren beruhen derart erodiert, dass ursprüngliche Autoritäten möglicherweise nicht mehr ausreichend Legitimität oder Einfluss besitzen (MacGinty 2010, 358f.). Und schließlich zeigt die Vielzahl lang andauernder Gewaltkonflikte insbesondere in Afrika, dass offenbar traditionelle Konfliktbearbeitungsverfahren nur bedingt geeignet sind, diese Konflikte zu bearbeiten. MacGinty stellt also die provokative Frage, warum man offensichtlich gescheiterte Verfahren noch unterstützen sollte (MacGinty 2010, 359)? Lang anhaltende Gewaltkonflikte erodieren zudem die sozialen Strukturen und Sozialisierungen, die Grundlage für traditionelle Verfahren sind.
- Traditionelle Verfahren können fünftens gezielt dazu missbraucht werden, die Macht bestimmter Autoritäten zu festigen (Böge 2011, 450ff). Die Politisierung, Korruption und der Missbrauch traditioneller

Strukturen und ihrer Führungspersonen hat besonders in Afrika zu starken Legitimitätsverlusten von traditioneller Konfliktbearbeitung geführt. Wenn traditionelle Eliten gleichzeitig als Politiker, Unternehmer oder Warlords agieren und in ihren Urteilen diejenige Konfliktpartei bevorzugen, welche die höheren Bestechungsgelder zahlt, werden die traditionellen Verfahren pervertiert (Osaghae 2000, 215f.).

Kann traditionelle Mediation zu gesamtgesellschaftlichen Friedensprozessen beitragen?

Da die Erfolge von westlichem *peacebuilding* in vielen Konflikt- und Nachkriegsregionen hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, haben internationale Akteure in den letzten Jahren verstärkt traditionelle Konfliktbearbeitungsverfahren wiederentdeckt. Dies geschah in Reaktion auf die vielseitige Kritik am Konzept des *liberal peace*, welches Frieden vor allem durch *statebuilding* erreichen wollte, ohne dabei zu berücksichtigen, dass der Staat in vielen Konfliktregionen selbst Konfliktpartei ist und somit von einem Teil der Bevölkerung nicht als legitim anerkannt wird (MacGinty 2008). Die Unterstützung und Förderung traditioneller Ansätze durch internationale Akteure erscheint zunächst attraktiv, weil sie im Idealfall mehr Legitimität auf lokaler Ebene genießen als importierte Verfahren. Außerdem sind bei den Betroffenen diese Mediationskompetenzen bereits vorhanden und die Abläufe und Rituale im kulturellen Gedächtnis verankert, so dass die Unterstützung traditioneller Verfahren kostengünstiger ist als die Durchführung von Qualifizierungsmaßnahmen zu kulturell fremden Verfahren. Außerdem liegt im Sinne des *local ownership* die Verantwortung für die Konfliktbearbeitung gleich bei den lokalen Akteuren (MacGinty 2010, 351ff.).

Wenn allerdings traditionelle Ansätze durch internationale Geber und Organisationen gefördert werden, unterminiert dies nicht gerade die Faktoren, die traditionelle Mediation erst erfolgreich machen? Denn meist werden bestimmte Prinzipien, Vorstellungen oder Arbeitslogiken übernommen, die von den Gebern stammen (MacGinty 2010, 348f.). Viele lokale Verfahren beinhalten öffentliche Rituale, die zur Transparenz und Legitimität beitragen sollen. International geförderte Friedensverhandlungen finden jedoch oft hinter verschlossenen Türen und weit entfernt vom Konfliktgeschehen statt und die Bürgerinnen und Bürger lokaler Gemeinschaften haben nur selten die Möglichkeit sich einzubringen (MacGinty 2010, 350). So beschreibt auch Malan (2005, 451) einen missglückten Versuch der UN unter dem Label lokaler somalischer Traditionen von Konfliktversammlungen eine top-down Friedensverhandlung außerhalb des Landes zu unternehmen, bei der eine mangelnde bzw. ungleiche Repräsentation kritisiert wurde und letztlich kein Ergebnis zustande kam. Wenn traditionelle Verfahren von internationalen Organisationen unterstützt werden, wie etwa bei der Einrichtung mancher Wahrheits- und Versöhnungskommissionen in Nachkriegsgesellschaften, werden oft formalisierte Verfahren eingeführt, die von den ursprünglichen Traditionen stark abweichen, weil sie durch Anhörungen, durch die Vernehmung von Zeugen und durch schriftliche Abschlussberichte juristischen Verfahren ähnlicher werden (MacGinty 2010, 351). Auch in Ruanda nach dem Völkermord 1994 war die staatliche Verordnung zur Einrichtung von *Gacaca*-Gerichten problematisch. Statt traditionell ad-hoc in lokalen Konfliktfällen (z.B. über Weideflächen) tätig zu werden, wurden die *Gacacas* nun damit beauftragt die Aufarbeitung schwerster Verbrechen des Völkermordes zu übernehmen (vgl. Ingelaere 2008). Die Tatsache, dass traditionelle Mediationsverfahren für Kleinkonflikte geeignet sind, qualifiziert sie noch nicht automatisch für gesamtgesellschaftliche Friedensprozesse (MacGinty 2010, 359f.).

Böge (2011) zeichnet hingegen ein positiveres Bild am Beispiel des Friedensprozesses in Bougainville, der 1997 begann. Dort konnten sich lokale und nationale Friedensbemühungen unter Einbeziehung traditioneller Verfahren gegenseitig verstärken. In Bougainville hatten sich Konfliktlinien aus dem Sezessionskrieg und alte Clanfehden miteinander vermischt, die in blutige Rachekreisläufe mündeten (Böge 2011, 435f.). Dadurch, dass indigene Institutionen, Methoden und Instrumente von Streitschlichtung, Konfliktlösung und Versöhnung sehr stark in den Friedensprozess einbezogen wurden, konnten alle Ebenen der Gesellschaft daran teilhaben. Friedensabkommen wurden nicht nur von den höchsten Politikern, sondern auch von lokalen Militärführern, Dorfältesten und Geistlichen unterzeichnet und die breite Bevölkerung nahm an Friedensgesprächen teil (Böge 2011, 448).

Ergänzung oder Alternative zu juristischen Verfahren?

Das Justizwesen wird in vielen postkolonialen Staaten als fremdes, aufgesetztes System angesehen, dessen Regeln schwer zu verstehen und weit vom Lebensalltag der Menschen entfernt ist. Juristische Verfahren sind oftmals sehr zeitaufwändig, teuer und hoch formalisiert, außerdem zielen sie darauf ab, die individuelle Schuld einer Person zu beweisen und Strafen zu verhängen, während viele traditionelle Verfahren eher *restorative justice* und die Wiedereingliederung in die Gemeinschaft anstreben. Angesichts von verbreiteter Korruption und Willkür misstrauen viele Menschen den juristischen Institutionen. In Bougainville wurden daher gezielt traditionelle Mechanismen der *restorative justice* in staatliche Strukturen integriert (Böge 2011, 440). Auch Sinha (2011) macht am Beispiel Afghanistan deutlich, dass die internationale Gemeinschaft nicht einfach traditionelle Verfahren an sich fördern sollte, sondern vor allem ihre Verknüpfungen mit den lokalen Rechtssystemen und die rechtliche Verbindlichkeit von traditionellen Konfliktverfahren stärken sollte. Dabei macht es Sinn, sich weniger auf die von der Bevölkerung oft als fremd empfundenen, internationalen Menschenrechtsstandards zu berufen, sondern auf islamische Rechtstraditionen (Sinha 2011, 3).

Die Potenziale traditioneller Mediationsverfahren sowie die Möglichkeiten ihrer Einbindung in gesamtgesellschaftliche Friedensprozesse sollten noch weiter untersucht werden. Dabei gilt es realistisch zu bleiben, aber ebensowenig deren Möglichkeiten zu unterschätzen, nur weil sie aus westlicher Sicht betrachtet werden (Böge 2011, 454). Insbesondere die emotionalen Schäden, die Gewaltkonflikte bei den Menschen hinterlassen, könnten mit traditionellen Verfahren, die auf Rituale und *storytelling* setzen, eher geheilt werden als durch formale Friedensprozesse oder juristische Verfahren. Traditionelle Verfahren, die nach Gewaltkonflikten eingerichtet werden, können das Justizwesen entlasten und gleichzeitig ein bestimmtes Maß an Verantwortlichkeit herstellen, Räume für Wahrheitsäußerungen bieten, Versöhnung ermöglichen, sowie zerstörte Beziehungen wieder herstellen (Huyse 2008b, 186ff). Insbesondere können sie lokale Konflikte bearbeiten helfen, die häufig nach dem Ende von Gewaltkonflikten auftreten, z.B. Eigentumsstreitigkeiten bei der Rückkehr von Flüchtlingen oder die Zunahme von häuslicher Gewalt gegen Frauen durch ihre aus dem Krieg heimgekehrten männlichen Verwandten.

Für die Forschung ist es immer schwierig, die Erfolgsbeispiele zu identifizieren, in denen ein Konflikt vor seiner gewaltsamen Eskalation bearbeitet wurde (Zartman 2000a, 4). Was jedoch vor allem fehlt, sind Basisdaten zur Beantwortung der Fragen, was traditionelle Ansätze auf Mikro-, Meso- und Makrolevel erreichen könnten (Huyse 2008b, 189). Die weitere systematische Dokumentation, der Vergleich verschiedener Mediationsformate, sowie die Untersuchung der Wirksamkeit traditioneller Mediationsformen wären lohnenswerte Aufgaben für die Friedens- und Konfliktforschung. Dabei könnte zudem differenziert werden, welche Formate für unterschiedliche Kontexte und verschiedene gesellschaftliche Ebenen geeignet erscheinen. Doch nicht nur die Effektivität, auch die Legitimität von traditionellen Mediationsverfahren kann ein wichtiges Forschungsthema sein (Huyse 2008b, 190). Dabei muss man unterscheiden zwischen der Legitimität, die traditionelle Konfliktbearbeitung auf der lokalen Ebene genießt und der Legitimität, die ihr auf der internationalen Ebene zugebilligt wird, wenn sie nicht den westlichen Auffassungen von Rechtsstaatlichkeit entspricht (Huyse 2008b, 192f.). Daher müssen Räume geschaffen werden, in denen verschiedene Mediationsformate erprobt und die Erfahrungen aus verschiedenen kulturellen Kontexten ausgetauscht und verglichen werden können.

Literatur

- Abu-Nimer, Mohammed 2000. Contrasts in Conflict Management in Cleveland and Palestine, in: I. William Zartman (ed.). *Traditional Cures for Modern Conflict: African Conflict "Medicine"*. Boulder/London: Lynne Rienner, 141-152.
- Alexander, Nadja 2008. The Mediation Meta-Model: Understanding Practice, in: *Conflict Resolution Quarterly* 26(1): 97-123.

- Augsburger, David W. 1992. *Conflict mediation across cultures: pathways and patterns*. Louisville, KY: Westminster/John Knox Press.
- Azad, Sosan und Doris Wietfeld 2007. Schnittpunkte von Mediationsansätzen in Deutschland und traditionellen Formen der Konfliktlösung in Afghanistan, in: Ralf Lange et al. (Hrsg.). *Frischer Wind für Mediation. Konzepte, Methoden, Praxisfelder und Perspektiven der Konfliktberatung*. Kassel: Bundesverband Mediation, 214-222.
- Barié, C. Gregor 2008. Justizia zieht sich den Schleier von den Augen - Spuren des indigenen Gewohnheitsrechts in Bolivien, in: *perspektive mediation* 3: 148-153.
- Behn, Sabine et al. 2006. *Mediation an Schulen - Eine bundesdeutsche Evaluation*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Bercovitch, Jacob, Hrsg. 2002. *Studies In International Mediation. Essays In Honor Of Jeffrey Z. Rubin*. New York: Palgrave Macmillan.
- Bercovitch, Jacob and Allison Houston 1996. *The Study of International Mediation: Theoretical Issues and Empirical Evidence*, in: Jacob Bercovitch (ed.). *Resolving International Conflicts. The Theory and Practice of Mediation*. London: Boulder, 11-33.
- Brigg, Morgan and Roland Bleiker (eds.) 2011. *Mediating Across Difference: Oceanic and Asian Approaches to Conflict Resolution*. Honolulu: University of Hawai'i Press.
- Brinkmann, Cornelia 2008. Kann Mediation in asymmetrischen Beziehungen gelingen? Erfahrungen mit Konfliktbearbeitung auf lokaler Ebene in Afghanistan, in: *perspektive mediation* 4: 205-211.
- Böge, Volker 2008. Traditionale Methoden der Konfliktbearbeitung - Möglichkeiten und Grenzen, in: *perspektive mediation* 3: 116-123.
- Böge, Volker 2011. Potential and Limits of Traditional Approaches in Peacebuilding, in: Beatrix Austin, Martina Fischer, and Hans Joachim Giessmann (eds.). *Advancing Conflict Transformation. The Berghof Handbook II*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, 431- 457.
- Crocker, Chester A., Fen Osler Hampson und Pamela Aall, Hrsg. 2001. *Turbulent Peace: The Challenge of Managing International Conflict*. Washington D.C.: USIP Press.
- Fairness Stiftung 2013. *Schiedsverfahren*, www.fairness-stiftung.de/Schiedsverfahren.htm, 20.01.2013.
- Fisher, Ronald J. 2011. *Methods of Third-Party Intervention*, in: Beatrix Austin, Martina Fischer, and Hans Joachim Giessmann (eds.). *Advancing Conflict Transformation. The Berghof Handbook II*. Opladen/Farmington Hills, 157-182.
- Flucher, Thomas 2008. Ho'o pono pono - Wie die Polynesier die Harmonie wiederherstellen, in: *perspektive mediation* 3: 154-159.
- Glasl, Friedrich, (Hrsg.) 2004. *Konfliktmanagement. Ein Handbuch für Führungskräfte, Beraterinnen und Berater*. 8. Auflage. Bern, Stuttgart: Haupt.
- Huyse, Luc 2008a. *Introduction: Tradition-based Approaches in Peacemaking, Transitional Justice and Reconciliation Policies*, in: Luc Huyse and Marc Salter (eds.). *Traditional Justice and Reconciliation After Violent Conflict: Learning from African Experiences*. Stockholm: IDEA, 1-22.
- Huyse, Luc. 2008b. *Conclusions and Recommendations*, in: Luc Huyse and Marc Salter (eds.) *Traditional Justice and Reconciliation After Violent Conflict: Learning from African Experiences*. Stockholm: IDEA, 181-198.
- Huyse, Luc and Marc Salter (eds.) 2008. *Traditional Justice and Reconciliation After Violent Conflict: Learning from African Experiences*. Stockholm: IDEA.
- Ingelaere, Bert 2008. *The Gacaca Courts in Rwanda*, in: Luc Huyse and Marc Salter (eds.). *Traditional Justice and Reconciliation After Violent Conflict: Learning from African Experiences*. Stockholm: IDEA, 25-60.
- Irani, George E. 1999. *Islamic Mediation Techniques for Middle East Conflicts*, in: *Middle East Review of International Affairs* 3(2): 1-19.
- Loch, Alexander, and Vanessa Prueller 2011. *Dealing with conflicts after the conflict: European and indigenous approaches to conflict transformation in East Timor*, in: *Conflict Resolution Quarterly* 28(3): 315-329.

- Mac Ginty, Roger 2010. Gilding the lily? International support for indigenous and traditional peacebuilding, in: Oliver P. Richmond (ed.). *Palgrave Advances in Peacebuilding: Critical Developments and Approaches*. Hampshire: Palgrave Macmillan, 347-366.
- Mac Ginty, Roger. 2008. Indigenous Peace-Making versus the Liberal Peace, in: *Cooperation and Conflict* 43(2): 139-163.
- Malan, Jannie 2005. Traditional and Local Conflict Resolution, in: Paul van Tongeren et al. (eds.). *People Building Peace II. Successful Stories of Civil Society*. Boulder, CO: Lynne Rienner, 449-458.
- Mason, Simon 2009. 1-20 Insider Mediators: Exploring Their Key Role in Informal Peace Processes. Berlin: Berghof Foundation for Peace Support.
- Moore, Christopher 2003. *The Mediation Process. Practical Strategies for Resolving Conflict*. San Francisco, CA: Jossey-Bass.
- Osaghae, Eghosa E. 2000. Applying Traditional Methods to Modern Conflict: Possibilities and Limits, in: I. William Zartman (ed.). *Traditional Cures for Modern Conflict: African Conflict "Medicine"*. Boulder/London: Lynne Rienner, 201-219.
- Pely, Doron 2009. Resolving Clan-Based Disputes Using the Sulha, the Traditional Dispute Resolution Process of the Middle East, in: *Dispute Resolution Journal* (November 2008/January 2009): 80-88.
- Pely, Doron 2010. Honor: The Sulha's main dispute resolution tool, in: *Conflict Resolution Quarterly* 28(1): 67-81.
- Pely, Doron 2011. Where East not always meets West: Comparing the Sulha process to Western-style mediation and arbitration, in: *Conflict Resolution Quarterly* 28(4): 427-440.
- Reychler, Luc and Thania Paffenholz (ed.) 2000. *Peacebuilding. A Field Guide*. Boulder, CO: Lynne Rienner.
- Romund, Anne, Uli Jäger und Tilman Wörtz, Red. 2011. *Peace Counts 2.0: Die Erfolge der Friedensmacher*. DVD, Tübingen: Institut für Friedenspädagogik.
- Ropers, Norbert 1995. *Friedliche Einmischung: Strukturen, Prozesse und Strategien zur konstruktiven Bearbeitung ethno-politischer Konflikte*. Berghof Report 1. Berlin: Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung.
- Sinha, Sylvana Q. 2011. *Traditional Dispute Resolution and Afghanistan's Women*. USIP Peacebrief 117. Washington D.C.:USIP.
- Touval, Saadia, and I. William Zartman 1985. Mediation in Theory, in: Saadia Touval and I. William Zartman (eds.). *International Mediation in Theory and Practice*. Boulder, CO: Westview Press, 7-17.
- Weber, Matthias, Hans-Werner Eggemann-Dann und Herbert Schilling (Hrsg.) 2003. *Beratung bei Konflikten - Wirksame Interventionen in Familie und Jugendhilfe*. Weinheim, München: Juventa.
- Yusuf, Haroon and Robin Le Mare 2005. Clan Elders as Conflict Mediators: Somaliland, in: Paul van Tongeren et al. (ed.): *People Building Peace II. Successful Stories of Civil Society*. Boulder/London: Lynne Rienner, 459-465.
- Zartman, I. William (ed.) 2000. *Traditional Cures for Modern Conflicts: African Conflict "Medicine."* Boulder, CO: Lynne Rienner.
- Zartman, I. William. 2000a. Introduction: African Traditional Conflict 'Medicine', in: I. William Zartman (ed.). *Traditional Cures for Modern Conflicts: African Conflict "Medicine"*. Boulder/London: Lynne Rienner, 219-230.
- Zartman, I. William 2000b. Conclusions: Changes in the New World Order and the Place for the Old, in: I. William Zartman (ed.). *Traditional Cures for Modern Conflicts: African Conflict "Medicine"*. Boulder/London: Lynne Rienner, 219-230.



Aussprache zwischen Täter und Opfer: Hier soll ein Streit geschlichtet werden, bei dem ein Mann seinen Nachbarn mit dem Messer bedrohte. Die Familien von Opfer und Täter sitzen zusammen um eine gemeinsame Lösung zu finden.

ALTE TRADITION MIT NEUEM LEBEN

DER KONFLIKT: GEWALT IN FAMILIEN UND NACHBARSCHAFT ÜBERFORDERT DIE JUSTIZ

DER FRIEDENSMACHER: DER JURIST TAREK RAMADAN

SEINE LÖSUNG: TRADITIONELLE STREITSCHLICHTUNG

Ein Streit mit dem Nachbarn gerät in Ägypten schnell zu einer handfesten Familienfehde. Das Justizwesen ist mit der Gewalt im Alltag überfordert, die Verfahren sind langwierig, viele Richter korrupt. Deshalb haucht der Jurist Tarek Ramadan einer alten Tradition neues Leben ein: Er bildet Muhakimin aus, Streitschlichter, die bei Konflikten zwischen Familien und Nachbarn vermitteln. Muhakimin sprechen traditionell auf den Dörfern Recht. Statt den Täter zu bestrafen, sollen sie

eine Einigung zwischen Täter und Opfer herbeiführen. Die Würde beider Seiten soll gewahrt bleiben. Tarek Ramadan hat in seinen Seminaren rund 40 Streitschlichter ausgebildet und in über 200 Konflikten vermittelt. Sein Ziel ist die Instanz der Muhakimin als anerkannte Alternative zu gerichtlichen Verfahren in ganz Ägypten wieder zu beleben.

/ Fotograf: Frieder Blickle / laif

ÄGYPTEN



Nachwuchs für die Muhakimin: In Tarek Ramadans Seminaren erlernen junge Frauen und Männer gemeinsam mit den erfahrenen Muhakimin die Kunst des Streitschlichtens. So hat die Tradition der Muhakimin im modernen Ägypten eine Zukunft.



Altes Wissen, junge Ideen: Der angesehene Muhakim Abu Zaid vermittelt in den schweren Fällen: Mord, Raub, Vergewaltigung. Tarek Ramadan berät mit ihm über das Vorgehen bei einer anstehenden Streitschlichtung.



Versöhnungsritual: Nach einer erfolgreichen Einigung umarmen sich die Gegner nach arabischer Sitte. Der Muhakim wacht über die Einhaltung der Zusagen und legt eine Strafe für den Fall der Nichteinhaltung fest.



Versöhnung

Reportage: Ruanda – Versöhnung nach dem Völkermord

Ruanda Foto 1

Nach dem Völkermord von 1994 ist Ruanda noch immer eine verwundete, gesplante Nation. Die kleine Organisation AMI im Süden des Landes versucht etwas, das schwer vorstellbar scheint: Überlebende und Mörder miteinander zu versöhnen. In Gesprächsrunden und Wiederaufbauprojekten nähern sich die einstigen Todfeinde vorsichtig an.



Ruanda Foto 2

Dieudonné Munyankiko erinnert sich noch allzu gut an das Frühjahr 1994. In diesem ehemaligen Schulgebäude in Murambi, einige Kilometer westlich der Stadt Butare, liegen heute die konservierten Leichname mehrerer Zehntausend Tutsi. Im April 1994 hatten die Menschen dort vergeblich Zuflucht gesucht, als Hutu-Milizen die Region heimsuchten, um alle Angehörigen der Tutsi-Minderheit auszulöschen. Heute ist der Ort eine Gedenkstätte für die Opfer dieses Massakers. Auch die Familie von Munyankikos Mutter wurde von Hutu-Extremisten umgebracht.



Ruanda Foto 3

Als im Sommer 1994 die Tutsi-Rebellenarmee um den jetzigen Präsidenten Paul Kagame Ruanda eroberte, fiel schließlich ein Großteil der Hutu-Verwandten seines Vaters Racheakten zum Opfer. Der damals siebzehnjährige Dieudonné und seine Eltern überlebten in einem Versteck am Stadtrand von Butare. „Als Sohn einer Tutsi und eines Hutu ist es leicht für mich, von Versöhnung zu sprechen. Aber es ist auch unendlich schwierig, weil beide Seiten ihre Vorbehalte gegen mich haben.“





Ruanda Foto 4

Dieudonné rief die Organisation AMI im Februar 2000 mit elf weiteren Mitstreitern ins Leben. AMI ist französisch für Freund. Es war sechs Jahre nach dem Massaker, bei dem binnen drei Monaten bis zu einer Million Tutsi und gemäßigte Hutu ermordet wurden. Die kleine Organisation veranstaltet seither Gewaltpräventionskurse für Polizisten. Sie schult Freiwillige aus den Dörfern in der Betreuung von Traumatisierten und unterstützt Schülergruppen, in denen Hutu- und Tutsikinder gemeinsam Theater spielen. Und sie versucht sich an der Quadratur des Kreises: Täter und Opfer miteinander zu versöhnen.



Ruanda Foto 5

„Groupe de rapprochement“ nennt sich dieser ungewöhnliche Gesprächskreis auf einem Hügel im südrwandischen Distrikt Huye, „Annäherungsgruppe“. Überlebende des Völkermordes sitzen den Mördern ihrer Verwandten gegenüber. Sie folgten der Einladung der Organisation AMI. Bevor AMI hier die Arbeit aufnahm, machten die Hutu und Tutsi einen Bogen umeinander. Den Überlebenden graut vor den Gewalttätern, die nach und nach aus dem Gefängnis oder Exil zurückkehren. Die Heimkehrer wiederum fürchten Racheakte der Überlebenden.



Ruanda Foto 6

Munyankiko richtet im Namen der Organisation das Wort an die Versammelten. „Wir danken euch für euer Kommen, euren Mut. Wir wissen, dass manche euch dafür verachten und bedrohen. Heute sollen Ex-Häftlinge und Überlebende noch unter sich bleiben. Sagt ehrlich, was ihr denkt. Aber nennt keine Namen aus der anderen Gruppe! Denkt daran, dass alle von uns Wunden erlitten haben. Auch die Mörder.“

Ruanda Foto 7

Die Überlebenden hocken sich im Halbkreis um eine Frau, die mit dem Rücken an einem knorrigen Eukalyptusstamm lehnt. Sie notiert die Wortmeldungen, die später der Gegenseite vorgetragen werden. Sie hält fest: *Außerhalb der Gesprächsgruppe kein offenes Gespräch möglich - Angst; Überlebende werden ausgegrenzt - Einsamkeit. Täter zahlen Entschädigungen nicht oder nur widerstrebend - neuer Hass.* Die Schriftführerin blickt auf die Liste: „Wenn wir den anderen gegenüber tatsächlich so ehrlich sind wie verlangt, wird das doch kaum zur Aussöhnung beitragen!“



Ruanda Foto 8

„Immerhin reden wir hier wieder miteinander“ wirft ein junger Mann aus den hinteren Reihen in die Runde. „Das ist doch schon einmal etwas Gutes, oder?“ „Was soll daran gut sein?“ fragt Pauline Mugirasoni und steht auf: „Manche der Täter sprechen sogar von Reue. Aber ihre Worte bedeuten nichts.“ Die 56-Jährige nennt keine Namen. Und doch weiß jeder in der Gruppe, wen sie meint: François Sezirahiga und Felicité Mushyaka. Die beiden sitzen in der Häftlingsgruppe. Für Pauline sind sie die Verantwortlichen für den gewaltsamen Tod ihres Schwiegervaters.



Ruanda Foto 9

In der Häftlingsgruppe ein paar Meter entfernt ergreift Felicité das Wort. Ihr Mann führte den Mob an, der 1994 Paulines Schwiegervater ermordete. „Ich wünsche mir wirklich, dass wieder Frieden möglich ist. Aber wie?“ fragt sie. Felicité wird laut, ihre Arme schnellen im Rhythmus ihrer Sätze auf und ab „Dreizehn Jahre sitzt mein Mann nun schon im Gefängnis - und wofür? Ich weiß nicht, wie ich die Entschädigung für die Opfer bezahlen soll. Und die Frau, die meinen Mann ins Gefängnis gebracht hat, grüßt nicht einmal zurück,“ schreit sie mit einem Blick zu Pauline.





Ruanda Foto 10

François hockt vor der gelb-schwarz Gewandeten und starrt zu Boden. Er war dabei, damals, in dem mordenden Mob zusammen mit Felicités Mann. Nach acht Jahren Haft kam er frei. Pauline aus der Gruppe der Überlebenden hatte die Leute von AMI gebeten, ihn zum Gesprächskreis einzuladen. Sie hoffte auf eine Entschuldigung. François erschien. Doch er fand bisher keine Worte. „Mir tut leid, was geschehen ist“, gesteht er. „Das würde ich Pauline gern sagen. Aber ich schaffe es nicht.“



Ruanda Foto 11

„Irgendwann werde ich sie um Vergebung bitten.“ Wofür? „Ich habe Paulines Schwiegervater getötet.“ Kannten Sie ihn? „Ja. Ich habe für ihn gearbeitet. Wir waren sogar miteinander befreundet.“ Warum haben Sie ihn dann getötet? „Die Regierung sagte, wir sollen die Tutsi töten.“ Und Sie haben gehorcht? „Der Gemeindevorsteher schickte uns los, eine ganze Gruppe.“ Hat Paulines Schwiegervater Sie in der Gruppe erkannt? „Er hat mich gesehen. Er fragte mich: ‚Du auch, mein Freund? Du kommst, um mich zu töten?‘“ Was haben Sie geantwortet? „Ja.“ Eine Pause. „Eigentlich habe ich Paulines Schwiegervater gar nicht wirklich umgebracht. Ich habe doch nur dagestanden und zugesehen. Ich habe mich ansonsten nur um das Plumpsklo gekümmert, in dem der Leichnam verschwinden sollte. Andere haben da viel mehr Schuld zu tragen.“ Nach einer weiteren Pause sagt er: „Ja, ich habe den alten Mann getötet. Ich habe Alpträume. Ich habe keinen Seelenfrieden“.

Ruanda Foto 12

Kann man von einem Menschen erwarten, den Mördern seines Mannes, seiner Frau, seiner Kinder die Hand zu reichen? „Es ist fast unmenschlich schwer,“ sagt Dieudonné. „Aber was wäre die Alternative?“ Ruanda hat elf Millionen Einwohner. Bei AMI sind sie immer noch nur zwölf Mitarbeiter. „Es wird nur in vielen, kleinen Schritten passieren“, sagt Dieudonné. „Aber man kann sie gehen.“



Ruanda Foto 13

Die Annäherung der Gesamtgruppe verläuft in drei Schritten: Zuerst sprechen die Teilnehmer mit Ihrgleichen über das Erlebte und ihre Gefühle. Im nächsten Schritt tauschen die Gruppen untereinander die Gesprächsprotokolle aus – sie sollen, mit der geliehenen Geduld des Papiers, die Lebenswelt der anderen verstehen lernen. Als drittes folgt die direkte Aussprache. Am Ende soll eine schriftliche Vereinbarung stehen. Täter und Opfer stellen sie gemeinsam auf.



Ruanda Foto 14

Gemeinsame Wiederaufbauprojekte sollen helfen, die tiefen Gräben zwischen den Gruppen zu überwinden. Bei AMI arbeiten Opfer und Täter gemeinsam am Bau von Häusern für die Überlebenden des Genozids. Man müsse auch auf die Täter zugehen, sagt Dieudonné, ihnen eine Rolle und eine Zukunft aufzeigen. „Wir hier und ihr da – eine solche Ausgrenzung darf nie wieder Macht ergreifen“.



Ruanda Foto 15

Das zentrale Motto von AMI lautet „Ubuntu“. Es bedeutet „Menschlichkeit“ in der ruandischen Landessprache Kinyarwanda. Menschlichkeit – darum geht es: Den Kategorien der „Hutu“ und „Tutsi“, der Unterscheidung in „Täter“ und „Opfer“, eine versöhnende Gemeinsamkeit entgegen zu setzen. Wie sollen die Menschen in Ruanda sonst wieder Tür an Tür leben, mit all dem Unausgesprochenen zwischen ihnen?





Ruanda Foto 16

AMI ist eine staatlich anerkannte Nichtregierungsorganisation. Für ihre Gespräche darf sie sogar Tische und Stühle des kommunalen Verwaltungsbüros im Distrikt Huye nutzen. Das war nicht immer so. Ihre politischen Ambitionen waren der autoritären ruandischen Regierung zunächst nicht geheuer. Anfang 2002 wurden drei AMI-Mitarbeiter eingesperrt, wegen „Gefährdung der nationalen Sicherheit“. Sie kamen erst wieder frei, nachdem Amnesty International sich eingeschaltet hatte. Heute wird AMI von den lokalen Behörden unterstützt. Im Idealfall bedeutet es für sie ein paar Probleme weniger.



Ruanda Foto 17

Noch immer zählt das Gefängnis der 100.000-Einwohner-Stadt Butare 8.000 Inhaftierte. Es waren einmal mehr als 12.000, viele saßen jahrelang ohne Anklage. Einer aus der Tätergruppe erzählte, er habe zwölf Jahre im Gefängnis von Butare eingesessen, unschuldig und nun sei die Ehefrau weg. Andere berichten von übertriebenen Entschädigungsforderungen und korrupten Justizbeamten.



Ruanda Foto 18

AMI hat eine Gesprächsgruppe für ehemalige Laienrichter gegründet. Sie wurden nach dem Ende des Völkermordes im ganzen Land eingesetzt um Recht zu sprechen. Ein Versuch, der bei Millionen von Morden, Verstümmelungen, Plünderungen und Vergewaltigungen zum Scheitern verurteilt war. Bisweilen blieb den ehrenamtlichen Richtern wenig mehr, als den Klägern oder den Angeklagten Glauben zu schenken. In der Gruppe kommen die Unsicherheiten und Zweifel der Richter zur Sprache: Kamen Unschuldige in Haft? Blieben Mörder unbehelligt?

Ruanda Foto 19

Ohne Gerechtigkeit kein Frieden. Ist das so? Was, wenn vollständige Gerechtigkeit nicht möglich ist? Dieudonné Munyankiko glaubt folgendes: „Wir können in Ruanda entweder versuchen, Gerechtigkeit herzustellen und alles Unrecht, das geschehen ist, zu rächen. Oder wir ertragen die Ungerechtigkeiten. Und schaffen gemeinsam eine Zukunft.“



Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotograf: Eric Vazzoler) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „Peace Counts 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz. 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>. Dort kann auch die *Peace Counts* Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Markus Wanzeck steht unter dem Titel „Die Mörder sind wieder unter uns“ bei: www.peace-counts.org/ruanda_versehnung-genozid. Die Reportage wurde auch im Magazin Cicero (Ausgabe Dezember 2011) veröffentlicht (www.cicero.de/weltbuehne/die-moerder-sind-wieder-unter-uns/47676).

Essay: Versöhnung

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Versöhnung“

Die ruandische Gesellschaft ist nach dem Völkermord noch tief gespalten. Bis zu einer Million Menschen wurden 1994 umgebracht. Die *Association Modeste et Innocent* (AMI) unterstützt damalige Täter und Überlebende auf dem schwierigen Weg zur Versöhnung. In Dialogveranstaltungen sollen sie in drei Schritten zueinander finden: Zuerst schreiben sie getrennt ihre Hoffnungen und Ängste auf. Dann tauschen sie das Geschriebene aus und lernen die Sicht der anderen Seite kennen. Am Schluss stehen die direkte Aussprache und gemeinsame Regeln für das Zusammenleben. AMI veranstaltet zudem Gewaltpräventionskurse für Polizisten und schult Freiwillige in der Betreuung von Traumatisierten. Ihre Maßnahmen sollen alte Wunden heilen und neue vermeiden. Es ist der Versuch einer Balance zwischen Gerechtigkeit für das Erlittene und Frieden für die Zukunft.

Die Arbeit von AMI in Ruanda lässt sich in erster Linie als *bottom-up* Versöhnungsarbeit auf der zwischenmenschlichen Ebene auffassen. Sie ist nicht Teil eines von der Regierung oder internationalen Akteuren verordneten juristischen Versöhnungsprozesses, sondern eher als Versuch der Schaffung von *restorative justice* aufzufassen. AMI zielt auf die Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Tätern und Überlebenden in der Nachbarschaft, in der gleichen Community ab. Doch im Kleinen bilden die durchgeführten Versöhnungsprogramme auch einen Teil der Phasen oder Schritte ab, die von Forscherinnen und Forschern als wichtig in Versöhnungsprozessen angesehen werden. Dazu gehört zuerst der Abbau von Misstrauen und Angst, der bei AMI durch die getrennten Gespräche in den jeweiligen Täter- und Opfer-

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Diskurs: Gerechtigkeit oder Versöhnung?* „Wir können in Ruanda entweder versuchen, Gerechtigkeit herzustellen und alles Unrecht, das geschehen ist, zu rächen. Oder wir ertragen die Ungerechtigkeiten. Und schaffen gemeinsam eine Zukunft.“ Dieses Zitat aus der Reportage spiegelt exakt die Kernfrage der friedenswissenschaftlich geführten Auseinandersetzung um *Transitional Justice* wieder: Wie können Gesellschaften mit massiven Gewalt- oder Kriegserfahrungen umgehen und einen nachhaltigen Frieden erreichen? Versöhnung, Vergangenheitsarbeit oder *Transitional Justice* sind die Schlagworte, die als Themen in Seminaren der Masterkurse der Friedens- und Konfliktforschung behandelt werden. Die Reportage gibt Anstöße aus der Praxis für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Grundlagen von Versöhnung und die Diskurse um das Spannungsfeld von Versöhnung und Gerechtigkeit.
- *Einblick in Abläufe von Versöhnungsprozessen:* In der wissenschaftlichen Literatur und auch in den Erfahrungsberichten über Versöhnungsarbeit finden sich kaum Beschreibungen über den konkreten Ablauf von „Versöhnungsworkshops“. Eine solche Konkretion bietet die Reportage, verbunden mit einem „Bild“ von den beteiligten Personen. Aus der Reportage lassen sich Schritte und Herausforderungen dieses Prozesses ableiten und mit Aussagen aus der Wissenschaft konfrontieren (z.B. zur Rolle von Reparationen oder Entschuldigungen).
- *Evaluation / verschiedene Blickwinkel:* Ein Projekt der in der Reportage beschriebenen Organisation AMI wurde im Jahr 2008 ausführlich evaluiert und dokumentiert. Die Evaluation bietet Einblicke aus einem anderen „Blickwinkel“ als den der Reportage: www.uni-marburg.de/konfliktforschung/pdf/ruandaevaluation.pdf. Ein dritter Blickwinkel („Selbstdarstellung“) ergibt sich aus der Homepage von AMI: www.ami-ubuntu.org.

Gruppen geschieht. Empathie für die andere Seite soll sich im zweiten Schritt entwickeln, in dem die Ängste und Hoffnungen ausgetauscht werden. Im dritten Schritt soll Vertrauen aufgebaut werden, indem eine gemeinsame Vereinbarung für das zukünftige Zusammenleben entwickelt wird.

AMI leistet durch ihre Arbeit auf der zwischenmenschlichen und Grassrootsebene einen Beitrag zu den nach dem Völkermord auf allen Ebenen der ruandischen Gesellschaft initiierten Versöhnungsbemühungen. Der Internationale Strafgerichtshof für Ruanda (ICTR) und die nationalen Gerichte von Ruanda waren Instrumente der strafenden Gerechtigkeit (*retributive justice*), während es bei den Gacaca-Gerichten umstritten ist, ob sie eher der strafenden oder der wiederherstellenden Gerechtigkeit (*restorative justice*) zuzuordnen sind. AMI kümmert sich daher auch um die ehemaligen Gacaca-Richter, die von Selbstzweifeln gequält werden, ob sie tatsächlich gerechte Entscheidungen getroffen haben. Dieudonné Munyankiko von AMI plädiert daher am Ende der Reportage dafür, den Anspruch auf vollständige Gerechtigkeit und Bestrafung aller Täter aufzugeben, um sich einer konstruktiven Arbeit für die gemeinsame Zukunft zu widmen.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Versöhnung ist ein vages, aber mächtiges gesellschaftliches Ideal (Renner 2011, 246). Was unter dem Begriff Versöhnung verstanden wird, kann dabei in Gesellschaften beträchtlich variieren. Versöhnung wird oftmals als religiöses oder spezifisch christliches Konzept interpretiert, ist damit aber nur bedingt auf andere kulturelle Kontexte übertragbar (Buckley-Zistel/Oettler 2011, 31, Bar-On 2007, 67). In Post-Konfliktgesellschaften wird Versöhnung daher meist allgemeiner als gesellschaftlicher Prozess verstanden, der die zerrütteten Beziehungen von Menschen und Konfliktparteien wieder herstellen und konstruktiv transformieren soll, damit ein zukünftiges Zusammenleben und ein nachhaltiger Frieden möglich wird (Bronéus 2003, 12). Dieser Prozess sollte die wechselseitige Anerkennung vergangenen Leids, die Veränderung destruktiver Verhaltensweisen und die gemeinsame Aufarbeitung der gewaltvollen Vergangenheit beinhalten (Bloomfield et al. 2003, 11). Ein pragmatischer Ansatz von Versöhnung setzt auf Beziehungs- und Vertrauensbildung, verlangt aber weder Feindesliebe oder Vergebung noch das Vergessen der Vergangenheit, sondern will eine zukünftige Koexistenz ermöglichen (Bloomfield 2006, 3; Bronéus 2008, 12). Rachekreisläufe sollen dadurch verhindert werden (Engert/Jetschke 2011, 15). Versöhnung kann als Grundbedingung für eine Kultur des Friedens gelten (Bar-Tal, 2008).

Versöhnungsprozesse können auf allen Ebenen der Gesellschaft stattfinden, von der zwischenmenschlichen Versöhnung von Einzeltätern und deren Opfern über nationale Versöhnung verfeindeter Gruppen innerhalb einer Gesellschaft, bis hin zur Versöhnung von Staaten, wie etwa von Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg. Versöhnung ist immer ein Mehrebenenprozess (Fischer 2011, 415), der sowohl *top-down* von den Eliten, als auch *bottom-up* von der Grassrootsebene initiiert werden kann (Bar-On 2007, 81; Bar-Tal/Bennink 2004, 27, Kriesberg 2007, 2; Grossmann/Lingnau 2003, 7). Ein nationaler Versöhnungsprozess garantiert jedoch nicht automatisch die zwischenmenschliche Versöhnung (vgl. Hayner 2001). Daniel Bar-Tal und Gemma H. Bennink (2004, 17) betrachten Versöhnung als einen psychologischen Prozess. Dieser bewirkt bei der Mehrheit der Gesellschaft Veränderungen in Motivation, Zielen, Einstellungen und Emotionen. Doch Versöhnung kann nicht von außen erzwungen oder auferlegt werden (Grossmann/Lingnau 2003, 7). So wählt jede Gesellschaft ihre eigenen Wege zur Versöhnung.

Nach Huyse (2003, 19ff.) kann ein Versöhnungsprozess in drei Phasen ablaufen. Zunächst muss die Angst vor dem Anderen überwunden und eine gewaltfreie Koexistenz sichergestellt werden. In der zweiten Phase geht es um den Aufbau von Vertrauen, bevor im dritten Schritt Empathie füreinander entwickelt werden kann. Als wichtige und miteinander verbundene Komponenten von Versöhnungsprozessen werden Gerechtigkeit, Heilung, Wahrheit und Reparationen angesehen (Huyse 2003, 24).

Keine Versöhnung ohne Gerechtigkeit?

„No reconciliation without justice“ erklärte die ruandische Regierung der nationalen Einheit nach dem Völkermord (Nash, 2007, 60). Es gab internationale Bemühungen der Strafverfolgung durch das ICTR, Ver-

fahren vor nationalen Gerichten und lokale Verfahren, die als Gacaca-Gerichte bekannt wurden. Angesichts der Schwere und Vielzahl an Verbrechen erscheint es einerseits unmöglich, alle Täter zu verurteilen, andererseits gilt es eine verbreitete Straflosigkeit zu vermeiden. Der Gerechtigkeitsbegriff umfasst mehrere Dimensionen (vgl. Lambourne 2004, 22). Vor allem das Spannungsfeld zwischen strafender (*retributive justice*) und wiederherstellender Gerechtigkeit (*restorative justice*) wird im Zusammenhang mit Versöhnungsprozessen diskutiert. Die Arbeit Internationaler Strafgerichtshöfe und nationaler Gerichte wird der *retributive justice* zugeordnet, der es darum geht, die Täter in Strafverfolgungsverfahren zu identifizieren und für ihre Verbrechen zur Rechenschaft zu ziehen. Strafende Gerechtigkeit konzentriert sich auf die Verletzung von Recht und Gesetz. Ein Verbrechen ist eine Angelegenheit zwischen dem Staat und einem Täter. Das Strafmaß wird durch das Justizsystem festgelegt und ersetzt damit individuelle Rache durch die staatliche Vergeltung von Verbrechen (Wenzel et al., 2007; Slattery 1992). Diese Form der Gerechtigkeit ist weit verbreitet, wird jedoch dahingehend kritisiert, dass sie eine Kultur der Vergeltung aufrechterhält, anstatt eine Kultur des Friedens zu schaffen.

Im Gegensatz zu *retributive justice* zielt *restorative justice* auf die Wiederherstellung der Beziehungen zwischen Tätern und Opfern und auf die Schaffung eines gemeinsamen Wertekonsens ab (Wenzel et al. 2007, 375). Das *Handbook on Restorative Justice Programmes* des United Nations Office on Drugs and Crime (UNODC) betont dabei besonders die Beteiligung aller Parteien und auch weiterer gesellschaftlicher Betroffenengruppen und Gemeinschaften (UNODC 2006, 6). Derartige Ansätze sind von der Überzeugung geprägt, dass die Verbrechen nicht nur eine Verletzung des Rechts, sondern auch und vor allem eine Verletzung des Opfers und seines sozialen Umfeldes darstellen. Der Täter wird zwar nicht von seiner Verantwortung für die Tat freigesprochen, ist jedoch weniger dem Staat rechenschaftspflichtig, als vielmehr der Gemeinschaft.

Wenn allerdings jegliche Strafverfolgung ausbleibt, besteht die Gefahr, dass Opfer Selbstjustiz verüben oder durch kollektive Schuldzuweisungen („die Hutu“, „die Serben“) neue Gewalt geschürt wird. Wenn die Täter zuvor Amtsträger oder Regimeangehörige waren, dient Strafverfolgung auch dazu, ihnen zeitweilig die Macht zu entziehen. Zugleich erwartet man durch gerichtliche Verfahren eine Stärkung der zukünftigen Rechtsstaatlichkeit (Bloomfield et al. 2003, 98). In Ruanda ist die Bilanz gemischt. Sowohl Gacaca-Gerichte als auch der ICTR wurden dafür kritisiert, dass sie keine umfassende Gerechtigkeit herstellen konnten. Allerdings war dieser Anspruch möglicherweise von vornherein zu hoch angesichts des Ausmaßes der Verbrechen. Diese Debatte soll hier nicht weiter vertieft werden (vgl. dazu Nash, 2007; Erlinder, 2010, Hankel 2011). Fest steht, dass ein fehlender gesellschaftlicher Konsens über das Gerechtigkeitskonzept zu neuen Spaltungen führen kann. Viele Gesellschaften erproben daher inzwischen auch nicht-juristische Verfahren der Vergangenheitsaufarbeitung und Versöhnung.

Wahrheit, Erinnerung und Vergebung

Als eine Alternative oder Ergänzung zu Strafgerichtsverfahren wurden seit den 1990er Jahren Wahrheits- und Versöhnungskommissionen vor allem in Südafrika und Lateinamerika, aber inzwischen auch in weiteren Postkonfliktgesellschaften eingerichtet (vgl. Ranft 2011). Besonders mit der Kommission in Südafrika als prominentestes Beispiel in Forschung und Praxis, war die Hoffnung verbunden, dass das öffentliche Wahrheit-sprechen (*truth-telling*) zur Heilung erlittener Traumata führen könne und dieser Prozess nationale Versöhnung erreichen würde (Renner 2011, 247). Öffentliche Anhörungen von Tätern und Opfern standen daher im Mittelpunkt der Arbeit dieser Kommissionen. Die Opfer sollten ihre Erfahrungen aussprechen und damit eine Anerkennung ihres Leids erfahren (Kriesberg 2007, 3f). Die Täter sollten durch das Eingeständnis von der Last der Schuld befreit werden.

Bald wurde jedoch die heilende und versöhnende Wirkung des *truth-telling* wieder in Frage gestellt. Dies geschah zum einen wegen dünner empirischer Beweise und zum anderen wegen der möglichen Gefahr einer Reviktimisierung oder Retraumatisierung, wenn die Opfer dieser „Wahrheit“ ausgesetzt wurden. Das gleiche Problem tauchte in den ruandischen Gacaca-Gerichten auf (Brounéus, 2008). Mitunter hat sich die Opferrolle der Betroffenen durch den Prozess verstärkt, statt sie aufzubrechen. Die Verfestigung des

Opferstatus wurde auch in anderen Zusammenhängen als Problem erkannt. Fischer sieht am Beispiel Bosnien das Verharren ganzer Gemeinschaften in der Opferrolle als hinderlich für eine Konflikttransformation an, weil die Schuld an der eigenen Lage einseitig der anderen Seite zugeschoben wird, die sich wiederum selbst als Opfer sieht (Fischer 2011, 418ff). Baumann plädiert nach seiner Analyse der Postkonfliktgesellschaft in Nordirland dafür, die Täter-Opfer Kategorien ganz hinter sich zu lassen, weil sie letztlich zum inhumanen Disput darüber führen würden, ob es sich um „unschuldige“ oder „schuldige“ Opfer handele (Baumann 2011). Er betont allerdings, dass seine Erkenntnisse nicht notwendigerweise auf andere Gewaltformen wie z.B. Genozid übertragbar sein müssen.

Eine wechselseitige Anerkennung des Leids für beide Seiten erfordert zunächst einmal die gemeinsame Aufarbeitung der Vergangenheit und die Schaffung einer kollektiven Erinnerung. Es gibt jedoch Uneinigkeit darüber, wie intensiv diese Arbeit betrieben werden soll (Bloomfield et al. 2003, 30; Streich 2002). Einerseits ist sie zentral für den Versöhnungsprozess, andererseits kann sie auch ein Hindernis für selbigen sein. Wenn das Vergessen dominiert, drohen Straflosigkeit, Verleugnung der Taten und fehlende Anerkennung für das Leid der Opfer und der Überlebenden. Wenn die Erinnerung aber zu stark betont wird, können die Wunden nicht heilen und das Nachdenken über die Vergangenheit verstellt den Blick auf die Zukunft. Gesellschaften gehen sehr unterschiedlich mit der Rolle der Aufarbeitung und Erinnerung um. Während in Südafrika nach der „Wahrheit“ über die Verbrechen geforscht wurde, hat Spanien nach der Franco-Diktatur Versöhnung durch gesellschaftliches Vergessen und Amnestiegesetze angestrebt (Renner 2011, 250). Hier können sowohl kulturell verschiedene Traditionen im Umgang mit Verbrechen wirken wie politische Faktoren, z.B. wenn alte Eliten noch mächtig genug sind, eine Aufarbeitung zu verhindern. Wenn allerdings keinerlei gemeinsame Aufarbeitung der Vergangenheit stattfindet, bilden sich oft innerhalb der Konfliktparteien eigene, selektive Erinnerungsnarrative (Fischer 2011, 418ff.). Die jeweiligen Versionen und Interpretationen der Geschichte werden dann selbst zum Konfliktgegenstand. Dies bedeutet jedoch nicht, dass man eine „offizielle“ Version anstreben muss. Vielmehr gilt es in gespaltenen Gesellschaften die Vielseitigkeit der historischen Interpretationen darzustellen und auszuhalten.

Doch was ist eine Aufarbeitung der Geschichte ohne Konsequenzen wert? Sie kann zwar einen ersten Schritt in einem Versöhnungsprozess darstellen, von Opfern und Tätern werden anschließend jedoch bestimmte Handlungen oder Einstellungsveränderungen erwartet. Insbesondere nach christlichem Verständnis erfordert eine Versöhnung auch Vergebung. Den Tätern vergeben bedeutet, dass die Opfer den Hass und den Wunsch nach Rache loslassen und eine positivere Einstellung gegenüber dem Anderen entwickeln (Staub et al. 2006, 301). Dies ist jedoch nach schwerwiegenden Verbrechen wie einem Völkermord nicht nur sehr schwierig, sondern wird als ungerecht empfunden, weil es den Opfern die Last aufbürdet und nicht denjenigen, die ihnen das Leid zugefügt haben (Hamber 2007, 119). Es ist einem Versöhnungsprozess nicht zuträglich, wenn die Opfer sich unter Druck gesetzt fühlen, vergeben zu müssen (Bloomfield 2006, 23ff) und zeitgleich den Eindruck haben, von den Tätern werde keine Anstrengung erwartet. Versöhnung erfordert Bewegung und Einstellungsänderungen auf beiden Seiten (Staub et al. 2006, 301). Man kann keine Vergebung von den Opfern ohne Eingeständnis der Schuld bzw. Verantwortungsübernahme durch die Täter für ihre Vergehen verlangen. Im Zusammenhang mit der Frage, welche Versöhnungsleistung die Täter erbringen müssen, werden u.a. Entschuldigungen und Reparationen diskutiert.

Versöhnung durch Entschuldigung und Reparationen

Regierungen können nationale oder internationale Versöhnungsprozesse durch Entschuldigungsgesten befördern. Solche Gesten erbringen eine Versöhnungsleistung durch die symbolische Annahme kollektiver Verantwortung für Verbrechen (Horelt 2011, 131). Long und Brecke (2003) zeigen in ihrer Studie einen Zusammenhang zwischen nationalen symbolischen *reconciliation events* und der Deeskalation von Gewalt in Post-Konfliktregionen auf. In den letzten Jahrzehnten haben öffentliche Entschuldigungszeremonien für kollektiv begangenes Unrecht zugenommen. Doch es kommt darauf an, wie sie formuliert werden, damit sie eine friedensfördernde Wirkung entfalten können. Unvollständig abgegebene Entschuldigungen (*excuses* im Sinne von Rechtfertigungen statt *apology* im Sinne von aufrichtigem Bedauern) können sogar

Schaden anrichten (Engert 2011, 157). Obwohl sich viele Beispiele für Entschuldigungen finden lassen, bevorzugen einige Regierungen lieber die Strategie der Leugnung (*denial*), weil ein Eingeständnis der Schuld die Forderung nach Reparationen laut werden lassen könnte. Reparationen können einen offiziellen Akt der Entschuldigung begleiten (Vandeginste 2003, 145ff.). Sie werden meist als finanzielle Entschädigungen verstanden, obwohl oft auch immaterielle Reparationen getätigt werden (z.B. Rehabilitationen oder symbolische Entschädigungen z.B. in Form von Umbenennung von öffentlichen Plätzen) (vgl. Swart 2011, 194). Grossman und Lingnau (2003) begründen die Notwendigkeit von Reparationen damit, dass das vergangene Unrecht dadurch angemessen anerkannt und getilgt wird. Außerdem würde eine fehlende Reparatur die Opfer, die physische und psychische Leiden davontrugen oder deren Sozialumfeld zerstört wurde, zusätzlich marginalisieren und ihnen ein einigermaßen normales Weiterleben erschweren. Reparationen, die in einen Versöhnungsprozess eingebunden werden, können die Opfer unterstützen, ihre Marginalisierung abzuwenden.

Die Diskurse zeigen, dass Versöhnungsprozesse sehr viele Facetten haben und auf unterschiedlichen Wegen verlaufen. Noch längst ist nicht geklärt, welche Ansätze, Instrumente und Formen der Aufarbeitung einer Versöhnung dienlich sind. Es gibt keine allgemeingültigen Konzepte, die von einem Kontext auf den anderen übertragbar wären. Zudem fehlt es immer noch an systematisch vergleichenden Studien, die Aussagen über die Wirkung von Versöhnungsprozessen zulassen. Doch widmen sich international und auch in Deutschland zahlreiche Forschergruppen darum, im Dialog mit Praktikerinnen und Praktikern Erfahrungen mit Versöhnungsinitiativen auf der zwischenmenschlichen und politischen Ebene zu sammeln und auszuwerten.

Literatur

- Bar-On, Dan 2007. Reconciliation Revisited for More Conceptual and Empirical Clarity, in: Janja Bec-Neumann (Hrsg.). *Darkness at Noon. War Crimes, Genocide and Memories*. Sarajevo: Centre for Interdisciplinary Postgraduate Studies, 62–84.
- Bar-Tal, Daniel, and Gemma H. Bennink 2004. The Nature of Reconciliation as an Outcome and a Process, in: Yaacov Bar-Simon-Tov (ed.). *From Conflict Resolution to Reconciliation*. Oxford: Oxford University Press, 11-38.
- Bar-Tal, Daniel 2008. Reconciliation as a Foundation of Culture of Peace, in: Joe de Rivera (Hrsg.). *Handbook for Building Cultures of Peace*. New York: Springer.
- Baumann, Marcel M. 2011. Verabschiedung von den Opfern? Die namenlose Tragik des Friedens in Nordirland, in: Susanne Buckley-Zistel and Thomas Kater (Hrsg.). *Nach Krieg, Gewalt und Repression. Vom schwierigen Umgang mit der Vergangenheit*. Baden-Baden: Nomos, 39–57.
- Bloomfield, David, Teresa Barnes, and Luc Huyse (Hrsg.) 2003. *Reconciliation After Violent Conflict: A Handbook*. Stockholm, IDEA.
- Bloomfield, David 2006. *On good terms: Clarifying Reconciliation*, Berghof Report No. 14, Berlin: Berghof Research Center for Constructive Conflict Management.
- Brounéus, Karen 2008. Truth-Telling as Talking Cure? Insecurity and Retraumatization in the Rwandan Gacaca Courts, in: *Security Dialogue* 39(1), 55-76.
- Brounéus, Karen 2003. *Reconciliation – Theory and Practice for Development Cooperation*. Stockholm: SIDA.
- Buckley-Zistel, Susanne 2011. Einleitung: Nach Krieg, Gewalt und Repression, in: Susanne Buckley-Zistel und Thomas Kater (Hrsg.). *Nach Krieg, Gewalt und Repression. Vom schwierigen Umgang mit der Vergangenheit*. Baden-Baden: Nomos, 7–20.
- Buckley-Zistel, Susanne und Annika Oettler 2011. Was bedeutet: Transitional Justice? In: Susanne Buckley-Zistel und Thomas Kater (Hrsg.). *Nach Krieg, Gewalt und Repression. Vom schwierigen Umgang mit der Vergangenheit*. Baden-Baden: Nomos, 21–38.

- Engert, Stefan und Anja Jetschke 2011. Einleitung: Transitional Justice 2.0 - zur konzeptionellen Erweiterung eines noch jungen Forschungsprogramms, in: *Die Friedens-Warte* 86(1-2): 15–43.
- Erlinder, C. Peter 2010. The U.N. Security Council Ad Hoc Rwanda Tribunal: International Justice, or Juridically- Constructed ‘Victor’s Impunity’? Faculty Scholarship 200. open.wmitchell.edu/facsch/200, 20.12.2012
- Fischer, Martina 2011. Transitional Justice and Reconciliation: Theory and Practice, in: Beatrix Austin, Martina Fischer und Hans-Joachim Giessmann (eds.) *Advancing Conflict Transformation. The Berghof Handbook II*. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich Publishers, 405–430.
- Grossmann, Georg S., and Hildegard Lingnau 2003. *Addressing the Past - Fostering Reconciliation*. Eschborn: GTZ.
- Hamber, Brandon 2007. Forgiveness and Reconciliation: Paradise Lost or Pragmatism? In: *Peace and Conflict: Journal of Peace Psychology*, 13(1), 115–125.
- Hankel, Gerd 2011. Die Gacaca-Justiz in Ruanda - ein kritischer Rückblick, in: Susanne Buckley-Zistel und Thomas Kater (Hrsg.). *Nach Krieg, Gewalt und Repression. Vom schwierigen Umgang mit der Vergangenheit*. Baden-Baden: Nomos, 167–183.
- Huyse, Luc 2003. The Process of Reconciliation, in: David Bloomfield, Theresa Barnes, and Luc Huyse (eds.). *Reconciliation After Violent Conflict: A Handbook*. Stockholm: IDEA, 19–33.
- Nash, Kaley 2007. A comparative analysis of justice in post-genocidal Rwanda: Fostering a sense of peace and reconciliation?, in: *Africana* 1(1), 59–100.
- Kriesberg, Louis 2007. Reconciliation: Aspects, Growth, and Sequences, in: *International Journal of Peace Studies* 12(1): 1–21.
- Lambourne, Wendy 2004. Post-Conflict Peacebuilding: Meeting Human Needs for Justice and Reconciliation, in: *Peace, Conflict and Development*, Issue 4, April 2004.
- Long, William J, and Peter Brecke 2003. *War and Reconciliation: Reason and Emotion in Conflict Resolution*. Cambridge, MA/London: MIT Press.
- Ranft, Florian 2011. Vergehende Wahrheit und wahre Vergangenheit. Verspätete Wahrheitskommissionen in Lateinamerika und Afrika im Vergleich, in: *Die Friedens-Warte* 86(1-2): 219–243.
- Renner, Judith 2011. ‘Versöhnung’ als leerer Signifikant im Kontext politischer Transitionen: Eine diskurstheoretische Konzeptualisierung, in: *Die Friedens-Warte* 86(1-2): 245–270.
- Slattery, Brian 1992. Commentary: The Myth of Retributive Justice, in: Wesley Cragg (ed.). *Retributivism and its Critics*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 27–34.
- Staub, Ervin, Laurie Anne Pearlman, Alexandra Gubin, and Athanase Hagengimana 2005. Healing, Reconciliation, Forgiving and the Prevention of Violence after Genocide or Mass Killing: An Intervention and Its Experimental Evaluation in Rwanda, in: *Journal of Social and Clinical Psychology* 24(3): 297–334.
- Streich, Gregory W. 2002. Is There a Right to Forget? Historical Injustices, Race, Memory, and Identity, in: *New Political Science* 24(4): 525–542.
- UNODC 2006. *Handbook on Restorative justice programmes*. New York: United Nations.
- Wenzel, Michael, Tyler G. Okimoto, Norman T Feather, and Michael J Platow 2008. “Retributive and restorative justice.” *Law and human behavior* 32(5): 375–389.



Eine Zukunft aufbauen: Täter und Opfer müssen ihr Zusammenleben nach dem Völkermord neu organisieren. Mit Unterstützung der Organisation AMI errichten sie gemeinsam neue Häuser für die Angehörigen der Opfer.

VERSÖHNUNG NACH DEM VÖLKERMORD

DER KONFLIKT: SUCHE NACH GERECHTIGKEIT UND FRIEDEN
 DIE FRIEDENSMACHER: DIEUDONNÉ MUNYANKIKO UND SEINE ORGANISATION AMI
 IHRE LÖSUNG: ANNÄHERUNG ZWISCHEN TÄTERN UND OPFERN

RUANDA

Die ruandische Gesellschaft ist nach dem Völkermord noch tief gespalten. Bis zu einer Million Menschen wurden 1994 umgebracht. Die Association Modeste et Innocent (AMI) unterstützt damalige Täter und Überlebende auf dem schwierigen Weg zur Versöhnung. Sie sollen in drei Schritten zueinander finden: Zuerst schreiben sie getrennt ihre Hoffnungen und Ängste auf. Dann tauschen sie das Geschriebene aus und lernen die Sicht der anderen Seite kennen. Am Schluss stehen die

direkte Aussprache und gemeinsame Regeln für das Zusammenleben. AMI veranstaltet zudem Gewaltpräventionskurse für Polizisten und schult Freiwillige in der Betreuung von Traumatisierten. Ihre Maßnahmen sollen alte Wunden heilen und neue vermeiden. Es ist der Versuch des Ausgleichs zwischen Gerechtigkeit für vergangenes Leid und Frieden für die Zukunft.

/ Fotograf: Eric Vazzoler / Zeitspiegel



Mit den Erinnerungen leben: In dieser Schule in Murambi wurden im April 1994 mehrere Zehntausend Menschen massakriert, die dort Zuflucht gesucht hatten. Heute ist der Ort eine Gedenkstätte für die Opfer.



Blick nach vorn: Dieudonné Munyankiko von AMI glaubt nicht, dass alle Ungerechtigkeiten juristisch geahndet werden können. Für ihn ist Versöhnung die einzige Chance auf eine gemeinsame Zukunft in Ruanda.



Vorsichtige Annäherung: In den Gesprächsrunden von AMI haben Täter und Opfer Raum und Zeit für die Aussprache und zur Versöhnung. Es ist unmenschlich schwer, den Mördern der Geliebten gegenüberzutreten. Aber was wäre die Alternative für Ruanda?



Sport und Frieden

Reportage: Kenia – Auf Tore statt auf Menschen zielen

Kenia Foto 1

Die Kenianerin Fatuma Abdulkadir Adan bringt Menschen aus verfeindeten Stämmen im Norden Kenias zusammen. Indem sie gemeinsame Fußballturniere organisiert oder einen Frauenrat einberuft, der über die Gewalt der Männer berät. Ihr Rezept ist: Hartnäckigkeit, Kreativität und eine gute Portion Optimismus.



Kenia Foto 2

Die studierte Anwältin kehrte aus der Hauptstadt Nairobi in ihre Heimatstadt Marsabit im Norden Kenias zurück. Als Kämpferin für den Frieden. „Man muss bei sich zu Hause anfangen“, so steht es auf dem Poster von Eleanor Roosevelt in Fatumas Büro. Schon als Kind hat Fatuma die Stammesfehden in ihrer Heimat hautnah miterlebt. Ihre Mutter hat sie damals unterm Bett versteckt, wenn draußen Schüsse fielen. Und deren Mutter tat das gleiche mit ihrem kleinen Mädchen. Fatuma Abdulkadir Adan will diesen Teufelskreis der Gewalt durchbrechen. Fußball soll dabei helfen.



Kenia Foto 3

Der Staub hängt wie ein roter Schleier über dem Fußballfeld. Auf dem Dorfplatz in Marsabit werden heute die Jungs trainiert. Kleine Mädchen drücken sich verschämt am Spielrand. Den Platz teilen sich die Fußballspieler mit Mopedfahrern und mit der Fahrschule. Geschickt treiben die Spieler den Ball vor sich her.





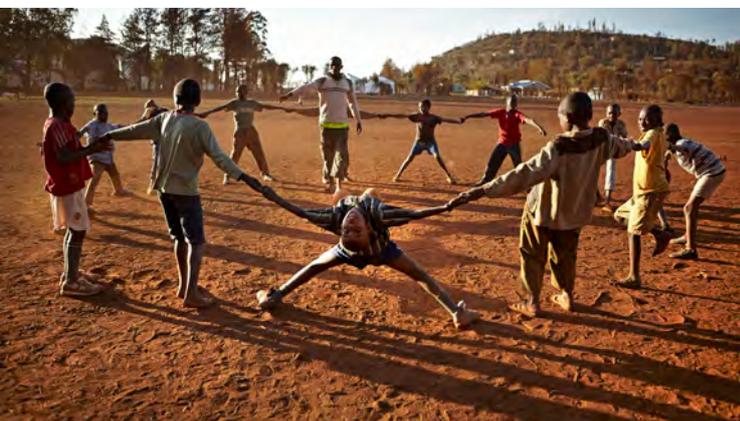
Kenia Foto 4

Fußball begeistert die Kinder von Marsabit. Alle wissen, wer die Bundesliga anführt und natürlich kennen sie Beckenbauer, Schweinsteiger. Und Thomas Müller. Wenn ein Spiel im Fernsehen übertragen wird, strömen sie zu einer kleinen Blechhütte im Dorf. Dort kann man für 20 Cent die englische Premier League und die deutsche Bundesliga sehen.



Kenia Foto 5

Fatuma hat ihr bodenlanges Gewand gegen Trainingshosen getauscht und ihren Schleier als Kopftuch fest um den Kopf geschlungen. „Shoot to score, not to kill“ steht auf dem weißen T-Shirt des Spielers neben ihr. „Schießen um zu punkten, nicht um zu töten“ – so lautet die Fußball-Friedens-Botschaft. Und wer es immer noch nicht kapiert hat, kann auf seinem Rücken weiterlesen: Peace ambassador.



Kenia Foto 6

Wer ein gemeinsames Ziel hat, schießt nicht aufeinander. Und so achten Fatuma und ihre Fußball-Trainer darauf, dass in einer Mannschaft alle verfeindeten Stämme vertreten sind, Borana und Gabbra. Dass man mit- und nicht gegeneinander spielt. Und dass man gemeinsam trainiert. „Ich will, dass sie miteinander Fußball spielen und sich nicht gegenseitig abschlachten“, sagt Fatuma.



Kenia Foto 7

Hier im nördlichsten Teil Kenias kämpfen die Stämme der Borana und Gabbra um Wasser, Weidegründe und um Vieh. Die Zahl der Rinder bestimmt hier den Wert eines Mannes. Im restlichen Kenia redet niemand über diesen seit langem schwelenden Konflikt, kaum einer kennt ihn. Weit weg in der Hauptstadt Nairobi gilt die Region als wild und archaisch. Die Stammesfehden zwischen Borana und Gabbra fordern hier jedes Jahr Todesopfer.

Kenia Foto 8

In den Gesichtern der Menschen kann man die Trauer und die Verzweiflung über die andauernde Gewalt ablesen. Besonders das Massaker von Turbi 2005 hat sich in das kollektive Gedächtnis eingegraben. Krieger vom Stamm der Borana hatten 70 Gabbra niedergemetzelt, die meisten davon Frauen und Kinder. Viele können bis heute nicht darüber sprechen.



Kenia Foto 9

Fatuma will das Schweigen brechen. „Wie soll ich zu euch sprechen? Als Borana oder als Gabbra oder als Mensch?“ fragte Fatuma die Frauen der verfeindeten Stämme der Gabbra und Borana. Sie hatte sie alle gemeinsam versammelt. Die Mutter, deren Sohn von Boranas erschlagen wurde, hockte neben der Witwe, deren Mann von Gabbra-Kugeln getötet worden war. Zunächst war die Stimmung sehr angespannt. Doch nachdem die Frauen reihum über ihre persönlichen Verluste berichtet hatten, standen allen Tränen des Mitgefühls in den Augen. Mitgefühl mit den Opfern beider Seiten.



Kenia Foto 10

Ihren Eltern erzählt Fatuma wenig, wenn sie rausfährt aufs Land, dorthin, wo es gefährlich ist. Dort wo sie zwischen Borana und Gabbra vermittelt. Sie will die Eltern nicht beunruhigen. Die sähen ihre Tochter so gerne sicher und wohlbehalten in einer Anwaltskanzlei in Nairobi. Doch die junge Frau ist für viele Menschen die ideale Friedensbotschafterin. Denn Fatuma ist halb Gabbra, halb Borana. Ihre Eltern sind der lebende Beweis, dass das Zusammenleben der Stämme funktionieren kann. „Meine Herkunft ist Chance und Bürde zugleich“, sagt Fatuma. Sie hat die Chance genutzt.





Kenia Foto 11

Regelmäßig kriegt sie Morddrohungen auf ihr Handy, seit sie vor sieben Jahren angefangen hat, sich für Frieden einzusetzen. „Wenn du nicht aufhörst, wirst du sterben“ - sie las diese Worte in allen drastischen Variationen. Sie gewöhnte sich daran, sie zuckt die Schultern. Sie lässt sich nicht abschrecken. Engagiert sich für Menschenrechte. Und für Frauen. Sie ist sicher, dass sie das richtige macht, das hilft gegen die Angst.



Kenia Foto 12

Sie ist die Gründerin und Leiterin einer Nichtregierungsorganisation mit dem Namen „Horn of Africa Development Initiative“. Mit ihrem fünfköpfigen Team organisiert Fatuma Spargemeinschaften für Frauen, kostenlose juristische Beratung und Fußballturniere. „Wir müssen uns selbst helfen, weil wir uns auch am besten kennen“, sagt sie mit ihrem Lächeln, das schon manches klare Wort sanft vermittelt hat.



Kenia Foto 13

Bei einem Ausflug in das Umland von Marsabit erinnert sich Fatuma an den Tag, an dem sie kurz davor war aufzugeben. Es war am 10. April 2006. Sie hatte all die Minister und Abgeordneten aus der Region gebeten, mit dem Flugzeug nach Marsabit zu kommen, um Friedensgespräche zu führen. Doch das Flugzeug mit der Friedensdelegation zerschellte am Hang des Mount Marsabit. 14 Menschen starben. Fatuma fühlte sich schuldig und verantwortlich. Doch sie machte weiter. Seitdem veranstaltet sie zum Gedenken an die Opfer jährlich ein Friedens-Fußballturnier mit Schweigeminute.



Kenia Foto 14

Fatumas Heimatstadt Marsabit mit 30 000-Einwohnern ist nur eine kleine Ansammlung von Hütten und Häusern. Fatuma läuft jeden Morgen die hundert Meter von ihrem Elternhaus zu ihrem Büro. Sie kennt hier jeden. Schließlich ist sie hier zur Schule gegangen, genauso wie ihre fünf Geschwister.

Kenia Foto 15

Sie ist eine begnadete Netzwerkerin, die mit dem amerikanischen Botschafter in Nairobi genauso unerschrocken plaudert wie mit der alten Frau, die auf ihrem gebeugten Rücken Brennholz aus dem Wald geholt hat. Fatuma schickt auf ihrem Weg zum Büro einen Gruß hinüber zum Imam, der schon bei manchem Fußballturnier dabei war. Plaudert mit dem Schreiner, der die Pfosten für das Fußballtor bereitstellte. Lacht mit der Frau vom Buchladen, deren Tochter Linksaußen spielt.



Kenia Foto 16

Die Mädchenmannschaft von Fatuma wärmt sich auf einem Platz außerhalb des Dorfes auf. Das sieht unspektakulär aus, ist aber für sich schon eine kleine Revolution im muslimisch geprägten, konservativen Marsabit. Einmal wurde Fatuma von einer aufgebracht Frau geschlagen, die, vom Imam ihrer Gemeinde aufgehetzt, nicht wollte, dass ihre Tochter Fußball spielte. Manch junger, radikaler Imame Marsabits verflucht beim Freitagsgebet alle Mädchen. Einer predigte gar, dass die Mädchen beim Kicken ihre Jungfräulichkeit verlören.



Kenia Foto 17

Diese offene Feindseligkeit schweißt die Mädchen zusammen. Aber sie ist auch eine ernste Bedrohung. 2008 war ein sehr schmerzvolles Jahr für Fatumas Mädchenmannschaft. Dabei waren sie gut. Sie hatten einen engagierten Trainer, sie hatten die Form, um Pokale zu gewinnen. Doch dann wurden die Kapitänin, die Torfrau, eine Verteidigerin und die zweite Torfrau entführt. Es war das jähe Ende der Mannschafts- und Mädchenträume auf einen Turniersieg - und auf ein bisschen Glück im Leben.



Kenia Foto 18

Trotz Kopftuch und langem Rock dribbelt Anna gekonnt mit dem Ball. Sie war die Kapitänin dieser erfolgversprechenden Mädchenmannschaft. Eine mit Lust am Zweikampf und einem Gefühl für den Ball. Das ist auch bei diesem Ausflug auf das Spielfeld spürbar, das so grün daliegt am Hang des Mount Marsabit, als gäbe es hier keine Dürre. Anna war eine begeisterte Spielerin, bis zu dem Tag an dem sich ihr Leben für immer veränderte.





Kenia Foto 19

Stockend berichtet sie Fatuma von dem Tag als sie geraubt wurde. Fünf fremde Männer zerrten sie kurz vor ihrer Haustür ins Auto. Sie hielten sie über zwei Tage und Nächte fest. Anna weiß bis heute nicht, wo. Danach war sie schwanger und kurz darauf verheiratet mit einem Mann, der mehr als doppelt so alt ist wie sie. Seitdem muss sie diesen Schleier tragen, an Schule oder Fußball ist nicht mehr zu denken. Warum gab ihre Mutter sie diesem Mann zur Frau? „Ich konnte nicht noch einen hungrigen Magen satt kriegen“, sagt Annas Mutter und blickt nach unten. Anna hofft, irgendwann wieder Fußball spielen zu können. Sie hofft auf Fatuma und ihren Ideenreichtum.



Kenia Foto 20

Fatuma läuft mit Anna und deren Freundin über das Gelände, das sie sich als Fußballfeld ausgeguckt hat. Sie will dort mit den Mädchen trainieren, ohne dass sie auf dem Dorfplatz beschimpft werden. Und mit ihrer Beharrlichkeit wird sie es auch schaffen. Sie hat große Pläne. Zur Einweihung soll Auma Obama, die Schwester des amerikanischen Präsidenten, aus Nairobi kommen. Die ist bei der Hilfsorganisation Care verantwortlich für den Sportbereich und kennt Fatuma, die umtriebige Friedensfußballerin aus Marsabit. Sie hat ihr ihre Biografie geschenkt. In der Widmung steht „Danke Fatuma, für die großartige Arbeit, die du machst.“

Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotograf: Frank Schultze) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „*Peace Counts* 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>. Dort kann auch die *Peace Counts* Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Susanne Stiefel steht unter dem Titel „Nach dem Ballverlust“ bei: www.peace-counts.org/kenia_maedchenfussball.
- Ein Interview mit Fatuma über ihr Leben und ihre Arbeit findet sich auf der Homepage der Organisation KICKFAIR (www.kickfair.org) im Präsentationsfilm „Mit dem Ball durchs Leben“ (30 Minuten).

Essay: Sport und Frieden

Von Uli Jäger

Relevanz der Reportage für das Thema „Sport und Frieden“

Fatuma Abdulkadir Adan wird als eine der ungewöhnlichsten Frauen auf dem afrikanischen Kontinent beschrieben. Sie bringt Menschen aus verfeindeten Stämmen im Norden Kenias zusammen. Dafür erhielt sie bereits einige Preise, zuletzt den „Stuttgarter Friedenspreis“. Einer ihrer erfolgreich erprobten Ansätze ist die Organisation und Durchführung gemeinsamer Fußballturniere. Fatuma und ihre Fußball-Trainerinnen und Trainer legen Wert darauf, dass die Teams mit- und nicht gegeneinander spielen. „Schießen um zu punkten, nicht um zu töten“ – so lautet die Fußball-Friedens-Botschaft von Fatuma. Klingt einleuchtend, doch fördert Fußball wirklich Frieden?

Zahlreiche Projekt- und Erfahrungsberichte aus aller Welt legen eine positive Beantwortung der Frage nach dem Friedenspotenzial des Fußballs nahe. Der Sport im Allgemeinen und Fußball im Besonderen gewinnt im Kontext von Friedens- und Entwicklungszusammenarbeit immer mehr an Bedeutung. Internationale Projekte und Ansätze mit Bezeichnungen wie *Football4Peace*, *Fútbol por la Vida*, *Youth Development through Football* oder *Straßenfußball für Toleranz* sind ein sichtbarer Ausdruck dieser Entwicklung.

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Sport, Fußball und Frieden*: Willi Lemke, Sonderberater des UN-Generalsekretärs für Sport im Dienst von Entwicklung und Frieden sagt: „Sport verfügt über ein positives, kraftvolles Potential für die Friedensarbeit, das es zu nutzen gilt. Sport dient als universelle Sprache, die verbindend wirkt und über politische, kulturelle und soziale Grenzen hinaus verstanden werden kann. Sport vermag es darüber hinaus, soziale Brücken zu bauen, wo andere Kommunikationsmittel oftmals versagen oder nicht existent sind. Er verbindet Menschen unterschiedlicher Kulturen oder Religionen und fördert das gegenseitige Verständnis. Dies sind ideale Voraussetzungen, um Beiträge zu Entwicklung und Frieden mit Hilfe des Sports zu leisten.“ (www.philso.uni-augsburg.de/lehrstuehle/politik/politik1/lehre_und_studium/pdf-Sammlung/09_Augsburger_Reden_Lemke_03_screen__2_.pdf). Die Reportage bietet eine journalistische und beispielhafte Einführung in die Frage nach dem friedensfördernden Potenzial von Fußball in Konflikt- und Kriegsregionen. Wo finden sich in der Reportage Ansätze, welche die Thesen von Willi Lemke unterstützen, wo werden die Grenzen erkennbar?
- *Transfer Sportwissenschaften*: In den Sportwissenschaften zeichnet sich ein verstärktes Interesse am Themenkomplex Sport und Frieden ab, mit Fragesetzungen, welche die friedenswissenschaftliche Diskussion bereichern. In 2013 soll ein neues Online-Fachjournal *Journal of Sport for Development* erscheinen, das auch das Thema „Sport and Peace“ aufgreift (jsfd.org). Es eignet sich zur Herstellung von Bezügen zu anderen Fachbereichen.
- *Individuelle Fähigkeiten für Friedensstiftung*: Fatuma's Bekanntheitsgrad als Friedensstifterin ist in den zurückliegenden Jahren schnell gestiegen. Unter anderem hat sie die Organisation *Horn of Africa Development Initiative* mit gegründet (www.hodiafrica.org). Anhand ihrer Biographie und ihrer Ansätze kann herausgearbeitet werden, welche besonderen Kompetenzen und Fähigkeiten sie als Friedensstifterin auszeichnen. Aus dem Blickwinkel von *Peace Counts* liegt eine Zusammenstellung und Systematisierung von einschlägigen Fähigkeiten und Kompetenzen von Friedensstifterinnen und Friedensstiftern vor und kann als Ergänzung dienen (www.peace-counts.org/essay-peace-is-possible).

Im *Magazin zur Entwicklungspolitik der Bundesregierung* wird über das in der kolumbianischen Hauptstadt Bogotá angesiedelte Projekt *Fußball für den Frieden* als „Anti-Gewalt-Maßnahme in der deutschen Entwicklungszusammenarbeit“ berichtet: „Die Jugendlichen lernen dabei, sich an Regeln zu halten, den Gegner zu achten und gemeinsam etwas zu erreichen“ (Bundesregierung 2009). In vielen Konfliktregionen wird die Begeisterung für den Fußball als ein Anreiz für die Auseinandersetzung mit globalen Überlebens-themen wie Hunger, Armut oder Krankheiten wie Aids/HIV eingesetzt. Immer mehr Projekte setzen auf diese Verknüpfung, um wenigstens einen Teil der jungen Generation den Gewaltkreisläufen und der ökonomischen Perspektivlosigkeit zu entziehen. So rettet der Fußball indirekt Menschenleben, weil junge Frauen und Männer über den Fußball Zugang zu sozialen Einrichtungen finden, dort erstmals Informationen über gesundheitliche Schutzmechanismen erhalten oder ein berufsqualifizierendes Begleitprogramm absolvieren können.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Gleichwohl gibt es erstaunlicherweise wenig systematische und vergleichende Untersuchungen und noch fehlt ein theoretischer Rahmen für die Analyse der Zusammenhänge zwischen (Fußball-)Sport und Friedensförderung: „Team-sport’s contribution to peacebuilding seems not to have been covered in academic literature on conflict“ (Lea-Howart 2006, 7). Erst in der jüngsten Vergangenheit ist ein wachsendes wissenschaftliches Interesse an der Auseinandersetzung mit der Fragestellung, unter Einbeziehung von Erkenntnissen aus der Friedensforschung, erkennbar. Im Rahmen des *Conflict Resolution Program* an der Georgetown University, Washington D.C., wurde im Jahr 2010 ein sehr ambitioniertes Forschungsprojekt gestartet mit dem Ziel ein globales Mapping zum Thema „Sport und Frieden“ zu erstellen. Zwischenzeitlich liegt eine erste, unveröffentlichte Publikation vor (Munroe 2012). Darin wird die wichtige Rolle der Bildung bei der Verknüpfung von Sport und Frieden betont. Sichtbar wird die verstärkte Diskussion jedoch vor allem auf der Internetseite *International Platform on Sport and Development*, die von der Swiss Academy for Development (SAD) betreut und (unter anderen) vom Europäischen Fußballverband gefördert wird (www.sportanddev.org). Die Plattform enthält neben Dokumenten und Projektbeispielen auch wissenschaftliche Arbeiten zum Thema (vgl. z.B. Borsani 2008). Im deutschsprachigen Raum hat das ehemalige Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V. (heute: Berghof Foundation) Ergebnisse zum Thema vorgelegt, die in Zusammenarbeit mit Partnern aus der Entwicklungszusammenarbeit (Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit, GIZ), des Globalen Lernens (Aktion „Brot für die Welt“) und der Straßenfußballpädagogik (KICKFAIR) erarbeitet wurden (vgl. Jäger/Heptner 2009; Jäger 2008). Dabei wurde vor dem Hintergrund praktischer Erfahrungen und theoretischer Reflexionen eine Grundthese herausgearbeitet: Fußball ist aufgrund seiner Ambivalenzen zwar nicht per se friedensfördernd, kann aber unter bestimmten Voraussetzungen und Zielsetzungen dazu beitragen, die Friedens- und Konfliktfähigkeit von Menschen zu fördern und gesellschaftliche Friedensprozesse zu unterstützen. Fußball bedarf dabei aus friedenspädagogischer Sicht der kontextbezogenen Inszenierung und begleitender Lernarrangements.

Kultur des Friedens durch Sport

Die Auseinandersetzung mit der Frage „Fördert Fußball Frieden?“ setzt zunächst Transparenz bezüglich des verwendeten Friedensbegriffes voraus. Aus friedenspädagogischer Sicht eignet sich der von Johan Galtung entwickelte Friedensbegriff gut für eine Annäherung an das Thema. Galtung versteht Frieden als Prozess sowohl auf individueller, gesellschaftlicher wie internationaler Ebene mit der Konsequenz, dass selbst kleine Schritte identifiziert werden können und ihre Bedeutung bekommen. Dieser umfassende und nirgendwo auf der Welt abgeschlossene Friedensprozess zielt auf die stetige Abnahme von Gewalt und die gleichzeitige Zunahme von Gerechtigkeit. Wer Frieden fördern will, verfolgt die Perspektive, schrittweise aus den unterschiedlichsten Gewaltkreisläufen auf allen genannten Ebenen auszubrechen um damit Baustein um Baustein eine „Kultur des Friedens“ zu etablieren. Dazu gehört neben der Schaffung angemessener weltpolitischer, ökonomischer oder sozialer Voraussetzungen auch das Streben nach innerem Frieden: Die Aufgabe, so Johan Galtung, bestehe auch darin, „Harmonie zwischen Körper, Psyche

und Geist herzustellen“ (Galtung 1998, 67). Für die konsequente Einbeziehung des subjektiven Faktors in das Megathema Frieden und dessen Verknüpfung mit zwischenmenschlichen, gesellschaftlichen und internationalen Dimensionen wird der Fußball häufig als Beitrag zur beschriebenen Harmonisierung bzw. Persönlichkeitsentwicklung verstanden.

Begegnung mit „dem Anderen“

Auch bei der Suche nach Modellen für die notwendige Auseinandersetzung mit dem Anderen, dem Fremden stößt man auf den Sport. Ein Ansatz besteht in der Förderung von Begegnungen und von multiplen Loyalitäten, um ein gemeinsames Zusammenleben in Vielfalt zu ermöglichen. Der UNESCO-Bericht zur Bildung im 21. Jahrhundert weist in diesem Kontext zunächst auf die Voraussetzungen und dann auf die Chance übergreifender Projekte und die mögliche Rolle des Sports hin: „Um Andere verstehen zu können, muss man erst sich selbst verstehen. Um Kindern und jungen Menschen ein zutreffendes Bild von dieser Welt zu geben, muss Erziehung, ob zu Hause, in der Gemeinschaft oder in der Schule, ihnen zuerst helfen, sich selbst zu entdecken. Erst dann werden sie wirklich fähig, die Welt mit den Augen der Anderen zu sehen und deren Verhalten zu verstehen.“ Und weiter: „Wenn Menschen an lohnenswerten Projekten zusammenarbeiten, die sie ihrer normalen Routine entreißen, werden oft die Unterschiede oder sogar die Konflikte zwischen ihnen schwächer und verschwinden manchmal sogar ganz. Menschen ziehen eine neue Identität aus solchen Projekten, so dass bisweilen die Eigenheiten der Einzelnen zurücktreten und die Gemeinsamkeiten wichtiger als die Unterschiede werden. In vielen Fällen, wie z.B. im Sport, wurden durch gemeinsame Anstrengungen die Spannungen zwischen gesellschaftlichen Klassen oder verschiedenen Nationalitäten gelöst, und es entstand ein Gefühl der Zusammengehörigkeit“ (UNESCO 1997, 80).

Die wissenschaftlich fundierte Erkenntnis, „dass das beste Mittel gegen Feindbilder Kommunikation und Kontakt der vermeintlichen Feinde ist“ (Boehnke/Christie/Anderson 2004, 37) setzt die Schaffung günstiger Rahmenbedingungen für diese Begegnungen und spezifische, den Kontexten angepasste Settings voraus. So bedarf es eines geeigneten Ortes für die Begegnung, gut ausgebildeter, authentischer Leitungs- bzw. Teamerpersönlichkeiten und dialogorientierter Methoden, genauso wie einer prinzipiellen Annäherungsbereitschaft der jeweiligen Gruppen. Über den Erfolg einer Begegnung entscheiden auch konzeptionelle Fragen, zum Beispiel ob und zu welchem Zeitpunkt Gemeinsamkeiten oder eher Trennendes in den Vordergrund gestellt werden sollen. Diese Entscheidung wiederum hängt auch von der Bereitschaft und der Fähigkeit ab, Konflikte konstruktiv auszutragen. In einer Langzeitstudie über interkulturelle Jugendbegegnungen wurde eindrucksvoll festgestellt, dass gerade diskrepante und konfliktive Erfahrungen und deren Reflexion verstärkt Lernprozesse auslösen und zu einer Erhöhung der Offenheit und der Flexibilität des Einzelnen gegenüber dem Anderen führen (vgl. Thomas/Chang/Abt 2007). So gesehen können gezielte Begegnungen als Beiträge zur Förderung der Friedens- und Konfliktfähigkeit gelten. Auch in dieser Dimension stellt sich die Frage nach der Verortung des Fußballs bzw. wie seine Stärken speziell für die Förderung von Begegnung hilfreich sein können.

Wettbewerb und Gemeinschaftssinn

Fußball kann systematischer als im urwüchsigen Sinne dazu beitragen, die für die Etablierung einer Kultur des Friedens unabdingbare Friedens- und Konfliktfähigkeit von Menschen zu fördern. Eine Voraussetzung hierfür ist die Balance zwischen Wettbewerbs- und Gemeinschaftscharakter des Fußballs. Wenn der, viele (junge) Menschen nachvollziehbar motivierende, Wettbewerbscharakter überhand nimmt, in Konkurrenz- und Ellenbogenmentalität umschlägt und letztendlich sogar neue Identitäten zur Abgrenzung schafft und Desintegration fördert, dann bleibt das Grundanliegen der Friedenspädagogik auf der Strecke und die Begegnung mit dem Anderen wird kontraproduktiv. Projekte wie *sports4HOPE* scheinen diesen Spagat erkannt zu haben und in der Arbeit zu berücksichtigen: „Sport is a uniquely effective method of teaching peace education because it is a universal language that transcends gender, economic class, age, and continents. Our approach is not one that focuses on the competition of sport but rather the teamwork, leadership, and inclusive nature of athletic activity. Peace education requires both patience and compassion for

all victims of conflict, and *Sports4HOPE* aims to use these principles to educate, train, and empower youth to become strong leaders who sustain peace for generation to come“ (www.sports4hope.org).

In einer Untersuchung von Robert Henley über die Bedeutung des Sports für die psychosoziale Entwicklung von Kindern in (Post-)Konfliktsituationen wird darauf hingewiesen, dass die Ausbildung der Trainer ein Schlüssel zum Erfolg ist und der größte Gewinn durch Train-the-Trainer-Programme erzielt wird (Henley 2005). Wichtiger als sportliche Fachkenntnisse seien Einfühlungsvermögen, die Vermittlung von Kommunikationsmethoden und der Umgang mit Emotionen sowie ein Sinn für Werte- und Moralvorstellungen der jeweiligen Gesellschaft. Und: Sportprogramme als Intervention nach Katastrophen sollte keinen Wettkampf beinhalten, bei dem verloren oder gewonnen wird. Entscheidend ist der Prozess von Entwicklung nachhaltiger Kooperation und die Partizipation. Sport eignet sich als Begleitmaßnahme, damit Menschen wieder zu sich finden – körperlich und geistig.

In einer empirischen Untersuchung über „Friedensbauende Bildungsmaßnahmen bei bewaffneten Konflikten“ wird Fußball wegen seiner „allgemein verständlichen Sprache“ geschätzt und das beliebte Spiel mit dem Ball sei „in jeglicher Art von Konflikt als ein Ansatz zu ersten gemeinsamen Aktivitäten innerhalb eines neu definierten Rahmens des Aufeinandertreffens der Konfliktparteien zu sehen“ (Lenhart/Mitschke/Braun 2010, 86). Nun weiß man tatsächlich aus Konflikt- und Kriegsregionen wie dem Nahen Osten, dem ehemaligen Jugoslawien oder aus einschlägigen Ländern Afrikas, dass über das gemeinsame Interesse am Fußball erste, signifikante Nachkriegskontakte geknüpft werden können. So zeigt das *Peres Center for Peace* mit seinem Programm für Jugendliche aus Israel und Palästina eindrucksvoll, dass für viele (junge) Menschen Fußballprojekte oftmals die einzige Möglichkeit darstellen, mit Angehörigen der „anderen Seite“ in Kontakt zu kommen (www.peres-center.org). Voraussetzung ist allerdings eine erste Versöhnungsbereitschaft ohne die es auch zu keinem Treffen auf dem Fußballplatz kommen wird. Fußball kann dazu beitragen, Menschen in Nachkriegsphasen miteinander ins Gespräch zu bringen. In einer Bilanz von Fußballprojekten in Bosnien-Herzegowina, Israel/Palästina und der Elfenbeinküste wird festgestellt: „All in all, it is possible to say that the continuous normalization of relations among divided ethnic groups is the area in which football could play a significant role“ (Cwik 2008, 9).

Fußball im Kontext der Friedensförderung

Die meisten vorliegenden Versuche die Zusammenhänge von Fußball und Friedensförderung in Post-Konfliktgesellschaften wissenschaftlich zu fassen und Kategorien zuzuordnen, greifen neben den Ansätzen von Johan Galtung vor allem Arbeiten des Friedensforschers John P. Lederachs auf (vgl. Lea-Howarth 2006). Die spezifische Rolle von Fußball im Kontext von Peacebuilding wird dann anhand der drei „R-Komponenten“ beschrieben: *Reconstruction, Reconciliation, Resolution*, bzw. in (unbefriedigender) deutscher Übersetzung: Rekonstruktion, Versöhnung, Konfliktlösung (vgl. Galtung 1997, 170-212). Galtung und Lederach verfolgen einen ganzheitlichen Ansatz bei der Entwicklung von Ansätzen konstruktiver Konfliktbearbeitung und weisen inszenierten Begegnungen einen großen Stellenwert für die Verfolgung friedenspolitischer Zielsetzungen zu (vgl. Lederach 2002; Galtung et al. 2003). Dabei wird die These vertreten, dass klug durchgeführten Begegnungen eine „Eisbrecher-Funktion“ am Anfang eines langwierigen Versöhnungsprozesses zukommen kann und dass am Ende gar eine „Konflikttransformation durch Begegnung“ steht. Für konstruktive Konfliktbearbeitung in ethnopolitischen Konflikten und für die Einleitung von langfristig wirksamen Versöhnungsprozessen wird die Graswurzelebene immer wichtiger eingeschätzt und Fußball kann auf dieser Ebene Menschen sehr gut erreichen: „Playing culturally relevant team-sports such as football is one way in which adults, and particularly children, can be given an opportunity to form positive relationships based on trust and respect rather than fear and hatred“ (Lea-Howarth 2006, 10). Lederachs Ansatz einer Konflikttransformation ethnischer Konflikte setzt auf die Wiederaufnahme bzw. den Ausbau der Beziehungen zwischen den Angehörigen der Konfliktparteien und zielt auf die Etablierung sozialer Netzwerke zur Überwindung der Gräben. Er selbst weist auf die Vorzüge von Dialog über den Sport hin: „All of these may have greater avenues for learning and understanding than talk can possibly provide“ (Lederach 2003, 59). Selbst Sportprojekte beziehen sich explizit auf Lederach: „We believe that reconciliation is

a key process in peacebuilding efforts in conflict-affected areas around the world. Without reconciliation, communities, ethnicities, and nations involved in conflict may never meet their potential for growth and progress. Our understanding of reconciliation is informed by John Paul Lederach's model of reconciliation, which highlights the relational component of conflicts. Reconciliation, according to this model, requires four key principles: Mercy, Justice, Peace, and Truth" (www.sports4hope.org). Wie kann man einen Katalysator für Versöhnung schaffen? Einer dieser Katalysatoren kann sein, Konfliktparteien die Chance zu gemeinsamen Erfahrungen zu geben. Die Entwicklung einer positiven Beziehung kann mit dem Willen beginnen, Gemeinsamkeiten zu teilen. Die Leidenschaft für den Fußball gehört dazu.

Natürlich gehört zu einem Dialog- und gar zu einem Versöhnungsprozess mehr als ein gemeinsames Spiel. Fußball ersetzt nicht die Teilnahme an inhaltlich orientierten Begegnungsseminaren oder an Konflikttrainings. Aber die gemeinsame Spielerfahrung kann neugierig machen auf die Begegnung mit den Anderen und den Einstieg in den Dialogprozess erleichtern. Solche Verfahren sind anstrengend, und der Fußball kann eine begleitende, körperorientierte Leichtigkeit ins Spiel bringen. Grundlegendes Ziel jeder Versöhnung ist es, eine stabile Beziehung zwischen ehemaligen Feinden aufzubauen, die sich Grausamkeiten zugefügt haben und sich jeweils als Opfer sehen. Als Schlüssel für eine gelingende Versöhnung wird die Bildung sozialer Netzwerke angesehen. Gemeinsamer (Fußball-)Sport kann weder Wahrheit ans Licht bringen noch Gerechtigkeit schaffen. Doch er kann dazu beitragen, solche Netzwerke zu bilden und zu etablieren. Darüber hinaus wird die Chance gesehen, dass Fußball mit zu einer Identitätsbildung beiträgt, die auf Inklusion beruht. Fußball biete zunächst aufgrund seiner Bindungskraft eine eigenständige Identität an, die leicht von allen Beteiligten angenommen werden kann. In einem zweiten Schritt gehe es dann um die Herausbildung neuer, gemeinschaftlicher Identitäten im Mikrokosmos des zwischenmenschlichen Zusammenlebens. Jugendliche sind "the greatest catalyst for change and can be expected to be the most suitable agent to connect to the other identity, first through football, then through other forms of peaceful cooperation" (Cwik 2008, 5).

Es bleibt zu hoffen, dass kommende Untersuchungen tragfähige Befunde für diese Überlegungen liefern. Unter Bezugnahme auf Johan Galtung lassen sich auch die Grenzen bestimmen: „Sport is a tool for tackling cultural violence, but can do nothing significant to alleviate structural violence or direct violence, all three of which should be addressed if a society is to pursue positive peace; sport cannot create a positive peace, but can contribute to it's pursuit“ (Lea-Howart 2006, 10). Es gibt die Erfahrung, dass Fußball – angesiedelt auf der Graswurzelebene – im lokalen Bereich zu Annäherungsprozessen beitragen kann. Wie stabil und wie tragfähig diese Prozesse sind, ist allerdings weitgehend ungeklärt. Und sie ersetzen auch nicht Versöhnungsprozesse auf höherer, diplomatischer Ebene.

Praxis der Inszenierung

Straßenfußball für Toleranz ist als ein langfristig angelegtes Projektvorhaben für Jugendliche ein zwischenzeitlich weltweit erprobter Ansatz für die pädagogische Inszenierung von Fußball. Ein übergreifendes Ziel des Ansatzes besteht darin, über die Einführung eines spezifischen Regelwerkes eingefahrene Verhaltensweisen (zum Beispiel Macho-Verhalten, Gewaltbereitschaft, Disziplinlosigkeit) zu verlassen und den konstruktiven Umgang mit Konfliktsituationen zu erlernen.

Das Regelwerk und die Lernarrangements von *Straßenfußball für Toleranz* beruhen auf einer Reihe ethischer Grundprämissen. Die Vorzüge von fairem, weltoffenem und tolerantem Verhalten werden spielerisch sichtbar und erfahrbar. Durch die Übernahme von Verantwortung für sich und Andere lernen Kinder und Jugendliche, sich im Leben zu orientieren. Denn Fair Play wird bei *Straßenfußball für Toleranz* belohnt und soll Folgen haben für das Verhalten im Alltag. Es gelten folgende Prämissen:

- **Integration:** Menschen werden nicht ausgegrenzt, weil sie „anders“ sind. Unterschiedliche Meinungen, Nationalitäten, Hautfarben oder Kulturangehörigkeit sind Teil der Vielfalt. Beim *Straßenfußball für Toleranz* können alle, die sich an die vereinbarten Regeln halten, mitspielen. Es gibt keine Tabus, alle Probleme werden angesprochen.

- **Gleichberechtigung:** Mädchen werden nicht diskriminiert, weil sie manchmal anders Fußball spielen als Jungen oder einfach nur, weil sie Mädchen sind. Beim *Straßenfußball für Toleranz* wird die Gleichberechtigung zum Thema gemacht und eingeübt. Besondere Regeln unterstützen diesen Anspruch.
- **Gewaltfreiheit:** Gewalt darf weder auf dem Spielfeld noch im Alltag akzeptiert werden. Es gibt andere Möglichkeiten, um mit Stress und Konkurrenz, Konflikten und Problemen umzugehen. Beim *Straßenfußball für Toleranz* wird der Verzicht auf körperliche und psychische Gewalt großgeschrieben und eingeübt. Wer unfair spielt, hat keine Chance.
- **Spaß am Spiel und Lebensfreude:** Im Vordergrund steht der Spaß und die Freude am gemeinsamen Spiel. Siege werden nicht auf Kosten anderer zelebriert, Niederlagen gemeinsam getragen. Beim *Straßenfußball für Toleranz* wird faires Verhalten belohnt und ist wichtiger als der sportliche Sieg. Der Stellenwert von Sieg und Niederlage wird relativiert.

Die vier zentralen Vorgaben für das Regelwerk von *Straßenfußball für Toleranz* lauten:

- Erstens wird nur in geschlechtlich gemischten Teams gespielt. Hinzu kommt die Regel, dass Tore, die von Jungen geschossen werden, erst dann gewertet werden, wenn ein Treffer von einem Mädchen erzielt worden ist.
- Zweitens vereinbaren die gegeneinander spielenden Teams vor dem Beginn des Spieles gemeinsam drei Fair-Play-Regeln (z. B. „Wir verzichten auf Schimpfwörter“ oder „Wir helfen uns gegenseitig wieder auf die Beine“).
- Drittens wird auf einen Schiedsrichter verzichtet. Dafür gibt es speziell ausgebildete Teamer, welche in der Regel nicht in das Spiel eingreifen, sondern vor allem die Einhaltung der Fair-Play-Regeln beobachten und den Teams helfen, das eigene Fair-Play-Verhalten und das des Gegners nach Ende des Spiels zu bewerten.
- Denn viertens zählen neben den geschossenen Toren auch Fair-Play-Punkte, deren Aufteilung die Teams nach dem Spiel diskutieren und vereinbaren (vgl. KICKFAIR 2009).

Ziel jeglicher pädagogischen Inszenierung von Fußball ist es, die Voraussetzungen für einen ganzheitlichen, auf Langfristigkeit angelegten Lernprozess zu etablieren, in den möglichst viele Akteure partizipativ eingebunden werden müssen. Ziel ist die Übernahme von Verantwortung, gerade auch wenn *Straßenfußball für Toleranz* in Postkonfliktgesellschaften zum Einsatz kommt: „Ein Zusammenleben, geprägt von Respekt für festgesetzte Regeln, die eigene Selbstdisziplin, Aufrichtigkeit und die Akzeptanz der kulturellen Unterschiede im Spiegel der unterschiedlichen Leistungsfähigkeit sollen auf anregende, interessante Weise als positive Merkmale der Entstehung einer eventuell sogar ganz und gar neu strukturierten, verfassten und den neuen Gegebenheiten angepassten Gemeinschaft fördern“ (Lenhart/Mitschke/Braun 2010, 87).

Eine herausragende Rolle spielt die soziale Kompetenz der Verantwortlichen, deren soziales Vorbildverhalten wichtiger ist als die sportliche Fitness. Deshalb muss ein besonderes Augenmerk auf die Ausbildung gelegt werden. Bezogen auf die Rolle des Sport in der Aidsprävention heißt es zum Beispiel in einer aktuellen Untersuchung: „... that the power of sport does not lie in sport per se but in the people involved in sport, especially the leaders“ (Mwaanga 2010, 65). Grundlegend ist bei Ausbildung und Umsetzung die Orientierung an Werten wie Fairness und Gewaltfreiheit. Vor diesem Hintergrund macht es Sinn, dass man bei den Verantwortlichen von *Straßenfußball für Toleranz* besonderen Wert darauf legt, gemeinsam mit „Jugendlichen als Projektumsetzern“ an den Standards für die Teamerausbildung zu feilen (vgl. KICKFAIR 2009, 70ff.).

Chancen und Grenzen des Sports für die Friedensförderung

Fußball kann über seine natürlichen Stärken hinaus gezielt Frieden im Sinne der Entwicklung von Friedens- und Konfliktfähigkeit fördern, wenn das Spiel mit dem Ball der Schaffung von diesbezüglichen Lern- und Erfahrungsräumen zu Gute kommt. Gerade für Kinder und Jugendliche in Konflikt- und Kriegsregionen ist es von herausragender Bedeutung, faires Zusammenspiel und -leben erfahren zu können, und sei es zunächst nur auf dem Fußballplatz. Zur Selbstfindung kommt die Chance, den Anderen nicht als

Gegner, sondern als Partner wahrnehmen zu können. Der „Fair-Play-Plus-Faktor“, der Fairnesstransfer ethisch vom Spiel ins Leben, ist jedoch keineswegs ein Automatismus und die Chancen sinken, je weniger faires Verhalten im Alltag zählt. Er ist abhängig von den äußeren, den gesellschaftlichen, sozialen und politischen Rahmenbedingungen. Fairness und Gewaltfreiheit erfordern in einer Welt der Konkurrenz und der Überlebenskämpfe mehr Mut und Zivilcourage, als vielfach angenommen wird. Dieser Sachverhalt schränkt die Entfaltung der positiven Potenziale des Fußballs gerade im Kontext von Entwicklungszusammenarbeit besonders drastisch ein. Auch dürfen die prinzipiellen destruktiven Potenziale des (Fußball-) Sports nicht außer acht gelassen werden, denn sie wiegen schwer: Ausgrenzung, Gewaltbereitschaft, übersteigerter Nationalismus. Die zwingende politische Notwendigkeit der Etablierung einer Kultur des Friedens auf allen Ebenen zur Erfolgsabsicherung (friedens-)pädagogischer Projekte wird hier greifbar.

Vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, wo die Grenzen und Chancen eines Ansatzes liegen können, wie er von Fatuma Abdulkadir Adan (wohl überwiegend intuitiv) verfolgt wird. Dazu müsste man allerdings weitaus mehr über die Fußballdimension des faszinierenden Versöhnungsprojektes im Norden Kenias wissen.

Literatur

- Boehnke, K., Christie D.J. und Anderson, A. 2004. Psychologische Beiträge zu einer Kultur des Friedens. In: Sommer, Gerd, und Albert Fuchs (Hrsg.). Krieg und Frieden. Handbuch der Konflikt- und Friedenspsychologie. Weinheim/Basel/Berlin: Beltz, S. 31-44.
- Borsani, Serena 2008. The contribution of sport within the process of peace and reconciliation. From trauma healing toward social integration. Master in Human Rights and Conflict Management. Dissertation. Bundesregierung 2009. Magazin zur Entwicklungspolitik der Bundesregierung 2009. Ausgabe 80, 10/2009.
- Cwik, Leszek A. 2008. Football as a Tool for Peacebuilding, in: Peace Prints: South Asian Journal of Peacebuilding, 1:1, 1-9.
- Deutsch, Morton and Peter T. Coleman (eds.) 2000. The Handbook of Conflict Resolution: Theory and Practice. San Francisco: Jossey-Bass Publishers.
- Galtung, Johan 1998. Frieden mit friedlichen Mitteln Friede und Konflikt, Entwicklung und Kultur. Opladen: Leske+Budrich.
- Galtung, Johan 1997. Der Preis der Modernisierung. Struktur und Kultur im Weltsystem. Wien: Promedia Druck, S. 170-212.
- Henley, Robert 2005. Helping Children Overcome Disaster Trauma Through Post-Emergency Psychosocial Sports Programs. A Working Paper. Biel/Bienne.
- Jäger, Uli und Nadine Heptner (Red.) 2009. Fußball für Frieden und Entwicklung. Essentials für die Entwicklungszusammenarbeit. Herausgegeben von Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit und Institut für Friedenspädagogik. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik.
- Jäger, Uli 2008. Fußball für Entwicklung. Wie durch Sport Globales Lernen, Fair Play und friedliches Zusammenleben gefördert werden kann. Tübingen: KICKFAIR/Institut für Friedenspädagogik.
- Jäger, Uli 2007. Schulen entdecken die Welt. Erfahrungen des Projektes „WM Schulen – Fair Play for Fair Life“. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik.
- KICKFAIR 2009. Fußball, Lernen und Bildung. Ostfildern/Asuncion: Kickfair.
- KICKFAIR 2007. Fussball – Lernen – Global. Themenheft „Straßenfußball für Toleranz“. Ostfildern: Kickfair.
- Lea-Howarth, J. 2006. Sport and Conflict: Is Football an Appropriate Tool to Utilise in Conflict Resolution, Reconciliation or Reconstruction? Dissertation, University of Sussex.
- Lederach, John-Paul 2006. Building Peace. Sustainable Reconciliation in divided societies. 6. Auflage. Washington: United States Institute of Peace Press.
- Lederach, John-Paul 2003. The Little Book of Conflict Transformation. Intercourse: Good Books.

- Lenhart, Volker, Reinhard Mitschke und Simone Braun 2010. Friedensbauende Bildungsmaßnahmen bei bewaffneten Konflikten. Frankfurt/Main: Peter Lang.
- Mwaanga, Oscar 2010. Sport for addressing HIV/Aids: Explaining our convictions. LSA Newsletter No. 85 March, 61-67.
- Munroe, Amanda S. 2012. Peace Education through sport: Critical pedagogy for conflict literacy. Washington D.C.
- Pilz, Gunther. A. und Henning Böhmer (Hrsg.) 2002. Wahrnehmen – Bewegen – Verändern. Beiträge zur Theorie und Praxis sport-, körper- und bewegungsbezogener sozialer Arbeit. Hannover.
- Thomas, Alexander, Celine Chang und Heike Abt 2007. Erlebnisse, die verändern. Langzeitwirkungen der Teilnahme an internationalen Jugendbegegnungen. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Wintersteiner, Werner 2000. Pädagogik des Anderen. Bausteine für eine Friedenspädagogik in der Postmoderne. Münster: Agenda.



Vor dem Spiel: Der Trainer erklärt den Jungs Fatumas Idee: "Achtet darauf, dass in jeder Mannschaft Mitglieder aller Stämme vertreten sind. Denkt an unser Motto: Wir schießen um zu punkten, nicht um zu töten. Auf geht's!"

AUF TORE STATT AUF MENSCHEN ZIELEN

DER KONFLIKT: STAMMESKONFLIKT UM WASSER UND LAND ZWISCHEN BORANA UND GABBRA

DIE FRIEDENSMACHERIN: ANWÄLTIN FATUMA ABDULKADIR ADAN

IHRE LÖSUNG: FUSSBALLTURNIERE UND FRAUENRÄTE

KENIA

Die Kenianerin Fatuma Abdulkadir Adan organisiert Fußballturniere, bei denen Borana und Gabbra in gemischten Teams zusammenspielen. Keine Selbstverständlichkeit im Norden Kenias, wo die beiden Stämme gewaltsam um den Zugang zu Wasserstellen und Weideland kämpfen. Die junge Anwältin Fatuma will nicht, dass noch länger über die Gewalt geschwiegen wird. Frauen haben in der streng muslimisch geprägten Region nicht viel zu sagen. An

offiziellen Friedensverhandlungen dürfen sie nicht teilnehmen. Fatuma hingegen lässt sich selbst durch Morddrohungen nicht von ihrer Arbeit abschrecken. Sie wird in der Region die „Stimme der Hoffnung“ genannt. Fatuma beruft Frauenräte ein, die dafür sorgen sollen, dass die verfeindeten Stämme durch den Dialog die Opfer beider Seiten anerkennen.

/ Fotograf: Frank Schultze / Zeitspiegel



Kampf ums Überleben: Vieh und Wasserstellen werden scharf bewacht. Die Stämme der Borana und Gabbra konkurrieren um die knappen Ressourcen. Immer wieder kommt es in der Nähe der Wasserstellen zu Schießereien.



Anwältin für den Frieden: Fatuma entschied sich gegen die Karriere in Nairobi und für den Einsatz als Friedensstifterin in ihrer Heimatstadt Marsabit. Die junge Anwältin zeigt, dass man mit Hartnäckigkeit, Kreativität und Optimismus viel erreichen kann.



Die Stimme der Frauen: Menschen befürworten die Anwendung von Gewalt, wenn ihnen niemand zuhört, meint Fatuma. Sie versammelt die Frauen verfeindeter Stämme und schafft damit einen Raum für die gegenseitige Aussprache.



Gewaltfreie Aktionen

Reportage: Thailand – Gotham auf dem Friedenspfad

Thailand Foto 1

Ein Friedensmarsch über 1000 Kilometer quer durch Thailand von Bangkok bis in die südlichste Provinz Pattani, das war die Idee von Gotham Arya, Leiter des Research Center for Peacebuilding in Bangkok. Er wollte die Aufmerksamkeit auf diesen vergessenen Konflikt im Süden des Landes richten. Dorthin, wo Kämpfe zwischen Regierungstruppen und muslimischen Rebellen jedes Jahr mehrere Hundert Tote fordern.



Thailand Foto 2

Auf dem Steinboden der Moschee von Songhkla lagern die Pilger. Sie sind erschöpft von dem Marsch, den sie am Tag zurückgelegt haben, an die dreißig Kilometer bei Temperaturen um die fünfunddreißig Grad im Schatten. Doch Schatten gab's kaum auf der tausend Kilometer langen Strecke zwischen Bangkok und Pattani in der Südprovinz Thailands. Abkühlung brachte lediglich der Monsun, der sie ein paarmal bis auf die Haut durchnässte.



Thailand Foto 3

Gotham Arya ist sechsendsechzig, allerdings noch ohne ein graues Haar auf dem Schädel. Er ist der Einzige, der jede Etappe von Bangkok bis in die Südprovinz mitgelaufen ist. Vier Kilo hat der ohnehin hagere Mann dabei abgenommen, aber sein Tatendrang ist ungebrochen. Schließlich war es seine Idee, diesen Friedensmarsch zu unternehmen. Seit er und die Gruppe den südlichen, muslimisch geprägten Teil des Landes erreicht haben, befolgt er das Fastengebot des Ramadan, obwohl er kein Muslim ist. Er tut es aus Respekt.





Thailand Foto 4

Gothom hat schon früh gelernt über den Tellerrand seiner Heimat zu blicken. Als 17-Jähriger zog er mit einem Stipendium nach Frankreich um dort Elektrotechnik zu werden. Politik interessierte ihn damals nur am Rande. Doch die Studentenproteste im Mai 1968 in Paris haben ihn geprägt. Als politisch engagierter Mensch kehrte er später nach Thailand zurück. Er wollte sich in seinem Land nützlich machen. Er wurde zunächst Dozent für Elektronik an der Uni in Bangkok, gründete die erste thailändische Menschenrechtsorganisation. Arbeitete dann als Wahlbeobachter und später als festes Mitglied der Wahlkommission.



Thailand Foto 5

„Es geht mir um Toleranz in Glaubensfragen und Respekt vor anderen Lebensformen.“ So erklärt Gothom die Idee des Friedensmarsches den Menschen, denen er auf seinem Weg begegnet. Drei Millionen Muslime leben in Thailand, drei Viertel von ihnen im Süden. Sie berichten Gothom, dass die Armut der Bauern in der Region wuchs, weil die Kautschukpreise sanken. Auch mit dem Tourismus war weniger zu verdienen. Sie fühlen sich von der Regierung in Bangkok im Stich gelassen. Mit dem islamischen Nachbarland Malaysia sind sie enger verbunden, als mit der buddhistischen Mehrheit, die Thailand dominiert.



Thailand Foto 6

Die Teilnehmer des Friedensmarsches müssen unterwegs zahlreiche Straßensperren passieren. Über die südliche Provinz Pattani, das Ziel der Wanderer, hat die Regierung im Jahr 2004 das Kriegsrecht verhängt. Sechzigtausend Soldaten wurden aus Bangkok hergeschickt, um die Südregion in Schach zu halten. Immer wieder explodieren Bomben in buddhistischen Klöstern oder staatlichen Schulen. Sie sind Ausdruck des Widerstands muslimischer Rebellengruppen gegen die Präsenz der Staatsgewalt. Über viertausend Tote und zehntausende Verletzte seit 2004 sind das Ergebnis.

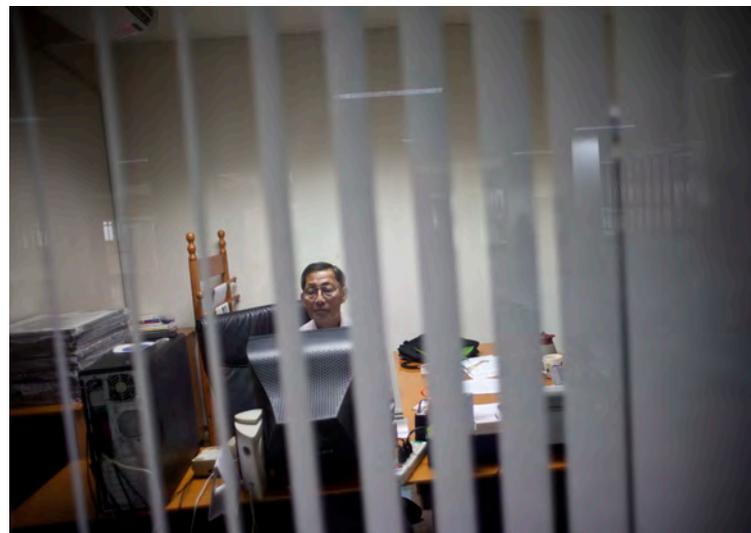
Thailand Foto 7

Gothom ließen diese Zahlen nicht in Ruhe. Jeden Tag drei Tote und keiner nimmt es wahr! Kaum einer in Thailand und schon gar nicht in der Welt erfährt davon. Weil bisher kein Ausländer unter den Toten war. Diese erschreckende Bilanz hat ihn auf den strapaziösen Weg in den Süden gebracht.



Thailand Foto 8

Das Umfeld, auf dem Gothom als Friedensstifter agiert, ist normalerweise nicht die Straße, sondern ein kühl klimatisiertes Büro in der Universität von Bangkok. Er leitet dort seit sieben Jahren das Research Center on Peacebuilding. Von hier aus organisiert er seine Gespräche mit Ministern, Polizeichefs, Generälen, einflussreichen Buddhisten und Muslimen. Bezahlt wird er dafür vom Staat, inklusive der Gehälter von neunzehn Mitarbeitern. Sein Auftrag lautete, ein Konzept zur Befriedung des Muslimkonflikts im Süden des Landes zu entwickeln. Doch auch in der Hauptstadt Bangkok gibt es für ihn viel zu tun.



Thailand Foto 9

Im März 2010 bewegte der Aufstand der Rothemden die Weltöffentlichkeit. Sie kamen aus den ärmeren Provinzen im Norden und besetzten mehrere Wochen lang das teuerste Bangkokker Geschäftsviertel. Sie sind Anhänger von Thaksin Shinawatra, dem ehemaligen Staatschef. Er hatte Entwicklungsprojekte auf dem Land vorangetrieben und eine Krankenversicherung eingeführt. 2006 wurde er durch das Militär gestürzt, weil sich die Monarchie durch ihn bedroht fühlte. Die königstreue Armee war es auch, die 2010 den Aufstand der Rothemden mit Waffengewalt beendete. Neunzig Menschen wurden dabei getötet. Gothom Ayra ist es zu verdanken, dass nicht noch mehr Opfer zu beklagen waren.





Thailand Foto 10

Gothom hatte erreicht, dass ein Tempel in der Nähe zur waffenfreien Zone erklärt wurde. Die Menschen brauchten einen Zufluchtsort, bevor geschossen wurde. Gothom wurde später von den königstreuen Gelbhemden beschuldigt, für die Rothemden Partei ergriffen zu haben. Die Gelbhemden sind Anhänger der Monarchie in Thailand, Unternehmer, wohlhabende Familienclans, Akademiker. Die Bewegung der Rothemden, die mehr Demokratie fordert, wird vor allem von den ärmeren Bevölkerungsschichten, von Bauernführern und Gewerkschaftern unterstützt.



Thailand Foto 11

Jitra ist eine Gewerkschafterin, die auf der Seite der Rothemden steht. Sie war eine von viertausend Näherinnen der Firma Triumph in Bangkok. Acht Stunden Akkord pro Tag, für umgerechnet zweihundertdreißig Euro im Monat. Keine Urlaubstage. Wer einen Fehler macht, wird rausgeschmissen. Wer krank wird, ebenfalls. Als Jitra herausfand, dass die Manager Geld unterschlugen, gründete sie eine Gewerkschaft. Fast alle Arbeiter des Betriebs schlossen sich an.



Thailand Foto 12

Ihr Engagement hatte Folgen. Sie berichtet, dass zweitausend Näherinnen auf die Straße gesetzt wurden, worauf alle Gewerkschaftsmitglieder streikten, eineinhalb Monate lang – bis sie wieder eingestellt wurden. Alle, außer Jitra, der Anführerin. Sie hat ihr eigenes Geschäft aufgemacht, näht Slips und Badeanzüge, die sie auf der Straße verkauft.



Thailand Foto 13

„Ich traue niemandem mehr, nicht den Politikern, nicht dem König. Was wir endlich brauchen, ist Demokratie!“ ruft Jitra in der Gesprächsrunde, die Gothom an seiner Uni organisiert hat. Mit am Tisch sitzen Studentenprecherinnen, Geschäftsleute, buddhistische Mönche. „Dass du deine Arbeit verloren hast, ist schlimm, aber was kann der König dafür?“ wendet ein Geschäftsmann ein. Gothom lässt sie miteinander reden. Mehr nicht. Er versucht

gar nicht erst zu vermitteln oder zu schlichten. Es genügt ihm, wenn sie die Bedürfnisse und Werte der anderen Seite sehen. Damit ist schon mal ein Anfang gemacht. Danach sollen sie in ihrem jeweiligen Umfeld als Multiplikatoren wirken.

Thailand Foto 14

Gothom meldet sich nur zu Wort, wenn die Emotionen überkochen. „Wenn wir zornig sind, sehen wir die Feinde noch feindlicher, als sie sind,“ sagt Gothom den Versammelten. „Suchen wir lieber nach Gemeinsamkeiten. Wir wollen alle keinen Putsch mehr. Wir haben Angst vor dem Militär und vor der Macht der Monarchie. Diese Instanzen sind aber da und müssen ihre neue Rolle finden.“ Diese Gesprächsrunde endet ohne eine Einigung. Aber alle sind doch ein wenig erleichtert, weil jeder seine Meinung und Sorgen erklären konnte.



Thailand Foto 15

Der König, einst die allgemein anerkannte Instanz des Landes, ist krank und senil. Gothom hat Angst vor dem Tag, an dem der König stirbt, denn der hat die Kontrolle verloren, über seine Frau, seinen Sohn, sein Land. Kritik am Königshaus gilt als Verbrechen, für das fünfzehn Jahre Haft droht. Auch den Gegnern der Monarchie ist klar: Wenn der König nicht mehr ist, droht Schlimmeres, nämlich ein Bürgerkrieg, in dem jeder über jeden herfallen würde. Unter solchen Vorzeichen schleichen sich auch bei Gothom Zweifel ein, ob seine moderaten Gespräche auf Dauer genügen.



Thailand Foto 16

Der Entschluss, eine tatkräftige Initiative zu entwickeln, festigte sich ausgerechnet in einem buddhistischen Kloster, in dem Gothom einmal im Jahr zu sich selber zu kommen sucht. Die Aufgabe, die ihm gestellt wurde lautete, sieben Stunden lang mit langen Schritten zwölf Schritte vor und zurück zu gehen – und dabei jeden Gedanken auszuschalten. Er versuchte es, aber nach einer Weile gewann der Ingenieur in ihm die Oberhand: Er rechnete aus, wie lange es dauern würde, von Bangkok nach Pattani zu gehen und kam auf fünfzig Tage. Die Idee für den Friedensmarsch war geboren.





Thailand Foto 17

Im August 2010 machte er sich mit einem kleinen Team auf den Weg. Ein ehemaliger Professor, ein paar Studenten und einige Mitarbeiterinnen seines Instituts. „Ich dachte, mein Team würde mich für verrückt erklären, als ich ihnen diese Aktion vorschlug,“ sagt Gothom. „Aber sie waren begeistert.“ Je weiter sie wanderten, desto mehr erweiterte sich die Gruppe. Manche Mitläufer gingen nur einen Tag oder etwas länger mit. Besonders gerührt waren sie, als sich neun Waisenkinder dem Zug anschlossen, behütet von einer Kindergärtnerin, die trotz ihrer Krebskrankheit ein gutes Stück mithielt.



Thailand Foto 18

Auf der letzten Etappe stießen fünfhundert Studenten der Universität von Pattani dazu, die meisten waren Frauen. Hunderte Nonnen, Mönche, Muslime, Schüler, Bauern schlossen sich an. Ein Triumphzug, über den Zeitungen und Fernsehen überall im Land berichteten. Er hat es geschafft, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diesen vergessenen Teil des Landes zu lenken.



Thailand Foto 19

Ganze Schulklassen säumten die Straße in Pattani. Die Wanderer verteilten Blumen, die Menschen am Straßenrand schenkten ihnen Früchte und Getränke. Mit der Ankunft der Bewegung in Pattani hatte auch ihre Friedensbotschaft nach 53 Tagen ihr Ziel erreicht.

Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotograf: Lukas Coch) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „*Peace Counts* 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz. 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: www.berghof-foundation.org/shop/. Dort kann auch die *Peace Counts* Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Uschi Entenmann steht unter dem Titel „Mission hinter den Kulissen“ bei: www.peace-counts.org/thailand-friedensmarsch.

Essay: Gewaltfreie Aktionen

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Gewaltfreie Aktionen“

Mit einem 1.000 Kilometer langen Friedensmarsch machte Gothom Arya vom *Research Center for Peacebuilding* in Bangkok auf den vergessenen Konflikt zwischen Regierung und muslimischen Rebellen im Süden Thailands aufmerksam. Seine öffentliche Aktion mobilisierte viele Anhängerinnen und Anhänger und schaffte es in die großen Medien des Landes. Geprägt hatten Gothom die Erfahrungen der Studentenproteste in den 1968er Jahren in Paris, die in Generalstreiks mündeten und den mächtigen Staatspräsidenten Charles de Gaulle schließlich zum Rücktritt zwangen. Seitdem setzt er verschiedene Mittel ein, mit denen er einem Zerfall der Gesellschaft in seinem Land und einer gewaltsamen Eskalation von Konflikten, wie z.B. bei der Auseinandersetzung zwischen Rot- und Gelbhemden in Bangkok 2010, entgegen wirken will.

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Merkmale Gewaltfreier Aktionen:* Über eine Internetrecherche beim *International Center of Non-Violent Conflict* (nonviolent-conflict.org/) lassen sich Kenntnisse über Merkmale Gewaltfreier Aktionen vertiefen. Zu zehn Leitfragen werden knappe Antworten und vertiefende Hinweise gegeben: (1) What is nonviolent conflict? (2) How does nonviolent conflict work? (3) How is nonviolent conflict different from “nonviolence” or passive resistance? (4) Can nonviolent conflict work against brutal opponents and in highly oppressed societies? (5) Where are the significant nonviolent conflicts happening in the world today? (6) How often has nonviolent conflict happened in history? (7) Have governments taken into account the potential of nonviolent conflicts in their policies? (8) What can governments and non-governmental organizations do to support nonviolent movements? (9) Why has the successful use of nonviolent strategies to take power not been more widely appreciated? (10) Do nonviolent movements require charismatic leaders like Gandhi or Martin Luther King, Jr.? Fragen und Antworten können als Analyseraster für die Auseinandersetzung mit dem Friedensmarsch angewandt werden. Außerdem bietet die Homepage regionalspezifische Recherchemöglichkeiten sowie einen Newsletter.
- *Anknüpfungspunkte zu Fallbeispielen und Erfahrungen in Deutschland:* In Deutschland gibt es einen reichhaltigen Erfahrungsschatz zur Durchführung und Auswertung gewaltfreier Aktionen. Fallbeispiele finden sich in der Publikation „Gewaltfreie Aktion“ (Steinweg/Laubenthal 2011). Ein Vergleich zwischen Fallstudien aus Deutschland einerseits und aus Konflikt- und Kriegsregionen bzw. in autoritären oder diktatorischen Regimen andererseits bietet sich an. Zwei Fragenkomplexe stehen im Vordergrund: (1) Worin liegen strukturelle Unterschiede? Sind gewaltfreie Aktionen eher als partizipatorischer Ansatz für Demokratien geeignet und weniger als Protestform in offen repressiven Regimen? (2) Welche Konsequenzen lassen sich aus den Erfahrungen in Deutschland für gewaltfreie Aktionen in Konflikt- und Kriegsregionen ziehen?
- *Gewaltfreier Widerstand heute:* Gegenwärtige gesellschaftliche Umbrüche regen die Studierenden zu eigenen Forschungsarbeiten über den Stellenwert gewaltfreier Aktionen im Kontext des „Arabischen Frühlings“ an. Als Leitfragen können gelten: Wie wird gewaltfreie Aktion im arabischen Raum begründet? Was sind die Ziele und Methoden gewaltfreier arabischer Aktivisten? Unter welchen Bedingungen waren ihre gewaltfreien Aktionen erfolgreich oder nicht erfolgreich? Was bedeutet Erfolg in diesem Kontext?

Friedensmärsche und Demonstrationen gehören zu den klassischen Methoden der gewaltfreien Aktion. Die Foto-Reportage „Gothom auf dem Friedenspfad“ bietet einen Einblick in die Philosophie und Merkmale eines Friedensmarsches, beschreibt den (Konflikt-)Kontext in Thailand sowie die Motive des Organizers Gothom Arya und seinen vielfältigen Ansatz als Friedensstifter. Es klingen die Stärken und Grenzen der gewaltfreien Aktion an, gleichwohl bleiben die grundlegenden Voraussetzungen für Erfolg und Gelingen sowie die kurz-, mittel- und langfristigen Folgen im Dunkeln. Was hat der Marsch mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern hinsichtlich ihres zukünftigen Engagements für den Frieden „gemacht“? Welchen Eindruck hinterließ die Aktion in der Öffentlichkeit und wie reagierte die Politik darauf? Auf diese Fragen gibt die Foto-Reportage als journalistische Momentaufnahme keine Antwort, sie inspiriert jedoch zum Nachdenken und zur Suche nach mehr Informationen zum Thema Gewaltfreiheit.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Gewaltfreie Aktionen beinhalten viel mehr als den Verzicht auf die Anwendung physischer Gewalt gegen Menschen oder Dinge zur Erreichung eigener Ziele. Gewaltfreiheit ist kein passives Zuschauen, wenn Gewalt geschieht, sondern im Gegenteil: das aktive Eintreten gegen jegliche Formen von Gewalt (Dudouet 2011, 240). Diese umfassen auch strukturelle Gewalt wie unterdrückerische und ungerechte politische Systeme, Armut und Ungleichheit ebenso wie kulturelle Gewalt, also die ideologische oder kulturelle Rechtfertigung von direkter oder struktureller Gewalt (vgl. Galtung 1969). Statt gewaltfreier Aktion werden häufig auch Begriffe wie gewaltfreier Widerstand oder ziviler Ungehorsam verwendet. Wichtig zu betonen ist jedoch die Unterscheidung des Begriffs Gewaltfreiheit von dem der Gewaltlosigkeit, da dieser eher einen Verzicht oder eine passive Haltung suggeriert. Definitionen von gewaltfreier Aktion fallen unterschiedlich aus, je nachdem wie gewaltfreie Aktion begründet wird.

Prinzipielle vs. pragmatische Begründungen für Gewaltfreiheit

Es lässt sich daher grob zwischen prinzipiellen und pragmatischen Begründungen von Gewaltfreiheit unterscheiden (Weber 2003). Für Vertreter wie Tolstoi, Gandhi oder Martin Luther King war Gewaltfreiheit eine Philosophie oder ein Handlungsprinzip. Sie lehnten gewalttätige Strategien aus religiösen oder ethischen Gründen ab, weil Gewalt unnötiges Leiden verursacht, Opfer und Täter entmenschlicht und brutalisiert und nur kurzfristige „Lösungen“ bringt (Dudouet 2011, 242). Gewaltfreiheit gilt bei ihnen zudem als Weg zur spirituellen Stärkung des gewaltfrei Handelnden.

Viele der aktuelleren gewaltfreien Kampagnen werden jedoch von pragmatischeren Motiven geleitet. Oftmals beziehen sie sich auf die Literatur von Gene Sharp (1973; 2010). Er begründet gewaltfreie Aktionen damit, dass sie bei der Zielerreichung häufig erfolgreicher sind, als gewaltsame Aufstände. Gewaltfreie Methoden werden gewählt, weil sie effizienter einen Wandel bewirken können. Sie sind die Fortführung des Kampfes mit friedlichen Mitteln. Es geht Sharp darum, wie Bewegungen mit möglichst geringen Verlusten repressive Regime stürzen und ein demokratisches System aufbauen können (Sharp 2010, 7). Pragmatiker setzen für gewaltfreies Handeln keinen Glauben an eine gewaltfreie Ethik voraus. Eine rein strategische oder aus Mangel an verfügbaren Waffen angewendete Gewaltfreiheit greift nach Ansicht anderer Autoren allerdings zu kurz (Gugel 2003, 12). Ohne die entsprechende Überzeugung werden gewaltfreie Methoden leicht zu einem Druckmittel umfunktioniert, das eine neue, subtilere Form der Gewalt darstellt (Goss-Mayr 1976, 69; Richards 1991, 59f.). Grundhaltung, Methoden und angestrebte Ziele sind in dieser Perspektive untrennbar miteinander verbunden. Während der Sieg über den Gegner für Pragmatiker durchaus ein legitimes Ziel ist, geht es in der prinzipiellen Sichtweise darum, sowohl die eigene gewaltfrei handelnde Gruppe, als auch den Gegner zu befreien und im Sinne größerer Gerechtigkeit zu verändern (Goss-Mayr 2011, 39). Jedoch können durch diese hohen ethischen Ansprüche Hürden für die Mobilisierung breiter Bevölkerungsgruppen entstehen, auf die gewaltfreie Bewegungen angewiesen sind (Tempel 2011, 228f.).

Methoden der gewaltfreien Aktion

Wenn gewaltfreie Aktion mehr ist als der Verzicht auf Gewalt (Johansen 2007), so stellt sich die Frage, welche gewaltfreien Handlungsoptionen und Methoden es überhaupt gibt. Sharp zufolge ist es ein häufiger Fehler von Vertretern/Akteuren gewaltfreier Kampagnen, dass sie nur die gängigen Methoden der Demonstration und des Streiks anwenden und nicht die volle Bandbreite der zur Verfügung stehenden Strategien ausschöpfen (Sharp 2010, 31). Er hat daher fast 200 Aktionsformen gesammelt und sie anhand ihrer jeweiligen strategischen Funktion in drei Kategorien gruppiert. Erstens gibt es Methoden, mit denen man gewaltfrei Protest ausdrücken kann und andere von der eigenen Position zu überzeugen sucht. Mittel sind symbolische Gesten, Aktionen und friedlicher Protest gegen eine bestimmte Politik oder Gesetze, etwa in Form von öffentlichen Demonstrationen, Reden, Petitionen, Bannern, usw. Zweitens gibt es Methoden der sozialen, ökonomischen und politischen Nicht-Kooperation, die dazu dienen, einem Regime oder System die Unterstützung zu entziehen. Dazu gehören zum Beispiel Streiks, Konsumentenboykotte oder ziviler Ungehorsam gegenüber Gesetzen, die als illegitim empfunden werden. Drittens gibt es gewaltfreie Interventionen, die ein Regime an der Ausübung seiner Staatsmacht hindern sollen oder ihm sogar ein alternatives Programm entgegensetzen. Dazu gehören gewaltfreie Besetzungen von öffentlichen Plätzen und Gebäuden, Hungerstreiks und der Aufbau alternativer Institutionen (z.B. Bildungsstätten, Märkte oder Parallelregierungen) (Sharp 2010, 79ff).

Gewaltfreiheit lernen und trainieren

In diesem Zusammenhang wird deutlich, dass Gewaltfreiheit gelernt und geübt werden muss. Was für Sportlerinnen und Sportler selbstverständlich ist, gilt auch für gewaltfreie Aktivistinnen und Aktivisten: Sie müssen ihre Fähigkeiten trainieren, aus Erfahrungen und voneinander lernen und sich auf Kampagnen und Aktionen vorbereiten (vgl. Schmitz 2010). Für Gandhi war dabei der Alltag selbst das Trainingsfeld für gewaltfreies Handeln, nicht nur eine künstlich hergestellte Lehrsituation (Painke 2011, 214). Dennoch gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Trainingsangeboten und Handbüchern zu gewaltfreiem Handeln (vgl. Painke 2011; Tempel 2011; Schmitz 2010; Miller 2006; Martin 2012; Taylor 2011). Sie teilen die Auffassung, dass Gewaltfreiheit erlernbar ist. Auch wenn unbestritten ist, dass sich Ansätze aus einer Region oder Kultur nicht einfach auf andere übertragen oder kopieren lassen, sondern auch im jeweiligen Kontext entwickelt und begründet werden müssen, zeigt die Erfahrung, dass die meisten gewaltfreien Bewegungen von Vorbildern inspiriert worden sind oder in Erfahrungsaustausch mit Aktivistinnen und Aktivisten aus anderen Weltregionen treten. Martin Luther King beispielsweise hat sich an Gandhis Ideen orientiert und junge Aktivistinnen und Aktivisten des Arabischen Frühlings haben Gewaltfreiheits-Trainings bei serbischen Jugendbewegungen absolviert.

Fallbeispiele, empirische Befunde und Faktoren für den Erfolg

Wo und wann lassen sich Beispiele für gewaltfreie Bewegungen finden? Zahlreiche gewaltfreie Bewegungen sind in Sammelbänden und Fallstudien dokumentiert (Ackerman/Duvall 2000; Roberts/Garton Ash 2009; Schock 2005; Steinweg/Laubenthal 2011; Thorbecke, 2011; Zunes et al., 1999). Sie behandeln neben den prominenten Beispielen von Mahatma Gandhi und seinem Widerstand gegen die britische Kolonialherrschaft und der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung mit Martin Luther King viele weitere Fälle wie etwa die Islamische Revolution im Iran 1979, die philippinische *People Power*, die friedlichen Revolutionen in osteuropäischen Staaten 1989/90, die Anti-Apartheidsbewegung in Südafrika, die Atomkraftgegner in Deutschland und jüngst die gewaltfreien Aktivistinnen und Aktivisten des Arabischen Frühlings (vgl. auch die Bibliografie von Steinweg, 2011). In den meisten Fällen lassen sich gewaltfreie und gewaltsame Bewegungen nicht strikt trennen (Dudouet 2011, 245). Umso wichtiger ist eine sorgfältige und vergleichende Analyse der Fälle um die Erfolgsfaktoren von gewaltfreien Aktionen herauszuarbeiten.

Für den Erfolg von gewaltfreien Kampagnen können innere und äußere Faktoren verantwortlich sein. Zu den inneren Faktoren, also solchen, die in den gewaltfreien Bewegungen selbst liegen, zählen z.B. ihr Mobilisierungsgrad, der soziale Zusammenhalt in der Gruppe, die Bandbreite der Taktiken, eine effektive

Führung oder der Grad der gewaltfreien Disziplin. Andere Studien berücksichtigen externe Faktoren, die einen Einfluss auf Erfolg oder Misserfolg einer gewaltfreien Bewegung haben (Schock 2005, Roberts/Garton Ash, 2009): die Kontroll- und Repressionsmittel des Regimes, das Ausmaß der Unterstützung durch externe Kräfte, die soziale Distanz zwischen den gegnerischen Parteien, der Grad der Loyalität der Administration und der Sicherheitskräfte und der geopolitische Kontext (Dudouet 2011, 244).

In ihrer Studie *Why Civil Resistance Works* analysieren Chenoweth und Stephan ein Datenset von 323 gewaltfreien und gewaltsamen Kampagnen von 1900 bis 2006. Sie kommen zu dem Ergebnis, dass gewaltfreie Kampagnen fast doppelt so oft erfolgreich oder teilweise erfolgreich waren wie gewaltsamer Widerstand. Vor allem Kampagnen mit dem Ziel des Regimewandels haben gute Chancen mit gewaltfreien Methoden ihr Ziel zu erreichen (Chenoweth/Stephan 2011, 7). Die Autorinnen erklären die Erfolgsquote damit, dass bei gewaltfreien Kampagnen moralische und physische Hürden für die Beteiligung breiter Bevölkerungsgruppen geringer sind als bei gewaltsamen Rebellionen. Eine breite Mobilisierung erhöht die Chancen auf Erfolg, weil sie die Kosten für die Aufrechterhaltung des Regimes erhöht. Bei Repressionen gegen die breite Bevölkerung erleidet ein Regime höhere Legitimitätsverluste als bei der Bekämpfung von bewaffneten Aufständischen. Repressionen gegen gewaltfreie Proteste haben eher eine Tendenz, negativ auf das Regime zurückzufallen („to backfire“) (vgl. Martin 2012) als der Kampf gegen Bewaffnete. Eine breite zivilgesellschaftliche Beteiligung erhöht auch die Chancen, dass Regimetreue die Seiten wechseln (Chenoweth/Stephan 2011, 10ff.). Eine breite Unterstützerbasis in der Bevölkerung ist zudem verlässlicher als externe Allianzen, auf die bewaffnete Rebellengruppen aus Mangel an Unterstützung in der Bevölkerung oft angewiesen sind.

Gesellschaftliche Transitionen, die mit gewaltfreien Mitteln erzielt werden, sind zudem beständiger und führen zu intern friedlicheren Demokratien als solche, die durch gewaltsame Umstürze entstanden sind. Führungskräfte von gewaltfreien Bewegungen werden eher als ernsthafte Verhandlungspartner wahrgenommen als Rebellenführer, so dass Konzessionen wahrscheinlicher werden. Außerdem werden in einem gewaltfreien Transitionsprozess schon partizipative Demokratieformen erprobt. Zusammengefasst sind gewaltfreie Bewegungen also nicht nur erfolgreicher bei der Erreichung ihrer Ziele sondern auch eher geeignet, einen Wandel zu einer stabilen und friedlichen Demokratie einzuleiten (Chenoweth/Stephan 2011, 10). Natürlich sind bei weitem nicht alle gewaltfreien Bewegungen erfolgreich, manche wurden brutal niedergeschlagen (z.B. Tschechoslowakei 1968, die Proteste am Tiananmen-Platz in China und Bewegungen in Nepal oder Burma). Andere waren nur teilweise erfolgreich, denn sie konnten Besatzung oder Diskriminierung nicht wirklich beenden (z.B. erste palästinensische Intifada) (Dudouet 2011, 245).

Macht gewaltfreier Bewegungen

Die meisten gewaltfreien Bewegungen, die sich im Kontext von Gewaltkonflikten oder repressiven Regimen entwickeln, streben danach, die Diskriminierung einer benachteiligten Gruppe oder Minderheit zu beenden. Gewaltfreiheit dient diesen Gruppen als Mittel zur Ermächtigung (Empowerment) und zur Neuordnung der Beziehung mit ihrem mächtigen Gegenüber (Dudouet 2011). Dabei wird der gewaltfreie Widerstand gegen Unterdrückung zuerst auf eine Eskalation des Konflikts hinwirken und bestehende soziale und politische Spannungen verstärken. Er dient den Aktivistinnen und Aktivisten in diesem Zusammenhang dazu sich selbst zur Teilnahme an politischen Verhandlungen zu ermächtigen. Wie auch Martin Luther King sagte, geht es darum eine latente Spannung so zu verstärken, dass sie von der Gesellschaft nicht mehr ignoriert werden kann. Die Kosten für die Aufrechterhaltung des Status Quo müssen sich für die Kräfte erhöhen, die im derzeitigen System Privilegien genießen.

Dudouet untersucht die Auswirkungen gewaltfreier Bewegungen auf die Machtverhältnisse in einem Konflikt (2011, 250ff.). Sie unterscheidet zwischen, erstens Auswirkungen auf die Aktivisten selbst und die Gruppe, deren Interessen sie vertreten wollen (*power to*), zweitens, Auswirkungen auf die gegnerische Gruppe und deren Anhänger (*power over*) und, drittens, Auswirkungen auf Drittparteien (*power through*). Gewaltfreie Aktion verändert also zunächst einmal die Handelnden selbst: sie werden sich über Ungerechtigkeiten bewusst, erkennen eigene Stärken und erlangen im Verlauf der Aufklärungs- und Mobilisierungs-

kampagnen Kontrolle über ihr eigenes Leben (Dudouet 2011, 251). Zweitens geht es, zumindest nach dem prinzipiellen Ansatz der Gewaltfreiheit auch darum, beim Gegner den Sinn für Gerechtigkeit zu wecken, ihn nicht zu besiegen, sondern zu befreien. Pragmatikern hingegen reicht es aus, wenn der Gegner Zugeständnisse macht, weil es für ihn kostengünstiger ist als im gegenwärtigen Konflikt zu verharren. Es geht nicht darum, ihn vom Besseren zu überzeugen, sondern die Quellen seiner Autorität (z.B. psychologische Macht, Unterstützung der Bevölkerung) auszutrocknen, so dass er aus Angst vor Machtverlust kompromissbereit wird. Drittens kann eine gewaltfreie Bewegung in einem Land zivilgesellschaftliche Unterstützer aus Drittstaaten gewinnen, die dann wiederum ihre eigenen Regierungen dazu drängen, Druck auf das Regime auszuüben. Mit diesem Boomerang-Effekt (Keck/Sikink, 1998) können gewaltfreie Bewegungen ihre Macht vergrößern.

Es gibt allerdings auch Faktoren, welche die Erfolgchancen gewaltfreier Bewegungen erschweren. Wenn die Gegner sich in ihrer sozialen Zugehörigkeit stark unterscheiden, z.B. die Minderheit als fremd oder unzivilisiert angesehen wird, kann es sein, dass die Bevölkerung zum Teil deren gewaltsame Repression als legitim ansieht. Gewaltfreie Aktion ist umso Erfolg versprechender, je ähnlicher sich die gegnerischen Gruppen von ihrer sozialen Herkunft sind (Galtung 1989, 19).

Offene Fragen

Die Debatte, ob es eine gewaltfreie Haltung oder Philosophie für den Erfolg von gewaltfreien Bewegungen braucht, ist noch nicht abgeschlossen. Ebenso gilt es weiter zu erforschen, wie Menschen eine gewaltfreie Haltung und/oder gewaltfreie Methoden lernen und internalisieren können. In diesem Zusammenhang ist auch noch ungeklärt, ob Staaten Gewaltfreiheit lernen können und wie gewaltfreies Staatshandeln aussehen könnte. Derzeit ist es jedoch leider noch so, dass sich gewaltfreie Bewegungen eher mit der Frage auseinandersetzen müssen, wie sie sich gegen die Gewalttaten eines rücksichtslosen Regierungsapparates schützen können. Besonders kritisch ist die Situation in Staaten, in denen Regierungsangehörige kaum eine Strafverfolgung zu befürchten haben (McAdam/Tarrow 2000, 151). Man muss die Sorge von Aktivisten ernst nehmen, dass eine Intensivierung ihrer Kampagnen sie möglicherweise schutzlos der Vergeltung durch das Regime aussetzt. Externe Unterstützung kann in diesem Zusammenhang sehr wichtig sein. Es kann lokale Bemühungen ergänzen, sollte diese aber nicht ersetzen (Dudouet/Clark 2009, 5). Wie eine solche Unterstützung zum Schutz des Lebens der Aktivistinnen und Aktivisten aussehen kann, zeigt etwa das Beispiel von *Peace Brigades International*, die internationale Schutzbegleitung und Netzwerke organisieren.

Wann eine externe staatliche Unterstützung gewaltfreier Bewegungen nützt oder schadet, sollte genauer untersucht werden. Einigen Bewegungen wird vorgeworfen sich von ausländischen Mächten instrumentalisiert zu lassen. Manche Drittstaaten können durch die Unterstützung von Regimegegnern den Verdacht schüren, ihre Unterstützung aus geopolitischen Interessen statt aus einem echten Demokratisierungsinteresse heraus anzubieten.

Es bleibt offen wie gewaltfreie Bewegungen und Aktionen mit anderen Friedensbemühungen strategisch kombiniert und in ein Gesamtkonzept zur Friedensförderung eingebunden werden können. Gewaltfreie Aktionen kann man als Vorstufe zur Konflikttransformation verstehen, wenn sich bestimmte Bevölkerungsgruppen dadurch erst zur Teilnahme an Verhandlungen oder Mediationen ermächtigen (Dudouet 2011, 255ff). Während gewaltfreie Aktionen auf Probleme aufmerksam machen und einen Konflikt zuspitzen sollen, müssen in Dialogen und Verhandlungen Lösungen erarbeitet werden. Die Schaffung ausgeglichener Machtverhältnisse allein reicht für die Schaffung kooperativer Beziehungen nicht aus. In diesem Zusammenhang stellt sich auch die Frage, in welchen Phasen eines Konflikts gewaltfreie Aktionen besonders erfolgversprechend sind.

Gothom Aryas Friedensmarsch sollte die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf den vergessenen Konflikt im Süden des Landes lenken und damit auch der thailändischen Regierung einen Handlungsbedarf aufzeigen. Ein Friedensmarsch kann isoliert allerdings kaum eine wirkliche Veränderung bewirken, sondern müsste in ein Gesamtkonzept eingebunden werden. Es geht aus der Reportage nur am Rande hervor, dass Gothom Arya den Auftrag erhalten hat, ein Konzept zur Befriedung des Konflikts im Süden zu

entwickeln. Es ist anzunehmen, dass dieses viel mehr umfasst als die eine beschriebene, öffentlich sichtbare Aktion. Wie der Text zeigt, initiiert Arya auch regelmäßig informelle Dialoge mit Meinungsführern gegnerischer Parteien. Ebenso sorgte er während der Unruhen zwischen Rot- und Gelbhemden in Bangkok für waffenfreie Schutzzonen und Beobachter, die frühzeitig vor möglichen Ausschreitungen warnten. Diese Maßnahmen können individuell sehr wertvoll sein und Leben retten. Unter welchen Bedingungen gewaltfreies Handeln auch gesamtgesellschaftliche Veränderungsprozesse in Gang setzen und begleiten kann, bleibt eine wichtige Frage für die Friedens- und Konfliktforschung.

Literatur

- Ackerman, Peter, and Jack Duvall 2000. *A Force More Powerful: A Century of Nonviolent Conflict*. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Chenoweth, Erica, and Maria J. Stephan 2011. *Why Civil Resistance Works: The Strategic Logic of Nonviolent Conflict*. New York et al.: Columbia University Press.
- Dudouet, Véronique 2011. Nonviolent Resistance in: Beatrix Austin, Martina Fischer, and Hans-Joachim Giessmann (eds.). *Power Asymmetries*, in: *Advancing Conflict Transformation. The Berghof Handbook II*. Opladen/Farmington Hills, p. 237–264.
- Dudouet, Véronique, and Howard Clark 2009. *Nonviolent Civic Action in Support of Human Rights and Democracy*. Brussels: European Parliament. www.europarl.europa.eu/committees/en/studiesdownload.html?languageDocument=EN&file=25679, 20.01.2013.
- Galtung, Johan 1969. Violence, Peace and Peace Research, in: *Journal of Peace Research*, 6(3), 167–191.
- Galtung, Johan 1989. *Nonviolence and Israel/Palestine*. Honolulu: University of Hawaii Press.
- Goss-Mayr, Hildegard 1976. *Der Mensch vor dem Unrecht: Spiritualität und Praxis gewaltloser Befreiung*. ed. Katholische Sozialakademie Österreich. Wien: Europaverlag.
- Goss-Mayr, Hildegard 2011. Elemente der Gütekraft, an Hand von Beispielen erklärt, in: Reiner Steinweg und Ulrike Laubenthal (Hrsg.). *Gewaltfreie Aktion: Erfahrungen und Analysen*. Frankfurt/M: Brandes & Apsel Verlag, 38–51.
- Johansen, Jorgen 2007. Nonviolence? More Than the Absence of Violence, in: Charles P. Webel and Johan Galtung (eds.). *Handbook of Peace and Conflict Studies*. Abingdon: Routledge, 143–159.
- Keck, Margaret E., and Sikkink, Kathryn 1998. *Activists Beyond Borders: Advocacy Networks in International Politics*, Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Martin, Brian 2012. *Backfire Manual: Tactics Against Injustice*. Sparsnäs: Irene Publishing.
- Miller, Christopher A. 2006. *Strategic Nonviolent Struggle: A Training Manual*. Addis Ababa: University for Peace, Africa Programme. www.africa.upeace.org/documents/nvtc_Training_Manual.pdf, 20.01.2013.
- Painke, Uwe 2011. Trainings für Gewaltfreiheit: Ein historischer Streifzug, in: Reiner Steinweg und Ulrike Laubenthal (Hrsg.). *Gewaltfreie Aktion: Erfahrungen und Analysen*. Frankfurt/M: Brandes & Apsel Verlag, 209–222.
- Richards, Jerald 1991. Gene Sharp's Pragmatic Defense of Nonviolence, in: *International Journal of Applied Philosophy* 6(1) 59–63.
- Roberts, Adam, and Timothy Garton Ash (eds.) 2009. *Civil Resistance and Power Politics: The Experience of Non-violent Action from Gandhi to the Present*. New York: Oxford University Press.
- Schmitz, Achim 2010. *Gewaltfreiheit trainieren: Institutionengeschichte von Strömungen, Konzepten und Beispielen politischer Bildung*. Belm-Vehrte, Osnabrück: Sozio-Publishing.
- Schock, Kurt 2005. *Unarmed Insurrections: People Power Movements in Nondemocracies*. Minneapolis, MN: University of Minnesota Press.
- Sharp, Gene 1973. *The Politics of Nonviolent Action*. Boston, MA: Porter Sargent.
- Sharp, Gene 2010. *From Dictatorship to Democracy: A Conceptual Framework for Liberation*. 4th ed. East Boston: The Albert Einstein Institution.

- Steinweg, Reiner und Ulrike Lauterbach (Hrsg.) 2011. *Gewaltfreie Aktion: Erfahrungen und Analysen*. Frankfurt/M: Brandes & Apsel Verlag.
- Steinweg, Reiner (unter Mitarbeit von Saskia Thorbecke) 2011: *Gewaltfreie Aktion, Ziviler Ungehorsam, Soziale Verteidigung. Eine Bibliografie des deutschsprachigen Schrifttums mit anderssprachigen Einsprengseln*, Tübingen: Institut für Friedenspädagogik. www.friedenspaedagogik.de/service/literatur/bibliographie_gewaltfreiheit_und_soziale_verteidigung, 20.01.2013.
- Taylor, Richard K. 2011. *Training Manual for Nonviolent Defense Against the Coup d'État*. Washington D.C.: Nonviolence International.
- Tempel, Konrad 2011. Das 'Handwerk der Gewaltfreiheit' lernen, in: Reiner Steinweg und Ulrike Laubenthal (Hrsg.). *Gewaltfreie Aktion: Erfahrungen und Analysen*. Frankfurt/M: Brandes & Apsel Verlag, 223–229.
- Thorbecke, Saskia 2011. *Gewaltfreie Aktionen und Kampagnen aus dreieinhalb Jahrhunderten. Fünfzehn prominente Fälle*, in: Reiner Steinweg und Ulrike Laubenthal (Hrsg.). *Gewaltfreie Aktion: Erfahrungen und Analysen*. Frankfurt/M: Brandes & Apsel Verlag, 21–37.
- Weber, Thomas 2003. Nonviolence is who? Gene Sharp and Gandhi, in: *Peace and Change* 28(2): 250–270.
- Zunes, Stephen, Lester R Kurtz, and Sarah Beth Asher (eds.) 1999. *Nonviolent Social Movements: A Geographical Perspective*. Malden, MA: Blackwell Publishers.



Friedensmacher mit Ausdauer: Gothom Arya machte sich auf den Weg, weil er das Gefühl hatte, dass informelle Gespräche auf Dauer nicht genügen. Er wollte mit seinem Friedensmarsch den Blick der Öffentlichkeit auf den Konflikt im Süden lenken.

GOTHOM AUF DEM FRIEDENSPFAD

DER KONFLIKT: KAMPF UM DEMOKRATIE UND SELBSTBESTIMMUNG

DER FRIEDENSMACHER: GOTHOM ARYA VOM RESEARCH CENTER FOR PEACEBUILDING

SEINE LÖSUNG: INFORMELLE GESPRÄCHE UND ÖFFENTLICHE AKTION

THAILAND

Gothom Arya hat über tausend Kilometer beim Friedensmarsch von Bangkok in die Südprovinz Pattani zurückgelegt. Zahlreiche Menschen schlossen sich ihm auf seinem Weg an. Sie wollten auf den vergessenen Konflikt zwischen Regierungstruppen und muslimischen Separatisten aufmerksam machen. Normalerweise arbeitet Gothom Arya von seinem Büro in Bangkok aus für Frieden und Versöhnung. Er lädt regelmäßig gegnerische Parteien zu Gesprä-

chen ein um die Spaltung der thailändischen Gesellschaft aufzuhalten. Er vermittelt zwischen königstreuen Gelbhemden und deren Gegnern in Rot, die mehr Demokratie fordern. Mit dem Friedensmarsch setzte er öffentlich ein Zeichen für politische und religiöse Toleranz und für die gemeinsame Zukunft des Landes.

/
Fotograf: Lukas Coch / Zeitspiegel



isensperre: Die Armee ist allgegenwärtig in der um eine Abspaltung des Südens von Thailand zu Separatisten antworten mit Terroranschlägen räsenz.



Informeller Dialog: Gothom lädt Vertreter der Rothemden und Gelbhemden zu gemeinsamen Gesprächen ein, damit diese die Bedürfnisse und Werte der anderen Seite erkennen. Er selbst greift nur ein, wenn die Emotionen zu sehr hochkochen.



Blumen als Friedenssymbole: Die Teilnehmer des Friedensmarsches überreichen den überraschten Soldaten am Straßenrand Rosen. Die Nachricht vom Friedensmarsch, die in den Medien verbreitet wurde, hatte hunderte Menschen auf die Straßen gelockt.



Friedenspotenziale von Jugendlichen

Reportage: Kolumbien – Mateo will leben

Kolumbien Foto 1

Mit Rap-Gesang, Tanz und Graffiti widersetzen sich Mateo, die Band Eskalones und die Elite de Hip-Hop dem Drogenkrieg in der berühmten Comuna 13, einem Armenviertel in Medellín, Kolumbiens zweitgrößter Stadt. Ein mutiger Versuch mit offenem Ausgang.



Kolumbien Foto 2

„Warum bist Du gegangen, ohne uns auf Wiedersehen zu sagen? Warum, Gott, ging mein hermano, er war kein malo.“

Aus einem winzigen Ghetto-Blaster drücken harte Beats und Rap-Gesang. Eine Produktion von Radio, Mateo, Diego und den anderen Mitgliedern der „Eskalones“. Jeder zweite Song der „Eskalones“ handelt von Mord, Verlust und Trauer in der Comuna 13.



Kolumbien Foto 3

Den Song „Ruhe in Frieden“ hat Chelo geschrieben, Bandleader der Eskalones und Bruder des 14-jährigen Mateo. Chelo wurde im August 2010 erschossen. Er war mit Mateo auf einem Rap-Konzert im Parque de la Floresta. Sie gingen nebeneinander, links ein dreistöckiges Gebäude, rechts ein Kinderspielplatz. Es war schon dunkel. Mateo surrten plötzlich die Ohren. Sein Bruder sank zusammen. Noch drei Schüsse. Mateo sah den Täter nicht einmal. Die Polizei kam für eine halbe Stunde bei Mateo vorbei. Stellte ein paar Fragen zum Tathergang. Abgehakt. Ein Toter mehr in der Comuna 13. Einer von fast zweihundert im Jahr.





Kolumbien Foto 4

Die Comuna 13 ist eine Stadt in der Stadt, ein Durcheinander aus Backsteinhäusern, das sich die Hänge des Aburratals hinaufwürgelt. Gassen und Treppen durchziehen die Siedlung. 140.000 Menschen leben schätzungsweise hier. Mitten hindurch führt die Straße zum kolumbianischen Pazifikhafen Urabá, über den 80 Prozent des Kokains außer Landes geschafft wird. Wer den Drogenhandel kontrollieren will, muss diese Straße kontrollieren und damit die Comuna 13. Sie ist deshalb nicht irgendein Armenviertel in Lateinamerika, sondern zum Symbol für den Teufelskreis aus Armut, Drogen und Gewalt in lateinamerikanischen Städten geworden.



Kolumbien Foto 5

Die Regierung hat die Comuna 13 zur militarisierten Zone gemacht: An vielen Ecken wachen Soldaten oder Polizisten mit Schnellfeuerwaffen und schusssicheren Westen. Auf einem Hügel im Zentrum der Comuna 13 parken zwei Panzer. Seit einer großen Militäroperation vor acht Jahren, bei der wahllos von Hubschraubern auf Häuser der Comuna 13 geschossen wurde, hält das Militär den Stadtteil besetzt. Damals wurde die Elite de Hip-Hop und mit ihr das Musik-Festival „Revolution ohne Gewalt“ gegründet. Statt die Gewalt in der Comuna 13 einzudämmen, tragen viele Polizisten und Soldaten zu ihr bei, erpressen ihrerseits Schutzgeld und kontrollieren in manchen Vierteln gar den Drogenhandel.



Kolumbien Foto 6

Eine Schule gründen und Kindern und Jugendlichen ein alternatives Vorbild zum Karrieremodell Sicario sein, das sich bisher als einziges im Armenviertel anbot: Dies ist das Ziel der Band „Eskalones“, die sich mit über 80 Rappern, Tänzern und Graffiti-Künstlern in der „Elite de Hip-Hop“ zusammenschlossen haben. Sicarios nennt man die Killer der Drogenmafia. Anders als im Stammland USA ist Hip-Hop in der Comuna 13 kein Gangster-Rap.

Kolumbien Foto 7

Radio, 24 Jahre und gelernter Herrenfriseur, sitzt mit nacktem Oberkörper am Computer und bastelt stundenlang an einem Schlagzeug-Rhythmus und einer Basslinie, mischt schließlich noch Klavierakkorde in die Spur. Radio mag vor allem C-Dur und a-Moll. Seinen Namenszug hat er in Fraktur auf den Rücken tätowiert. Er verdankt seinen Spitznamen der Tatsache, dass sein Vater ein beliebter Radiomoderator war. Die Aufnahmen sollen zu einer CD von Mateo in Erinnerung an Chelo werden. Radio kommt mit der Produktion von Beats kaum hinterher – Mateo schreibt derzeit sehr viel. Fünf Titel hat die Gruppe schon produziert.



Kolumbien Foto 8

Mateo plappert sich in der Aufnahmekabine warm. Ein viel zu großer, blau-weißer Pullover, den Patentante Claudia mit einer Kapuze veredelt hat, hängt bis in die Kniekehlen. „Geben wir’s zu: ich bin der Coolste“, raunzt Mateo, lacht und beginnt zu rappen:

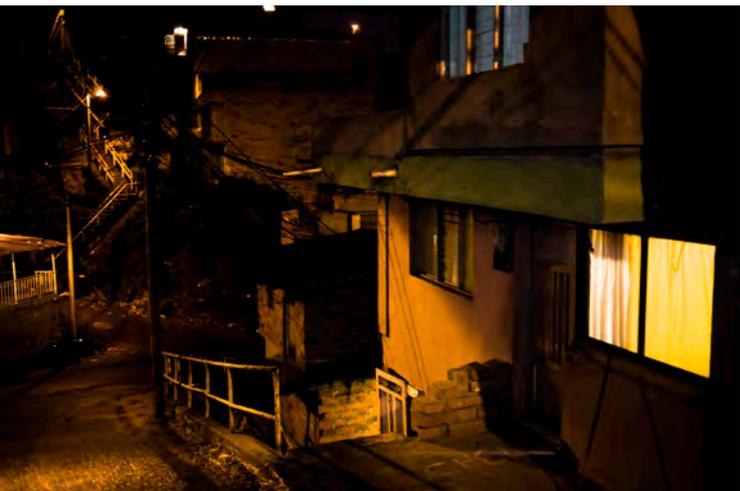
„...glaube nicht ich sei ein Junge ohne Schutz, zieh mich nicht in den Schmutz / ich sag nein zum Krieg / ich tu niemand nichts, gebrauche Worte statt Waffen /bin ein Rapper wie mein Brother, bin ein Hahn in der Kommune, der nur friedlich krähen will...“.



Kolumbien Foto 9

„Wir sind gegen niemanden“, beschwichtigt Radio und stößt den Rauch seines Joints aus. „Gegen jemanden sein“ ist in der Comuna 13 gefährlich. Radio möchte mit seiner Musik den Teufelskreis von Gewalt und Gegengewalt durchbrechen. Er hat sich in das Tonstudio der Eskalones zurückgezogen. Auf dreieinhalb Quadratmeter drängen sich ein kleines Sofa, zwei Plastikstühle, ein Tisch mit Mischpult, Computer und Keyboard und eine Aufnahmekabine mit Mikrofon. In ihrem Studio verbringen die Eskalones jeden Tag. Eine Hip-Hop-Band auf der Flucht innerhalb ihres Stadtteils.





Kolumbien Foto 10

Bereits wenige Tage nach Chelos Mord wartete ein Motorradfahrer nach der Schule auf Mateo und verfolgte ihn auf dem Nachhauseweg. Mateo brachte sich so schnell wie möglich in Sicherheit. Auch Radio bekam Drohungen auf seiner Facebook-Seite: „Es ist besser, wenn Du verschwindest. Wir wollen Dich nicht.“ Also flüchteten die Eskalones zu Diego und seiner alleinerziehenden Mutter Claudia, für die Jungen „la madrina“, eine Art „Patentante“. „Ich habe die Jungs gern um mich.“



Kolumbien Foto 11

Claudias Wohnung bietet den Eskalones Schutz, weil sie in einem Teil der Comuna 13 liegt, der vom Clan der San Sebastian kontrolliert wird, aber Chelo wahrscheinlich von Killern der rivalisierenden Valencianos erschossen wurde. Eine unsichtbare Grenze verläuft zwischen den Clans Valenciano und San Sebastian entlang der Seilbahn, die quer durch die Comuna 13 führt. Doch diese Grenze ist nicht genau umrissen, es gibt Enklaven, Schießereien von Hügel zu Hügel, Kämpfe um jedes Haus. Kinder, Frauen und Alte können sich frei bewegen. Für junge Männer sind Grenzverletzungen dagegen lebensgefährlich: Sie könnten für Spitzel oder gar Killer der feindlichen Drogenbande gehalten werden. Jeder junge Mann in der Comuna 13 ist ein potentielles Bandenmitglied der einen Seite und damit Feind der anderen. Auch wenn er das gestern vielleicht noch nicht war – heute könnte er es sein.



Kolumbien Foto 12

Die Elite Hip-Hop tagt in einem zweistöckigen Gebäude der christlichen Jugendorganisation YMCA, nahe der Metrostation San Javier. Im Versammlungsraum warten acht Jugendliche in Hip-Hop-Kluft, bis endlich Radio auftaucht. Er ist Koordinator der Abteilung „Ausbildung von MCs“ für die neu zu gründende Schule. MC ist eine Abkürzung für „Master of Ceremony“, wie sich Rapper nennen. Die MCs skizzieren einen Stundenplan: Rhythmik, Körpersprache, Atemtechnik, verbaler Ausdruck, Geschichte des Rap. Was die Mitglieder der Elite bisher auf der Straße als Autodidakten gelernt haben, soll System bekommen. Einige von ihnen geben bereits sporadisch Unterricht.

Kolumbien Foto 13

Im Eingangsbereich der Bibliothek tanzen täglich ein halbes Dutzend B-Boys Breakdance, die Älteren lehren die Jungen. Neben MC, Graffiti, DJ ist Breakdance das vierte Unterrichtsfach der Hip-Hop-Schule.



Kolumbien Foto 14

Santi ist vor zwei Wochen aus dem Koma erwacht, in das ihn ein Schuss in den Kopf beförderte. Apathisch und in eine Decke gewickelt haucht er mehr, als dass er spricht. Seine Mutter hat einen Freund, den Graffiti-Künstler „El Perro“ – der Hund – gebeten, Santi zu unterrichten. Sie glaubt, dass El Perros Lektionen über die Geschichte der Graffiti-Kunst seine Lebensgeister wieder wecken könnten. Solche Erlebnisse machen die Jugendlichen selbstbewusst. Sie wollen ihr Wissen nicht nur an einige wenige, sondern an hunderte Schüler weitergeben. Sie könnten aus ihrer Berufung einen Beruf machen und damit Geld verdienen.



Kolumbien Foto 15

Bei den Versammlungen der Elite de Hip-Hop wird lebhaft diskutiert. Der Erfolg der Elite hat sich herumgesprochen, immer mehr Hip-Hopper aus der Comuna 13 wollen Mitglieder werden. Es muss entschieden werden, wer überhaupt Mitglied werden kann und sich dann weiter qualifizieren kann. Die Stadtverwaltung von Medellín zahlt jedem Hip-Hop-Lehrer für drei Monate ein Stipendium in Höhe eines Mindestlohns von umgerechnet 200 Euro monatlich, lädt sie zu Festivals ein oder in den Schulunterricht, wenn von Gewaltlosigkeit und Umweltschutz die Rede ist. Viel Geld und Respekt für jemanden, der bisher als Taugenichts galt. Gelingt den Jugendlichen der Aufbau der Schule, hat die Stadtverwaltung die Verlängerung der Stipendien in Aussicht gestellt.





Kolumbien Foto 16

Radio sitzt nachdenklich im Tonstudio am Computer. Er kam eben erst nach Hause zur Patentante Claudia. „Vor der Metrostation haben sie jemanden erschossen“, erzählt Diego, „er saß im Auto, ein Motorrad fuhr vorbei und – bum, bum, bum.“ Niemand antwortet.



Kolumbien Foto 17

„Wir sind die Herren unsrer Taten. Die Großen sind im Krieg und ihre Kinder ernten Trauer. Gottes Augen tränen still, denn sie sehen wie viel Geld, in Gewalt und Drogen fließt.“

Radios Sprechgesang dröhnt über den Schulhof, die Schüler rappen seine Texte auswendig mit. „Soll ich Euch Mateo bringen?“ fragt Radio, und die Kids kreischen „Jaaa!“. Mateo ist in ihrem Alter und der Justin Bieber der Comuna 13. Jeder kennt ihn. Um so zu werden wie er, füllen sie gern die Anmeldeformulare der Elite de Hip-Hop aus. Rund ein Dutzend Rapper, Tänzer und Graffiti-Künstler der Elite sind auf einer Werbetour um Schulen in der Comuna 13 für ihre Angebote zu begeistern. Die Stimmung ist ausgelassen. Auf dem Sportplatz der ersten Schule bauen sie Boxen auf und rollen die Tanzfläche aus. Harte Beats dröhnen.



Kolumbien Foto 18

Der Auftritt wiederholt sich in fünf weiteren Schulen. Dann haben sich 420 Schüler zum Hip-Hop-Unterricht angemeldet.

Abends feiert die Elite in einem Haus nahe des Gefängnisses. Hier ist es einigermaßen sicher.

Kolumbien Foto 19

Bei ihren Auftritten treffen die Mitglieder von Eskalones immer wieder auch auf Sicarios. Viele sind mit ihnen aufgewachsen. Tatsächlich taucht gegen ein Uhr morgens ein junger Mann mit vollen, geschwungenen Lippen und nach hinten gekämmtem Haaren auf. Fotografieren verboten. Er hält sich etwas am Rand der Party, nur wenige sprechen mit ihm. Jeder kennt ihn. Jeder weiß, dass „La Boca“ – der Mund – in der Hierarchie der Sicarios ganz weit oben steht, „Nummer vier von achtzig“, sagen sie. So einer hat vielfach gemordet und ist selbst nur noch mit Glück am Leben. Auf Fragen stottert er mit weicher Stimme eine Antwort, weicht den Blicken aus. „Aber wenn er den Auftrag hat, jemand umzulegen, verliert er jede Schüchternheit“, sagen sie auf der Party.



Kolumbien Foto 20

La Boca nimmt uns mit in das Haus seiner Gang. Da ist es stiller. Acht Sicarios leben hier, je zwei teilen sich ein Zimmer. Vor zwei Tagen stürmte die Polizei das Haus und verhaftete den Anführer, „El Negro“. Ihre Waffen, die offen rumlagen, beschlagnahmten sie nicht. Die Polizei weiß, was La Boca macht. Trotzdem gehört er zu einem Projekt zur Reintegration von Paramilitärs und Guerrilleros, für das er monatlich Geld von der Regierung bekommt. „Fuerza Joven“ heißt das Programm, ein hilfloser Versuch, mit dem Krieg in den Armenvierteln Schluss zu machen.



Kolumbien Foto 21

Sicarios und die Hip-Hopper der Elite haben miteinander Kontakt. Doch bei den Gesprächen der Hip-Hopper geht es nicht nur um Drogen, Geld und Frauen, sondern vor allem über Hip-Hop, über die elegante Powerline bei dem Graffiti-Schriftzug drüben an der Tribüne des Stadions, über richtige Technik beim Tanzen und Reimen, über Pläne zum Aufbau der Hip-Hop-Schule und das nächste Festival. Dinge, die Mateo und seine Freunde über die Jahre gegen das „schlechte Leben“ immunisieren, obwohl ihr Schutz sicher kein absoluter ist und immer wieder aufgefrischt werden muss. „Die Eskalones sind nicht verschwunden, haben sich damit befunden, dass ihre Waffen Reime sind.“



Vertiefende Texte und Medien

- Die Foto-Reportage (Fotografin: Antonia Zennaro) ist als Multimedia-Anwendung auf der DVD „*Peace Counts* 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>. Dort kann auch die *Peace Counts* Posterserie bestellt werden.
- Der Volltext der Reportage von Tilman Wörtz steht unter dem Titel „Mateo will leben“ bei www.peacecounts.org/kolumbien_hip-hop/.

Essay: Friedenspotenziale von Jugendlichen

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Friedenspotenziale von Jugendlichen“

Mit Rap-Gesang, Tanz und Graffiti widersetzen sich Mateo und seine Band Eskalones dem Drogenkrieg in der berüchtigten Comuna 13, einem Armenviertel in Medellín, Kolumbiens zweitgrößter Stadt. Mit ihrer Organisation Elite de Hip Hop veranstalten die jungen Künstler Konzerte und haben sogar eine Hip Hop Schule gegründet. Sie zeigen den Kindern und Jugendlichen alternative Lebensentwürfe jenseits der Drogenmafia auf. Die jungen Musiker wollen ihr Stadtviertel durch Musik, Respekt und mehr Jobs transformieren. Das Beispiel von Mateo und seiner Band ist beeindruckend. Wie ist es möglich, dass Jugendliche trotz Aufwachsens in einer von Gewalt und Angst geprägten Lebenswelt der Gewalt nicht nur widerstehen, sondern sich organisieren, weil sie einen Beitrag zur friedlichen Transformation ihres Umfeldes leisten möchten? Die Geschichte der Rapper aus Medellín steht stellvertretend für eine ganze Reihe von Jugendinitiativen weltweit, die mithilfe künstlerischer Ansätze aktiv ihr eigenes Umfeld gewaltfrei transformieren wollen. Sie zeigt, dass Jugendliche trotz Aufwachsens in einem gewaltsamen Umfeld der Gewalt widerstehen und sich aktiv für den Frieden einsetzen können.

Der Friedensansatz der Elite de Hip Hop enthält gleich mehrere Aspekte, die auch in der wissenschaftlichen Literatur Beachtung finden. Die Elite de Hip Hop erfüllt Bedürfnisse von Jugendlichen, die diese ansonsten möglicherweise bei bewaffneten Gruppen suchen würden: Selbstdarstellung, Respekt, Arbeit und Geld, Freizeitgestaltung, Zugehörigkeit und den Wunsch etwas zu bewegen. Gründungsmitglied der Elite, Jason, bringt es auf den Punkt: „Wir wollen das gleiche wie die Sicarios, nur mit anderen Mitteln!“ Musik ist für viele auch ein Instrument zur Trauerverarbeitung. Mateo schreibt sich in seinen Liedern den Kummer über den gewaltsamen Tod seines Bruders von der Seele.

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Begriffsdefinition Friedensakteure:* In friedenswissenschaftlichen Diskursen über die Friedenspotenziale von Jugendlichen in Konfliktregionen besteht zur Zeit noch eine begriffliche Unschärfe, was mit „jugendlichen Friedensakteuren“ gemeint ist. Die Studierenden erarbeiten ausgehend von der Reportage und dem Essay eigene Begriffsdefinitionen.
- *Szenarien entwickeln:* „Ich stelle mir vor, dass in zwanzig Jahren Menschen aus anderen Vierteln Medellín in die Comuna 13 ziehen wollen – und nicht immer nur umgekehrt.“, zitiert Tilman Wörtz ein Mitglied der Elite de Hip Hop in seinem Essay, der als Volltext unter dem Titel „Peacemaker - Neue Lösungen aus der Zivilgesellschaft“ bei www.peace-counts.org/essay-zivilgesellschaft/ abrufbar ist. Es können verschiedene Szenarien für die Zukunft der Elite de Hip Hop und ihrer Mitglieder entworfen werden, die innere und äußere Faktoren, Entwicklungspotenziale und Risiken berücksichtigen.
- *Analyse von Songtexten/Videos:* Musikvideos und Songtexte können als weitere Quellen für die Analyse der Lebenswelt der jungen Hip Hopper herangezogen werden. Zwei Beispiele:
 „Mejores Dias Llegaran“, ESK-LONES (2010)
 Das Musikvideo ist abrufbar unter www.youtube.com/watch?v=RxnZ2q9ifs4&feature=related
 Den spanischen Songtext gibt es unter www.musica.com/letras.asp?letra=1965491
 „Aqui estoy bien“, ESK-LONES (2011)
 Das Musikvideo ist abrufbar unter www.youtube.com/watch?v=DtmwmhM968w
 Den spanischen Songtext gibt es unter www.musica.com/letras.asp?letra=1941110

Ohne es so zu nennen, verfolgt die Elite de Hip Hop in ihrer Arbeit einen *Peergroup*-Ansatz. Jugendliche unterrichten andere Jugendliche und bauen darauf, dass sie durch ihre Vorbildfunktion ihre *Peers* dem Zugriff der Drogenmafia entziehen können. Um ihren Wirkungskreis auszudehnen, haben sich die Rapper in einer Organisation zusammengeschlossen und eine Hip Hop Schule gegründet. Damit bedeutet ihre Arbeit weit mehr als nur Musikproduktion und die Veranstaltung von Konzerten. Sie schaffen eine dauerhafte Infrastruktur und einen Raum, in dem Jugendliche voneinander lernen und gemeinsam gewaltfreie Wertvorstellungen und demokratische Entscheidungsstrukturen entwickeln. Ein wichtiger Faktor für den Erfolg der Elite ist dabei die finanzielle und ideelle Unterstützung durch die Stadtverwaltung.

Doch es gibt auch einige Hürden und Fallstricke, welche den Fortbestand und die Erfolge der Organisation einschränken können. Die jungen Rapper setzen darauf, dass ihre Bekanntheit sie schützen kann. Doch diese kann ebenso zur Gefahr für ihr Leben werden, wenn Drogenmafia und Gangs in ihrer Organisation eine Konkurrenz sehen, die ihren Rekrutierungspool und ihre Machtposition im Viertel mindert. Wenn Führungspersönlichkeiten der Elite getötet werden, wie Ende 2012 geschehen, kann dies die Existenz der Organisation stark bedrohen. Als weiterer Schwachpunkt könnte sich die Finanzierung erweisen. Langfristige Unterstützungen von Jugendprojekten sind rar und es gibt bei öffentlichen Stellen oft Widerstände gegenüber Projekten, die möglicherweise als politisch angesehen werden könnten (McEvoy-Levy 2010, 115). Wie groß der politische Einfluss der Elite im Viertel derzeit ist oder werden kann ist unklar. Und schließlich bleibt die Ungewissheit, ob das Versprechen, durch Hip Hop eine Jobperspektive zu erhalten, tatsächlich eingelöst werden kann. Was passiert nach der Ausbildung zum Hip Hopper? Werden Arbeitgeber in der Region die Potenziale dieser Jugendlichen wahrnehmen und ihre Vorbehalte gegenüber Bewerbern aus der Comuna 13 ablegen? Tilman Wörtz entwirft ein vorsichtig optimistisches Szenario für die Elite de Hip Hop (Wörtz 2011). In diesem gelingt die Transformation der Comuna 13 vom Drogenslum zum lebenswerten Stadtteil.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Autorinnen und Autoren, die sich mit unterschiedlichen Rollen von Jugendlichen in Konfliktregionen bzw. in „gewaltsamen Lebenswelten“ beschäftigen, stoßen zunächst auf unterschiedliche Definitionen und Verständnisse von „Jugend“, sowie verschiedene Abgrenzungen der Jugendphase von Kindheit und Erwachsenenalter (Imbusch 2010; Kurtenbach/Blumör/Huhn 2010; Schwartz 2010). Formal fallen Jugendliche bis zum 18. Lebensjahr unter die Kinderrechtskonvention, danach gelten sie als Erwachsene (Kurtenbach 2010, 21; Imbusch 2010, 12; Schwartz 2010, 4f.). Im Weltjugendbericht der Vereinten Nationen wird die Altersgruppe zwischen 15 und 24 Jahren als Jugend bezeichnet (UN-DESA 2011). Die Weltgesundheitsorganisation bezieht sogar 10 bis 29-Jährige in ihre Analysen ein (WHO 2002). In den Debatten um die Altersspanne wird jedoch betont, dass Jugend letztlich ein soziales Konstrukt ist, das regional und kulturell unterschiedlich interpretiert wird und oft weniger ans Alter als vielmehr an einen bestimmten Status oder an ein Verhalten geknüpft wird (Imbusch 2010, 12f., Carter/Shipler 2005, 148f.).

In Konflikt- und Postkonfliktregionen, sowie in den Slums der Großstädte, wo Jugendliche in „gewaltsamen Lebenswelten“ (Kurtenbach/Blumör/Huhn 2010) aufwachsen, ist die Festlegung einer Altersspanne oftmals irreführend. Viele Jugendliche müssen früh Verantwortung wie Erwachsene übernehmen, z.B. als bewaffnete Kämpfer oder als Familienoberhäupter. Auf der anderen Seite jedoch können dort viele junge Menschen aufgrund andauernder Gewalt bestimmte Statuspassagen (wie einen Schulabschluss oder die Aufnahme bezahlter Arbeit) nicht vollziehen, so dass sie in den Augen der Gesellschaft oder ihrer Familie Jugendliche bleiben (Kurtenbach 2010; Carter/Shipler 2005, 148f.). Gewalt wird meist in direkte, strukturelle und kulturelle Gewalt differenziert. Den sichtbaren Teil der Gewalt bilden direkte, körperliche Angriffe, bei denen die Täter klar auszumachen sind. Strukturelle Gewalt, die das Entfaltungspotenzial von Menschen beschneidet, ist weniger sichtbar. Es handelt sich dabei um Ungerechtigkeiten und soziale Zwänge, die keinem Einzeltäter zuzuordnen sind. Unter kultureller Gewalt können schließlich alle Bemühungen verstanden werden, die direkte oder strukturelle Gewalt beschönigen oder legitimieren. Im vorliegenden Essay soll es um die unterschiedlichen Rollen gehen, die Jugendliche in (Post-)Konfliktgesellschaften einnehmen. Auch hier gilt, dass diese Rollen in gesellschaftlichen Diskursen (Huhn/Oettler/Peetz 2010) und von den Jugendlichen

selbst konstruiert werden (Oldenburg 2007; Oldenburg 2010), wobei sich durchaus signifikante Unterschiede in Selbst- und Fremdeinschätzung ergeben. Besonders häufig ist die Einteilung in drei Gruppen: Jugendliche als Opfer, als Täter oder als Friedensakteure (Imbusch 2010; McEvoy-Levy 2006a; Schwartz 2010).

Jugendliche in Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften als Opfer von Gewalt

Millionen Jugendliche weltweit leben in Kontexten, die sich als gewaltsame Lebenswelten bezeichnen lassen: 1) in Slums der Großstädte, 2) in bewaffneten Konflikten und 3) in Flüchtlings- oder Vertriebenenlagern (Kurtenbach 2010, 28). Gewalt, Entwurzelung und Verlusterfahrungen in diesen Kontexten beeinträchtigen langfristig die physische und psychische Gesundheit von Kindern und Jugendlichen (vgl. Fleischauer 2008). In der Literatur über die Lage von Kindersoldaten (UN 2006, Brett/Specht 2004, Machel 1996) wird vor allem die Rolle von Kindern und Jugendlichen als Opfer von Gewalt und Zwangsrekrutierung betont (Kurtenbach 2010, 21). Jugendliche werden nicht nur während eines Krieges oder bewaffneten Konfliktes zu Opfern, sondern auch in Postkonfliktgesellschaften, die häufig eine hohe Alltagsgewalt aufweisen. Im Gegensatz zu anderen Bevölkerungsgruppen sind Jugendliche überdurchschnittlich von direkter Gewalt betroffen. Mord, Krieg und interpersonale Gewalt sind bei Jugendlichen weltweit die häufigste Todesursache. Den Homizid-Statistiken aus einem Bericht des *United Nations Office on Drugs and Crime* lässt sich entnehmen, dass junge Männer am stärksten gefährdet sind, Opfer physischer Gewalt zu werden (UNODC 2011, 12). Die Mordrate ist in afrikanischen und lateinamerikanischen Ländern mehr als doppelt so hoch als im weltweiten Durchschnitt (vgl. UNODC 2011, Imbusch 2010, 20f.). Während junge Menschen in Afrika besonders häufig Opfer von Kriegen sind, ist die Gewalt in Lateinamerika vor allem der Alltagskriminalität und dem organisierten Verbrechen zuzuschreiben. Strukturelle Gewalt wie Armut, mangelnde Bildungschancen und Perspektivlosigkeit prägen den Alltag von Jugendlichen vor allem in Entwicklungsländern. Doch auch in westlichen Gesellschaften liegt etwa die Arbeitslosenquote von Jugendlichen weit über dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung (ILO 2013; Eurostat 2014) und stellt damit ein Beispiel für strukturelle Gewalt dar, der Jugendliche ausgesetzt sind.

Jugendliche in (Post-)Konfliktregionen als Gewalttäter und Mitglieder gewaltbereiter Gruppen

Es gibt in der Gewaltforschung eine große Vielzahl an Theorien und Erklärungsansätzen zu Jugendgewalt, die hier nur knapp skizziert werden sollen. Für eine ausführliche Diskussion verschiedener Erklärungsansätze siehe Imbusch (2010, 36-71). Die Risikofaktoren für Gewalt und für den Anschluss an Gewaltgruppen lassen sich auf drei Ebenen ansiedeln: auf der individuellen Ebene, auf der Gruppenebene und auf der gesellschaftlichen Ebene.

Individuelle Risikofaktoren

Neben psychologischen Erklärungsansätzen, die Aggressivität, Hyperaktivität oder andere persönliche Dispositionen in den Vordergrund stellen (WHO 2002, 32f., Weierstall et al. 2012) gelten persönliche Gewalterfahrungen (z.B. im Elternhaus, in Peer-Gruppen und sozialen Institutionen) als zentrale Risikofaktoren auf individueller Ebene. Gewalt wird laut Sozialisations- und Lerntheorien aus dem persönlichen und gesellschaftlichen Umfeld erfahren, gelernt, internalisiert und weitergegeben (Imbusch 2010, 41ff.).

Die Beschäftigung mit der Frage warum junge Menschen bewaffneten oder kriminellen Gruppen beitreten zeigt, dass nur ein Teil von ihnen zwangsrekrutiert wird, die überwiegende Mehrheit jedoch persönliche Gründe hat, sich „freiwillig“ diesen Gruppen anzuschließen (Brett/Specht 2004; Barker/Ricardo 2005). Dazu gehören zum Beispiel die Zerstörung privater sozialer Netzwerke, die in Kriegen besonders häufig vorkommt, sowie fehlende Perspektiven für die eigene Zukunft. Eine starke Sogwirkung hat es auf Jugendliche, wenn Geschwister oder enge Freunde sich bewaffneten Gruppen anschließen (Kurtenbach 2010, 27). Villegas de Posada (2009) arbeitet anhand von Interviews mit kolumbianischen Exkombattanten vier Hauptmotive für deren Anschluss an Guerilla oder Paramilitärs heraus: 1) Spaß und Abenteuer, 2) ökonomische Sicherheit, 3) Rache und 4) der Glaube an Versprechen, die von den Gruppen gemacht wurden. Viele Jugendliche suchen den Anschluss an bewaffnete Gruppen um bestimmte Bedürfnisse zu erfüllen,

meint auch McEvoy-Levy (2010, 105f). Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe dient dem Überleben, stärkt das Selbstbewusstsein und das soziale Ansehen. Man kann sich zudem politisches Gehör verschaffen, Macht ausüben und dem eigenen Handeln in der Gruppe Sinn und Bedeutung verleihen.

Gruppenbezogene Risikofaktoren

Ein gruppenbezogener Erklärungsansatz für Gewalt stellt die Zugehörigkeit zu bestimmten Subkulturen in den Vordergrund. Subkulturen definieren sich durch spezifische Werte, Normen, Bedürfnisse und Verhaltensweisen und grenzen sich von der dominanten Mehrheitsgesellschaft ab. Jugendgewalt wäre demnach Ausdruck der Ablehnung der „herrschenden Normen“, wobei innerhalb der Subkultur keineswegs Regellosigkeit, sondern schlicht andere Regeln herrschen (Imbusch 2010, 48). Del Felice und Wisler (2007, 12) sehen die Entstehung von Banden und bewaffneten Gangs als Reaktion von Jugendlichen auf eine Gesellschaft, die sie marginalisiert. Auch die WHO nennt eine fehlende soziale Integration von Jugendlichen in die Gesamtgesellschaft als Risikofaktor für Gewalt (WHO 2002, 34ff.).

Gesellschaftliche Risikofaktoren

In quantitativen Studien zu Jugend und Konfliktwahrscheinlichkeit wird ein hoher Anteil männlicher Jugendlicher an der Bevölkerung eines Landes als gesellschaftlicher Risikofaktor für den Ausbruch von Gewaltkonflikten angesehen (Cincotta/Engelman/Anastasion 2003; Heinsohn 2003; Kröhnert 2004). Unter dem Schlagwort „youth bulge“ (Urdal 2006) wird davor gewarnt, dass diese Gruppe der unter 25-Jährigen einen Rekrutierungspool für Akteure bildet, die ihre politischen Ziele mit Gewalt durchsetzen wollen. In vielen Konflikt- und Postkonfliktregionen ist der Anteil Jugendlicher an der Gesamtbevölkerung sehr hoch (vgl. McEvoy-Levy 2006a, 5f.). Dieser demografische Faktor allein kann jedoch nicht die Wahrscheinlichkeit bewaffneter Konflikte vorhersagen. Das Gefahrenpotenzial ergebe sich erst, wenn hohe Arbeitslosigkeit, mangelnde Bildungschancen und eine große Ungleichheit hinzukommen, welche die Jugend dauerhaft frustrieren (Imbusch 2010; Kemper 2005). Unter solchen Rahmenbedingungen können Jugendliche von bewaffneten oder kriminellen Gruppen leicht mit dem Angebot eines gesicherten Einkommens rekrutiert werden (Schwartz 2010, 12f.).

Doch selbst dort, wo viele der genannten Risikofaktoren zusammentreffen, wird nur ein kleiner Teil der Jugendlichen gewalttätig (Kurtenbach 2010, 27). Insbesondere die demografischen Erklärungsansätze sind aus Sicht mehrerer Autorinnen und Autoren problematisch, weil sie befürchten, dass dadurch Jugendliche in öffentlichen Diskursen pauschal als Gefahr für die öffentliche Ordnung wahrgenommen werden (Kurtenbach McEvoy-Levy 2006a; Barrios 2010, 183f.). Am Beispiel von Jugendgangs in Zentralamerika, den *maras*, zeigen Huhn, Oettler und Peetz (2010, 214ff.) auf, wie öffentliche Diskurse über Jugendgewalt die gesellschaftliche Bedrohungswahrnehmung und somit auch die Wahl staatlicher Gegenmaßnahmen beeinflussen.

Friedenspotenziale von Jugendlichen in (Post-)Konfliktregionen

Jenseits von Täter-Opfer Zuschreibungen wird seit einiger Zeit verstärkt die Rolle von Jugendlichen als potenzielle Friedensakteure diskutiert (Carter/Shipler 2005; Del Felice/Wisler 2007; Fischer 2006; McEvoy-Levy 2006; 2006a; 2010; Oldenburg 2007; 2010; Schwartz 2010). Einige nennen spezifische Charakteristika von Jugendlichen, die sie als besonders vielversprechende Friedensakteure erscheinen lassen. „Junge Menschen sind die Hoffnungsträger jeder Gesellschaft (...). Sie sind offen für Neues, lernen schnell, wollen etwas bewegen, bringen neue Ideen und Herangehensweisen mit, wollen an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen teilhaben und fordern soziale Anerkennung.“ (Rau/Silbernagel 2010, 201). Auch Galtung (2006, 262ff.) argumentiert, dass Jugendliche bessere Friedensakteure sein könnten als Erwachsene, weil sie idealistischer sind und in die Zukunft statt in die Vergangenheit schauen.

Andere argumentieren, dass Jugendliche, wenn sie aktive Teilnehmende in Gewaltkonflikten sind, konsequenterweise auch an der Friedensschaffung teilhaben müssen (Fischer 2006; Van Houten/Sandner 2011). Die Erfahrungen, die Jugendliche in Friedensprozessen machen, prägen ihre Einstellungen zu Frieden und Konflikt und die Wahl zwischen Versöhnung oder erneuter Konflikteskalation (Schwartz 2010,

3). Wenn Jugendliche die Kraft haben als so genannte *spoiler* Friedensprozesse scheitern zu lassen, muss man ihnen auch eine aktive Rolle in der Friedensförderung zugestehen, so der Schluss. Folglich müssten die Bedingungen geschaffen werden, dass Jugendliche sich tatsächlich konstruktiv einbringen können und wollen. Eine klare Definition davon, was jugendliche Friedensakteure sind, steht jedoch noch aus.

Friedensengagement als Bewältigungsstrategie und Bedürfniserfüllung

Empirische Beispiele aus der Jugend- und Entwicklungsarbeit zeigen, dass es in vielen Regionen Jugendgruppen und -organisationen gibt, die sich aktiv für den Frieden einsetzen (Carter/Shipler 2005; Oldenburg 2007; Kanyako 2005; Fischer 2006). Diese Organisationen engagieren sich im Wiederaufbau, bilden andere Jugendliche in gewaltfreier Konfliktbearbeitung aus, betreiben Lobbyarbeit für den Frieden oder bringen Jugendliche aus verschiedenen Konfliktparteien zusammen. Doch wie hoch ihr Anteil im Vergleich zu jugendlichen Gewaltakteuren ist und unter welchen Bedingungen sie sich engagieren, ist kaum bekannt. Die persönlichen Motive von jungen Menschen sich für den Frieden zu engagieren sind noch wenig erforscht (McEvoy-Levy 2010). Für Oldenburg (2010) ist das Friedensengagement eine Bewältigungsstrategie von Jugendlichen in gewaltsamen Lebenswelten, um nicht passives Opfer der Gewalt zu werden. Alternativ bleibe vielen Jugendlichen in solchen Lebenslagen nur der Anschluss an eine bewaffnete Gruppe oder der Versuch, sich „unsichtbar“ zu machen um Rekrutierungsversuchen zu entgehen. Möglicherweise sind die Motive von Jugendlichen in Konfliktregionen sich in Friedensgruppen zu engagieren gar nicht fundamental anders als die Gründe sich bewaffneten Gruppen anzuschließen (McEvoy-Levy 2010). In beiden Fällen scheint die Erfüllung bestimmter Bedürfnisse innerhalb von *Peergroups* treibende Kraft zu sein: Zugehörigkeit, Anerkennung, Identitätsbildung, Freizeitgestaltung, Sinngebung, Dienst an der Gemeinschaft, Selbstbewusstsein, ökonomische Chancen und das Gefühl etwas verändern zu können (McEvoy Levy 2006a, 17; Oldenburg 2010, 128). Junge Friedensinitiativen können alternative *Peergroups* darstellen, in denen gemeinsam nicht-militarisierte Identitäten und Narrative für den Frieden konstruiert werden können (McEvoy-Levy 2010, 113f.).

Internationale Ansätze der Jugendarbeit und Friedensförderung

Abhängig von den Rollen, die Jugendlichen zugeschrieben werden, gestalten Regierungen und internationale Akteure auch ihre Strategien und Programme zum Umgang mit Jugendlichen in (Post-)Konfliktgesellschaften (McEvoy Levy 2006, 48). Je nachdem ob Jugendliche als Opfer oder als Täter von Gewalt gesehen werden, ergeben sich völlig unterschiedliche Maßnahmen mit denen auf Jugendgewalt in Gesellschaften reagiert wird. Yvonne Kemper (2005, 7) unterscheidet drei Typen von Ansätzen, die von Internationalen Organisationen im Umgang mit Jugendlichen in Postkonfliktsituationen verfolgt werden: Rechtsbasierte Ansätze, ökonomische Ansätze und soziopolitische Ansätze.

Rechtsbasierte Ansätze

Bei rechtsbasierten Ansätzen ist das Völkerrecht über die Rechte und den Schutz von Kindern Grundlage des Handelns internationaler Akteure. Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren sind besonders schutzbedürftig.

Kindersoldatinnen und -soldaten müssen demobilisiert und mithilfe von Reintegrationsprogrammen zurück ins normale Leben und in ihre Familien finden (Kemper 2005, 7ff.). Ein weiterer wichtiger Bestandteil ist die psychologische Arbeit mit kriegstraumatisierten Kindern und Jugendlichen. Diese Programme werden zwar stark von internationalen Gebern unterstützt, greifen aber zu kurz, wenn die ökonomischen oder persönlichen Gründe von Kindern und Jugendlichen sich bewaffneten Gruppen anzuschließen, vernachlässigt werden (Kemper 2005, 15).

Ökonomische Ansätze

Ökonomische Ansätze betrachten Jugendliche nicht in erster Linie als Opfer des Krieges, sondern als potenzielle Gefahr für Frieden und Stabilität, wenn die demografische Entwicklung die Chancen der Jugendlichen auf dem Arbeitsmarkt mindert (Stichwort „youth bulge“). Jugendliche werden als rationale Entscheider auf dem Markt angesehen, die sich für den bewaffneten Kampf entscheiden, wenn es sich für sie lohnt. Um sie

davon abzuhalten, fördern Organisationen wie die Weltbank oder die ILO Ausbildungs- und Jobprogramme, um arbeitslose Jugendliche sozioökonomisch zu integrieren (Kemper 2005, 26). Eine Herausforderung bei ökonomischen Ansätzen ist, dass Ausbildungsprogramme die allgemeine Arbeitsmarktlage letztlich nur wenig beeinflussen können, so dass Erwartungen leicht enttäuscht werden (Kemper 2005, 33f.).

Soziopolitische Ansätze

Soziopolitische Ansätze gehen über Gewaltprävention hinaus und konzentrieren sich auf den aktiven Beitrag von Jugendlichen zu Frieden und Konflikttransformation. Sie konzeptualisieren die Gruppe der Jugendlichen als Akteur („peace constituency“) in Friedensprozessen (Kemper 2005, 36f.). In soziopolitischen Programmen geht es darum, Jugendliche zu befähigen, sich Gehör zu verschaffen und sich politisch einzubringen (vgl. Fischer 2006, 25ff; UNDP 2006, 75f.). Ein zu idealisiertes Bild der Jugend ignoriert allerdings, dass sie ihre Stärken (z.B. ihr Streben nach Unabhängigkeit) in ganz unterschiedliche Richtungen und nicht zwangsläufig für den Frieden einsetzen (Kemper 2005, 38). Dennoch fordert Kemper, dass Internationale Organisationen gewohnte, eher paternalistische Vorgehensweisen ändern und durch wirkliche Teilhabe der Jugendlichen ersetzen sollten (Kemper 2005, 43).

Freizeit, Selbstdarstellung und die Entwicklung von Narrativen

Wenn Jugendprogramme die Bedürfnisse ansprechen sollen, deren Erfüllung Jugendliche sonst möglicherweise bei bewaffneten Gruppen suchen, sollten sie neben den drei genannten Schwerpunkten (Rechte, ökonomische Perspektiven und politische Partizipation) zwei weitere Komponenten umfassen: erstens Freizeit und Selbstdarstellung und zweitens die Entwicklung von Narrativen über die Vergangenheit und eine friedliche Zukunft (McEvoy-Levy 2010, 114). Freizeit- und Bildungsangebote bieten einen Raum „für alternative Artikulationsformen und binden Jugendliche in positive soziale Aktivitäten mit Gleichaltrigen ein“ (McEvoy-Levy 2010, 108). Junge kolumbianische Friedensaktivistinnen und -aktivisten antworteten auf die Frage, was die internationale Gemeinschaft zu ihrer Unterstützung tun könnte: „The most basic and the most needed is education and recreation“ (Sanford 2006, 76). Im Folgenden werden daher zwei weitere Ansätze zur potenziellen Stärkung von Jugendlichen als Friedensakteure in (Post-)Konfliktgesellschaften diskutiert: künstlerische und friedenspädagogische Ansätze.

Künstlerische Ansätze in der Jugendarbeit als Beitrag zur Friedensförderung

Die möglichen Beiträge künstlerischer Ansätze zur Friedensförderung erfahren zunehmende Aufmerksamkeit in Forschung und Praxis, so heißt es in einem Konferenzbericht von *Search for Common Ground* und der *Brandeis University* (White/Cohen 2012). Mehrere Aufsätze stellen anhand von Beispielprojekten die Beiträge heraus, die künstlerische Ansätze in der Jugendarbeit für den Frieden leisten könnten (Kanyako 2005; Lederach 2005; Pruitt 2008; 2011; Oldenburg 2007; 2010). Die Musikrichtung Hip Hop wird als Instrument zum *Empowerment* von marginalisierten Jugendliche in einigen Artikeln besonders hervorgehoben (vgl. Beaulac/Kristjansson/Calhoun 2011, Wetaba 2009, Pruitt 2008).

Die genannten Autorinnen und Autoren teilen die Überzeugung, dass Kunst- und Kulturarbeit so konzipiert werden kann, dass sie einen Beitrag zu Frieden, Konflikttransformation und sozialer Gerechtigkeit leistet. Die meisten belegen diese Annahmen jedoch nur mit illustrativen Beispielen oder mit Mikrostudien, die den Erfolg der Ansätze an sehr kleinen Stichproben messen, z.B. anhand von Einzelinterviews mit Teilnehmenden der Maßnahmen. Allgemeine Aussagen zum Erfolg von künstlerischen Ansätzen in der Friedensförderung lassen sich hieraus noch nicht ableiten.

Dialog, Identität, Raum Partizipation, Empowerment

Lesley Pruitt (2008, 2011) arbeitet anhand von Interviews mit Teilnehmenden und Verantwortlichen eines Jugendprojekts in Australien drei mögliche Beiträge von Musik- und Tanzprojekten für die Förderung eines positiven Friedens heraus: 1) Dialog: mit Musik und Tanz können Jugendliche sich in einen (politischen) Dialog einbringen, ihre Anliegen ausdrücken und sich Respekt verschaffen (Pruitt 2008, 17ff.). 2) Identität:

Durch die künstlerische Arbeit können Jugendliche sich selbst als Friedensakteure wahrnehmen und auch von der Gesellschaft als solche begriffen werden. 3) Raum: Musikprojekte schaffen einen gemeinsamen Raum (*safe space*), in dem Alternativen zur Gewalt entstehen können (Pruitt 2011, 207).

Kanyako (2005) formuliert am Beispiel eines Musikprojekts von und für Kindersoldatinnen und -soldaten in Westafrika folgende Funktionen: 1) Empowerment: Jugendliche klären ihre *Peers* mit kreativen Methoden über die Gefahren der Rekrutierung auf und bringen sich damit konstruktiv in der Gesellschaft ein; 2) Versöhnung: Musik und Kunst dienen zur Vertrauensbildung in den Gemeinden und mindern die Kluft zwischen Tätern und Opfern. 3) Politische Einflussnahme: Jugendorganisation äußern öffentlich ihre Ansichten zu sozialen Themen und können damit Einfluss auf die Jugendpolitik ihrer Regierung ausüben (Kanyako 2005, 298ff.).

Ethnologische Feldforschungen von Oldenburg (2007; 2010) in einem kolumbianischen Großstadtlum zeigen, dass Kunst- und Kulturarbeit junge Vertriebene darin unterstützen kann, eigene kulturelle Werte und Traditionen und damit ein Stück verlorene Identität wieder zu entdecken (Oldenburg 2010, 125f.). Kunst dient hier zudem der Auseinandersetzung mit traumatischen Erfahrungen. Die aktive Arbeit mit dem eigenen Körper stärkt die Persönlichkeit, wodurch sich Jugendliche – so zumindest die Annahme – den verbreiteten Zwangsrekrutierungen besser widersetzen können. Allerdings betont sie auch, dass die künstlerische Arbeit mit Menschenrechts- und politischer Bildung gekoppelt sein muss, damit Jugendliche sich als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft einbringen können (Oldenburg 2010, 127).

Die genannten Beispiele zeigen, dass die jeweiligen Funktionen künstlerische Ansätze in der Jugendarbeit in Konfliktregionen stark von dem jeweiligen Kontext und den Bedürfnissen der Jugendlichen abhängen. Die Ansätze verfolgen ganz unterschiedliche Ziele. Mal geht es vornehmlich darum, dass Jugendliche sich politisches Gehör verschaffen, mal soll die Kunst vor allem der Aufarbeitung traumatischer Erlebnisse dienen. Kunst kann White und Cohen (2012) zufolge Gemeinschaften in gewaltfreiem Widerstand unterstützen, Brücken zwischen verschiedenen Gruppen bauen, Gewalterfahrungen der Vergangenheit thematisieren und Visionen einer neuen Zukunft schaffen. Die wenigsten künstlerischen Initiativen in Konfliktregionen haben jedoch ausreichende finanzielle Unterstützung, damit sie langfristig wirken, ihre Arbeit entsprechend dokumentieren und sie im Austausch mit anderen weiterentwickeln können (White/Cohen 2012, 4f.).

Lenhart, Karimi und Schäfer (2011) untersuchen „Künste für den Frieden“ als eines von 25 Maßnahmenmustern im Rahmen von „friedensbauenden Bildungsmaßnahmen“. Die Studie sagt jedoch nichts darüber aus, wie erfolgreich künstlerische Ansätze bei der Veränderung von Konflikteinstellungen der Teilnehmenden im Vergleich zu anderen friedensbauenden Bildungsmaßnahmen sind. Es sind außerdem keine Verbleibsstudien bekannt, die belegen könnten, dass das Engagement von Jugendlichen in Musikprojekten ihr Gewaltverhalten mindert im Vergleich zu Gruppen, die nicht in die Maßnahmen eingebunden waren. Gänzlich offen bleibt die Frage nach den Veränderungen, die künstlerische Ansätze nicht nur bei den beteiligten Jugendlichen, sondern bei Dritten und gar auf gesamtgesellschaftlicher Ebene anstoßen können. Es bleibt also eine Herausforderung, die Wirkungen künstlerische Ansätze im Hinblick auf Friedensförderung zu untersuchen.

Potenziale friedenspädagogischer Ansätze mit und für Jugendliche(n) in (Post-)Konfliktregionen

Eine Voraussetzung dafür, dass Jugendliche als Friedensakteure handeln ist zunächst, dass sie sich selbst in ihrer Identität als solche begreifen. Insbesondere bei marginalisierten Jugendlichen ist es eine große Herausforderung, überhaupt ein Bewusstsein zu schaffen für die eigene Fähigkeit, Dinge zu verändern (Stichwort: Selbstwirksamkeit) (La Roche/Tawa 2011, 17). Echte Beteiligung von Jugendlichen in Friedensprozessen erfordert ein positives (Selbst-)Bild der Jugend (Kemper 2005, 39). Friedenspädagogik kann die positive Identitätsbildung von Jugendlichen durch Bildungs- und Lernprozesse unterstützen. Friedenspädagogische Maßnahmen zielen darauf ab, Friedenskompetenzen, Friedensfähigkeiten und Friedenshandeln von jungen Menschen zu stärken, so dass sie sich selbst als Friedensakteure wahrnehmen und auch kompetent als solche handeln können. Eine wichtige Funktion hat dabei die Aus-

einandersetzung mit Vorbildern, d.h. mit Menschen, die Wege aus der Gewalt gefunden haben und sich als Friedensakteure in unterschiedlicher Weise engagieren (vgl. Mendl 2006). Das biographische Lernen beziehungsweise das Lernen an Vorbildern ist ein wichtiger und erprobter Ansatz der Friedenspädagogik, auch und gerade mit Blick auf jugendliche Zielgruppen (Jäger/Ritzi/Romund 2010, 77). *Peer-Education* ist in diesem Zusammenhang zentral, da Jugendliche hier selbst zu Vorbildern werden können, die andere Jugendliche ausbilden, ihnen Orientierung bieten und Werte vermitteln. *Peergroups* sind „wichtig für die Entstehung von Identitäten und schließlich für die Haltung zu Krieg und Frieden“ (Mc-Evoy-Levy 2010, 113). Denn innerhalb von *Peergroups* werden auch Narrative über gesellschaftliche Konflikte konstruiert und weitergegeben. Hier kann friedenspädagogische Arbeit ansetzen und einen Raum schaffen zur Verständigung über unterschiedliche Narrative der Konfliktparteien, etwa durch die gemeinsame Erarbeitung von Lehrbüchern (vgl. Adwan/Bar-On 2006, 217 ff.).

Friedenspädagogik muss methodisch so angelegt sein, dass Jugendliche ihre Teilhabemöglichkeiten beim gemeinsamen Lernen erfahren können. Konsequenterweise muss auch die Beteiligung Jugendlicher an der Entwicklung friedenspädagogischer Programme ausgebaut werden. Ein Vorschlag lautet, Jugendliche in die Entwicklung von Curricula für Friedenserziehung einzubinden, damit diese wirklich an den Bedürfnissen der Jugendlichen ausgerichtet werden und nicht nur an dem, was pädagogische Fachleute für wichtig halten (Van Houten/Sandner 2011). Die Friedenspädagogik muss einen Pool an Herangehensweisen und Methoden anbieten, welche die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit im Rahmen von Bildungsprozessen ermöglichen und Räume schaffen, in denen Jugendliche ihre Vorstellungen über eine friedliche Zukunft entwickeln können (Adwan/Bar-On 2006; Schell-Faucon 2001; Jäger 2010, 29). Als erfolgversprechend gelten Maßnahmen, die eine Kombination der oben genannten Ansätze wählen und z.B. Friedenspädagogik, einkommensschaffende Maßnahmen, Freizeitangebote und politische Partizipation miteinander verknüpfen (Fischer 2006; Kemper 2005; McEvoy-Levy 2006a; Schell-Faucon 2001).

Die Forschung könnte die Diskurse über die Rollen von Jugendlichen in (Post-)Konfliktgesellschaften mit Erkenntnissen über jugendliche Friedensakteure bereichern und ein differenziertes Bild der Jugend jenseits von Täter-Opfer-Zuschreibungen generieren. Außerdem sollten die Beiträge jugendlicher Initiativen zu Frieden und Konflikttransformation genauer erforscht werden. Dazu gehört unter anderem, die Motive zu ergründen, warum und unter welchen Bedingungen Jugendliche sich als Friedensakteure engagieren. So könnten Unterstützungsprogramme von und für Jugendliche weiter entwickelt werden.

Literatur

- Adwan, Sami und Dan Bar-On 2006. Sharing History: Palestinian and Israeli Teachers and Pupils Learning Each Other's Narrative, in: Siobhán McEvoy-Levy (ed). *Troublemakers or Peacemakers? Youth and Post-Accord Peacebuilding*. Notre Dame, IN: University of Notre Dame Press, 217-234.
- Barrios, Luis 2010. Von der Bande zur sozialen Bewegung, in: Sabine Kurtenbach, Rüdiger Blumör und Sebastian Huhn (Hrsg.). *Jugendliche in gewaltsamen Lebenswelten: Wege aus den Kreisläufen der Gewalt*. Baden-Baden: Nomos, 179-190.
- Beaulac, Julie, Elizabeth Kristjansson, and Melissa Calhoun 2011. 'Bigger than hip-hop?' Impact of a community-based physical activity program on youth living in a disadvantaged neighborhood in Canada, in: *Journal of Youth Studies* 14(8): 961-974.
- Brett, Rachel und Irma Specht 2004. *Young Soldiers: Why they choose to fight*. Genf: International Labour Organization.
- Cairns, Ed et al. 2006. The Impact of the Peace Process in Northern Ireland on Children's and Adolescents' Ideas about War and Peace, in: Siobhán McEvoy-Levy (ed.). *Troublemakers or Peacemakers? Youth and Post-Accord Peacebuilding*. Notre Dame, IN: University of Notre Dame Press, 117-137.
- Carter, L. Randolph, and Michael Shieler 2005. Youth: Protagonists for Peace, in: Paul Van Tongeren et al. (eds.). *People Building Peace II: Successful Stories of Civil Society*. Boulder/London: Lynne Rienner, 147-174.

- Cincotta, Richard P., Robert Engelman, and Daniele Anastasion 2003. *The Security Demographic. Population and Civil Conflict after the Cold War*. Washington D.C.: Population Action International.
- Eurostat 2014. *Unemployment Statistics*. epp.eurostat.ec.europa.eu/statistics_explained/index.php/Unemployment_statistics, 11.03.2014.
- Del Felice, Celina und Andria Wisler 2007. *The Unexplored Power and Potential of Youth as Peace-builders*, in: *Journal of Peace Conflict and Development* (11): 1-29.
- Fischer, Martina 2006. *Jugendarbeit und Friedensförderung in Ostbosnien*. Berghof Report 13. Berlin: Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung.
- Galtung, Johan 2006. *Theoretical Challenges of Peace Building with and for Youth*, in: Siobhán McEvoy-Levy (ed.). *Troublemakers or Peacemakers? Youth and Post-Accord Peacebuilding*. Notre Dame, IN: University of Notre Dame Press, 259-280.
- Heinsohn, Gunnar 2003. *Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen*. Zürich: Orell Füssli Verlag.
- Huhn, Sebastian, Annika Oettler und Peter Peetz 2010. *Jugendbanden in Zentralamerika - Zur sozialen Konstruktion einer teuflischen Tätergruppe*, in: Peter Imbusch (Hrsg.). *Jugendliche als Täter und Opfer von Gewalt*. Wiesbaden: VS Verlag, 213-242.
- ILO. 2013. *Global Employment Trends for Youth: A generation at risk*. Genf: International Labour Organization.
- Imbusch, Peter 2010. *Jugendgewalt in Entwicklungsländern – Hintergründe und Erklärungsmuster*, in: Peter Imbusch (Hrsg.). *Jugendliche als Täter und Opfer von Gewalt*, . Wiesbaden: VS Verlag, 11-94.
- Jäger, Uli, Nadine Ritzki und Anne Romund 2010. *Peace Counts on Tour - Friedenspädagogik in Konfliktregionen*, in: *Die Friedenswarte* 85(3): 73-85.
- Kanyako, Vandy 2005. *Using Creative Arts to Deglamorize War: Peacelinks in Sierra Leone*, in: Paul Van Tongeren et al. (eds.). *People Building Peace II: Successful Stories of Civil Society*. Boulder/London: Lynne Rienner, 203-300.
- Kemper, Yvonne 2005. *Youth in War-to-Peace Transitions. Approaches of International Organizations*. Berghof Report 10. Berlin: Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung.
- Kröhnert, Steffen 2004. *Jugend und Kriegsgefahr: Welchen Einfluss haben demografische Veränderungen auf die Entstehung von Konflikten?* Berlin: Berlin Institut für Bevölkerung und Entwicklung.
- Kurtenbach, Sabine 2010. *Jugendliche und Gewalt: Dimensionen, Risikofaktoren und die Bedeutung zentraler Statuspassagen*, in: Sabine Kurtenbach, Rüdiger Blumör und Sebastian Huhn (Hrsg.). *Jugendliche in gewaltsamen Lebenswelten: Wege aus den Kreisläufen der Gewalt*. Baden-Baden: Nomos, 21-36.
- Kurtenbach, Sabine, Rüdiger Blumör und Sebastian Huhn (Hrsg.) 2010. *Jugendliche in gewaltsamen Lebenswelten: Wege aus den Kreisläufen der Gewalt*. Baden-Baden: Nomos.
- Kurtenbach, Sabine und Oliver Hensengerth 2010. *Politische und gesellschaftliche Brüche nach dem Krieg: Jugendgewalt in Kambodscha und Guatemala*. Osnabrück: Deutsche Stiftung Friedensforschung.
- Machel, Graça 1996. *Impact of Armed Conflict on Children*. New York: United Nations.
- La Roche, Martín, and John Tawa 2011. *Taking Back Our Streets: A Clinical Model for Empowering Urban Youths Through Participation in Peace Promotion*, in: *Peace and Conflict: Journal of Peace Psychology* 17(1): 37-41.
- Lederach, John Paul 2005. *The Arts and Peacebuilding: Using Imagination and Creativity*, in: Paul Van Tongeren et al. (eds.). *People Building Peace II: Successful Stories of Civil Society*. Boulder/London: Lynne Rienner, 283-292.
- Lenhart, Volker, Alamara Karimi und Tobias Schäfer 2011. *Feldevaluation friedensbauender Bildungsprojekte*. Osnabrück: Deutsche Stiftung Friedensforschung.
- McEvoy-Levy, Siobhán 2010. *Die Rolle von Peer Gruppen*, in: Sabine Kurtenbach, Rüdiger Blumör und Sebastian Huhn (Hrsg.). *Jugendliche in gewaltsamen Lebenswelten: Wege aus den Kreisläufen der Gewalt*. Baden-Baden: Nomos, 105-118.
- McEvoy-Levy, Siobhán 2006. *Caught between Child Rights and Security: Youth and Postwar Reconstruction*

- tion, in: Tristan A. Borer, John Darby, and Siobhán McEvoy-Levy (eds.). *Post-War Reconstruction: Challenges of Violence, Truth and Youth*. Notre Dame, IN: University of Notre Dame Press, 41-67.
- McEvoy-Levy, Siobhán 2006a. Introduction: Youth and the Post-Accord Environment, in: Tristan A. Borer, John Darby, and Siobhán McEvoy-Levy (eds.). *Post-War Reconstruction: Challenges of Violence, Truth and Youth*. Notre Dame, IN: University of Notre Dame Press, 1-26.
- Mendl, Hans 2006. Vorbilder, in: Werner Haussmann et al. (Hrsg.). *Handbuch Friedenserziehung. Interreligiös – interkulturell – interkonfessionell*. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus, 198-204.
- Oldenburg, Silke 2007. *Wir sind doch alle unsichtbar*. Osnabrück: terre des hommes.
- Oldenburg, Silke 2010. Zwischen Akzeptanz und Widerstand: Jugendliche Lebenswelten im kolumbianischen Bürgerkrieg, in: Peter Imbusch (Hrsg.). *Jugendliche als Täter und Opfer von Gewalt*. Wiesbaden: VS Verlag, 95-132.
- Pruitt, Lesley 2011. Music, Youth and Peacebuilding in Northern Ireland, in: *Global Change, Peace & Security* 23(2): 207-222.
- Pruitt, Lesley 2008. They Drop Beats, Not Bombs: Music and Dance in Youth Peace-Building, in: *Australian Journal of Peace Studies* (3): 14-32.
- Romund, Anne, Uli Jäger und Tilman Wörtz (Red.) 2011. *Peace Counts 2.0: Die Erfolge der Friedensmacher*. DVD. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik.
- Rau, Anna und Tina Silbernagel 2010. Gewaltprävention durch Jugendförderung, in: Sabine Kurtenbach, Rüdiger Blumör und Sebastian Huhn (Hrsg.). *Jugendliche in gewaltsamen Lebenswelten: Wege aus den Kreisläufen der Gewalt*. Baden-Baden: Nomos, p. 201-214.
- Sanford, Victoria 2006. The Moral Imagination of Survival: Displacement and Child Soldiers in Guatemala and Colombia, in: Siobhán McEvoy-Levy (ed.). *Troublemakers or Peacemakers? Youth and Post-Accord Peacebuilding*. Notre Dame, IN: University of Notre Dame Press, p. 49-80.
- Schell-Faucon, Stephanie 2001. Conflict Transformation through Educational and Youth Programmes, in: Alex Austin, Martina Fischer, and Norbert Ropers (eds.). *Transforming Ethnopolitical Conflict. The Berg-hof Handbook*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Schwartz, Stephanie 2010. *Youth and Post-Conflict Reconstruction*. Washington D.C.: USIP.
- Sommers, Marc 2006. *Youth and Conflict: A Brief Review of Available Literature*. Washington D.C.: USAID.
- UN 2006. *Study on Violence against Children*. New York: United Nations.
- UN-DESA 2011. *World Youth Report: Youth Employment*. New York: United Nations Department for Economic and Social Affairs.
- UNDP 2006. *Youth and Violent Conflict: Society and Development in Crisis?* New York: United Nations Development Programme.
- UNODC 2011. *Global Study on Homicide 2011*. Wien: United Nations Office on Drugs and Crime.
- Urdal, Henrik 2006. A Clash of Generations? Youth Bulges and Political Violence, in: *International Studies Quarterly* 50: 607-629.
- Van Houten, Marloes, and Vera Santner 2011. Youth as Actors in Peace and Human Rights Education, in: *InFactisPax - Journal of Peace Education and Social Justice* 5(3): 258-267.
- Villegas de Posada, Cristina 2009. Motives for the Enlistment and Demobilization of Illegal Armed Combatants in Colombia, in: *Peace and Conflict: Journal of Peace Psychology* 15(3): 263-280.
- WHO 2002. *World Report on Violence and Health*. Genf: World Health Organization.
- Wetaba, Aggrey Nganyi R. 2009. *Kenyan Hip-Hop as a Site of Negotiating Urban Youth Identities in Nairobi*. Göttingen: Sierke Verlag.
- White, Jonathan und Cynthia E. Cohen 2012. *Strengthening Work at the Nexus of Arts , Culture and Peacebuilding*. Washington D.C.: Search for Common Ground / Brandeis University.
- Wörtz, Tilman 2011. Wie schafft man Frieden? In: Hans-Joachim Gögl and Josef Kittinger (Hrsg.). *Tage der Utopie 2011: Entwürfe für eine gute Zukunft*. Götzis.



Rappen für den Frieden: „...glaube nicht, ich sei ein Junge ohne Schutz, zieh mich nicht in den Schmutz / Ich sag nein zum Krieg / Ich tu niemand nichts, gebrauche Worte statt Waffen / bin ein Rapper wie mein Brother, bin ein Mahn in der Kommune, der nur friedlich krähen will.“

MATEO WILL LEBEN

DER KONFLIKT: DROGENKRIEG IM ARMENVIERTEL
 DIE FRIEDENSMACHER: MATEO UND SEINE BAND ESKALONES
 IHRE LÖSUNG: RESPEKT UND JOBS DURCH HIP-HOP

KOLUMBIEN

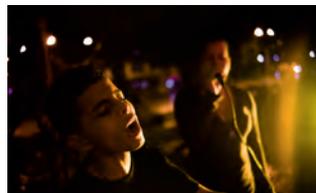
Mit Rap-Gesang, Tanz und Graffiti widersetzen sich Mateo und seine Band Eskalones dem Drogenkrieg in der berüchtigten Comuna 13, einem Armenviertel in Medellín, Kolumbiens zweitgrößter Stadt. Jährlich sterben dort fast 200 Menschen bei Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Gruppen der Drogenmafia. Auch Mateos Bruder wurde umgebracht. Dem Wahnsinn stellen sich die jungen Künstler mit ihrer Organisation Elite de Hip-Hop entgegen.

Sie organisieren Konzerte und haben gemeinsam bereits eine Hip-Hop-Schule gegründet. Dort bilden sie Kinder und Jugendliche der Comuna 13 aus und zeigen ihnen alternative Lebensentwürfe zu dem Modell „Sicarios“, den Killern der Drogenmafia. Das Ziel der jungen Musiker: die Comuna 13 durch Musik, Respekt und mehr Jobs transformieren.

Fotografin: Antonia Zennaro / Zeitspiegel



Jeder gegen Jeden: Die Comuna 13 gehört zu den gewaltträchtigsten Vierteln Kolumbiens. Ihre Bezirke werden von unterschiedlichen Drogenbanden kontrolliert. Bei Kämpfen um Häuser und Bezirke kommt es immer wieder zu Toten. Auch die Armee ist Teil des Konflikts.



Worte statt Waffen: Ein wichtiges Instrument im Kampf gegen die Drogenmafia sind die Songs. Mateo und seine Band Eskalones rappen gegen Gewalt und für ein friedliches Zusammenleben in der Comuna 13.



Stipendium: Im Jugendzentrum wird der Stundenplan der Hip-Hop-Schule besprochen. Er gliedert sich in Rap, Breakdance, Graffiti und die Kunst des Plattenauflegens. Die Stadt vergibt Stipendien für Hip-Hop-Lehrer.



Aufklärungsarbeit von Kriegsveteranen

Film-Reportage: Israel – Yehuda Shauls Entscheidung: Das Schweigen brechen!



Film als DVD

Die Reportage von Peter Wingert ist als Video-Film auf der DVD „Peace Counts 2.0. Die Erfolge der Friedensmacher. Neue Reportagen“ enthalten (Red.: Anne Romund, Uli Jäger, Tilman Wörtz 2011. Hrsg.: Berghof Foundation / Friedenspädagogik Tübingen). Bezug im Shop unter: <http://www.berghof-foundation.org/shop/>. Dort kann auch die Peace Counts Posterserie bestellt werden.

Essay: Aufklärungsarbeit von Kriegsveteranen

Von Anne Romund

Relevanz der Reportage für das Thema „Aufklärungsarbeit von Kriegsveteranen“

Der Israeli Yehuda Shaul ist ein Reiseführer der anderen Art. Er führt Reisegruppen aus Israel und aller Welt an einen Ort, von dem die meisten Israelis nichts wissen wollen: Hebron – die zweitgrößte Stadt der Palästinenser in der israelisch besetzten Westbank. Yehuda Saul war einer der Soldaten, die dort das Kriegsrecht durchsetzten. Zum Ende seines Wehrdienstes musste er sich eingestehen, dass auch er ein Täter war und nicht bloß Befehle befolgte. Aus dieser Selbsterkenntnis zog er eine radikale Konsequenz und organisierte eine Ausstellung über die Brutalität der israelischen Besatzung. Aus der Aktion ist eine Organisation geworden. *Breaking the Silence* hat bereits 750 Zeugnisse von ehemaligen Soldaten über ihre Dienstzeit in den besetzten Gebieten veröffentlicht. Aufklärung als erster Schritt zu wirklichem Frieden.

Der Film von Peter Wingert über die israelische Veteranenorganisation *Breaking the Silence* zeigt die Vielschichtigkeit dieser sehr spezifischen Art von Friedensarbeit. Der Film veranschaulicht auf individueller Ebene, wie Menschen mit ihrer persönlichen (Kriegs-)Schuld umgehen, mit Zivilcourage handeln und Verantwortung übernehmen. Auf gesellschaftlicher Ebene macht er deutlich, wie Veteranen mithilfe ihrer Kriegserfahrungen die Bevölkerung im eigenen Land über die Grausamkeit und Entmenschlichung im Krieg aufklären. Veteraninnen und Veteranen zeigen Zivilcourage, wenn sie die Verbrechen öffentlich machen,

Themen und Methoden: Anregungen für die Seminargestaltung

- *Zivilcourage und individuelle Verantwortung:* Der Film enthält ausführliche Interviewpassagen mit Yehuda Shaul. Sie lassen die Zuschauer eindrucksvoll am Prozess der Bewusstseinsbildung und des Bewusstseinswandels von Yehuda teilhaben. Durch die authentische Schilderung wird nachvollziehbar, welche Kriegsereignisse und -erfahrungen diesen Wandel befördert haben. In diesem Sinne stehen sie auch exemplarisch für den von Soldaten erlebten „Kriegsalltag“ und die Formen des Umgangs mit den möglicherweise daraus resultierenden Gewissensproblemen und Dilemmasituationen: Wegschauen, verdrängen, mittragen, widersprechen, aussteigen? Der Film bietet für die häufig auf hohem Abstraktionsniveau geführten Auseinandersetzungen um „gerechte Kriege“ und um militärische Interventionen eine Unterfütterung durch die Einbeziehung der individuellen Ebene.
- *Ansätze und Grenzen von Aufklärungsarbeit:* Im Film wird die Arbeitsweise der von Yehuda Shaul mitgegründeten Organisation *Breaking the Silence* deutlich. Es geht um öffentliche Bewusstseinsbildung durch provokative Aufklärung und um politische Einflussnahme durch zivilgesellschaftlichen Druck und demokratische Kontrolle. Die Darstellung bietet Anknüpfungspunkte für die auch in der Wissenschaft geführte Diskussion um die Einflussmöglichkeiten von Nichtregierungsorganisationen, die auf individueller, gesellschaftlicher und internationaler Ebene im Themenfeld „Frieden“ aktiv sind.
- *Potenziale von Ex-Kombattanten und Veteranenorganisationen in (Nach-)Kriegsgesellschaften:* Mit Hilfe des Filmes kann eine bislang in der Friedenswissenschaft kaum geführte Debatte über Veteranenorganisationen und Ex-Kombattanten angestoßen werden. Im Fokus steht nicht nur die Frage nach der Rolle der (Re-)Integration der betroffenen Personen in die Gesellschaft, sondern auch nach deren Glaubwürdigkeit und Ausstrahlung als friedenspolitische Akteure.
- *Konstruktiver Umgang mit Traumata und Schuld:* Schließlich kann anhand des Films auch auf die Frage nach einem konstruktiven Umgang mit Kriegstraumata und (Kriegs-)Schuld eingegangen werden.

die sie selbst und ihre Armee im Krieg verübt haben. Durch ihre Kritik an der Besetzung der palästinensischen Gebiete nehmen sie in Kauf, in ihrem eigenen Land gesellschaftlich isoliert und als Verräterinnen und Verräter gebrandmarkt zu werden. Sie verfolgen das Ziel eine fundierte Auseinandersetzung in der Bevölkerung über die Legitimität des Armeeeinsatzes einzuleiten. Durch öffentliche Aufklärung über die Geschehnisse im Krieg mithilfe von Augenzeugenberichten und Medienmaterial hoffen sie, die Einstellungen der Bevölkerung so zu verändern, dass diese schließlich mit demokratischen Mitteln Druck auf ihre eigene Regierung ausübt, eine andere, friedlichere Politik zu betreiben. (vgl. *Breaking the Silence* 2010). Die Aufklärungsarbeit von *Breaking the Silence* ist vielfältig und kreativ: Die Organisation dokumentiert Zeugenaussagen von ehemaligen Soldatinnen und Soldaten, zeigt eine Wanderausstellung mit privaten Fotografien und Dokumenten über die Lage in den besetzten Gebieten und organisiert dort Stadtführungen. Doch die Arbeit der Veteranengruppe dient nicht nur der Aufklärung der Bevölkerung. Sie ist auch für die ehemaligen Soldatinnen und Soldaten selbst eine Form der persönlichen Aufarbeitung ihrer Erfahrungen und Taten. Indem sie ihre Erlebnisse dokumentieren und sich darüber austauschen, werden Verarbeitungsprozesse in Gang gesetzt. Durch das Erzählen der eigenen Geschichte (*testimonies*) versuchen sie dem Erlebten und ihrem eigenen Handeln einen Sinn zu geben. Sie gestehen dabei auch ihre Schuld ein und übernehmen Verantwortung für die Taten, die sie im Krieg begangen haben.

Einordnung in die Friedenswissenschaft

Zivilcourage und individuelle Verantwortung

Für einen gerechten Frieden braucht es Menschen, die den Mut haben, sich öffentlich für den Schutz demokratischer Grundwerte einzusetzen und dabei auch selbst Nachteile in Kauf nehmen. Für ein derartiges soziales Handeln wurde der Begriff Zivilcourage geprägt. Zivilcourage bedeutet, dass „eine Person (seltener eine Gruppe) freiwillig eintritt für die legitimen, primär nicht-materiellen Interessen und die personale Integrität vor allem anderer Personen, aber auch des Handelnden selbst, und sich dabei an humanen und demokratischen Prinzipien orientiert.“ (Meyer 2004a, 22). Im Alltag wird Zivilcourage oft als das schnelle Eingreifen Dritter in unvorhergesehenen Situationen verstanden, z.B. bei Belästigung einer anderen Person im öffentlichen Raum. Doch mit Zivilcourage handeln kann auch bedeuten, dass man sich dauerhaft, auch gegen Widerstände z.B. in Institutionen und in der Gesellschaft für allgemeine Werte, für das Recht oder für die legitimen Interessen anderer einsetzt. Zivilcourage bedeutet aber auch, sich selbst gegen moralisch oder rechtlich unannehmbare Handlungsaufforderungen zu wehren (Meyer 2004a, 28; Gugel 2010). Am dringlichsten und gleichzeitig am schwierigsten ist es in Unrechtsregimen Zivilcourage zu zeigen, weil man dadurch oft das eigene Leben riskiert, wie es beispielsweise die Mitglieder der Widerstandsbewegung der Weißen Rose im Naziregime erfahren mussten (Ostermann 2004, 53f). Doch auch im Alltag sowie in Situationen innergesellschaftlicher, struktureller Gewalt braucht es Menschen, die bereit sind, ihre ethischen Prinzipien auch gegen eine Mehrheit öffentlich zu verteidigen. Avi Primor schreibt im Vorwort des Buchs „*Breaking the Silence*“, dass es nicht der militärische Kampf ist, sondern die Zivilcourage, die wahres Heldentum verlangt. „Gegen den Strom der Gesellschaft, des Umfelds, der Landsleute, der Familie und der Freunde Widerstand zu leisten, ist erheblich schwerer und erfordert viel mehr Ausdauer, als sein Leben in einem Militärangriff zu riskieren.“ (Primor, 2012, 18). Zivilcourage ist somit keine Technik oder Methode, sondern eine Tugend (Singer 2003, 65).

Eng verbunden mit Zivilcourage ist der Begriff der Verantwortung. Menschen, die Zivilcourage zeigen, übernehmen Verantwortung für das eigene Handeln oder Nicht-Handeln. Menschen mit Zivilcourage leisten einen Beitrag zur Friedensförderung, weil sie mit ihrem Handeln die Aufrechterhaltung von Grundwerten einfordern, die für ein friedliches Zusammenleben unerlässlich sind. Doch unter welchen Bedingungen übernehmen Menschen Verantwortung für ihr Handeln und setzen sich sogar für die Bedürfnisse und Interessen Dritter ein? Zwar gibt es einige qualitative Forschungsarbeiten, an empirischen groß angelegten Studien mangelt es jedoch (Meyer 2004, 16). Die Beweggründe für Zivilcourage sind nach Bier-

hoff (2004) identisch mit denen der spontanen Hilfeleistung, daher können sie aus bewährten sozialpsychologischen Theorien abgeleitet werden: Theorien, die davon ausgehen, dass Menschen altruistische Motive haben können, erklären zivilcouragiertes Handeln mit der Wirksamkeit internalisierter Normen oder Empathie. Theorien, die von einem egoistischen Menschenbild ausgehen, nennen hingegen das Eigeninteresse oder das Kosten-Nutzen-Kalkül als Erklärungsfaktoren für zivilcouragiertes Handeln.

Die Beantwortung der Frage, warum Menschen mit Zivilcourage handeln ist wichtig, damit zivilcouragiertes Verhalten von Menschen konkret und gezielt unterstützt werden kann. Nur beispielhaft sollen hier als mögliche Wege zur Förderung von Zivilcourage erstens die Bewusstmachung, dass Menschen als Individuen eine soziale Verantwortung tragen und zweitens das Trainieren von zivilcouragiertem Handeln für den Einsatz in akuten Notsituationen genannt werden. „Die Forschung zeigt, dass durch die Bewusstmachung der Norm der sozialen Verantwortung mehr verantwortliches Handeln zustande kommt. Daher ist es durchaus viel versprechend, soziale Verantwortung in der Gesellschaft zu verbreiten, so dass jeder einzelne Bürger sich eher angesprochen fühlt, wenn ein Opfer auf seine Zivilcourage zählt.“ (Bierhoff 2004, 67). Auch Singer verweist auf Möglichkeiten, den „aufrechten Gang“ zu üben und die Kunst des Widerspruchs zu erlernen (Singer 2003). Zivilcourage wird allerdings bei den meisten Autorinnen und Autoren als Eigenschaft oder Haltung einzelner Personen beschrieben. Die Arbeit von Gruppen oder Organisationen, die sich öffentlich für den Schutz der Rechte Dritter einsetzen und damit auch eigene Nachteile in Kauf nehmen, könnte eher als Form der kollektiven Zivilcourage angesehen werden. Zahlreiche NGOs weltweit leisten in verschiedenen Politikbereichen Aufklärungsarbeit, mahnen zur Einhaltung von Normen und prangern Norm- und Rechtsverletzungen öffentlich an.

Aufklärungsarbeit von NGOs

Aufklärungsarbeit, oft *advocacy* oder *awareness-raising* genannt, sind klassische Tätigkeiten lokaler oder transnationaler NGOs in verschiedenen Politikfeldern (vgl. Keck/Sikkink 1998; Fischer 2008; Paffenholz/Spurk 2011, 68ff). Mit ihrer Arbeit schaffen sie nicht nur Öffentlichkeit oder Aufmerksamkeit für ein Problem oder Thema, sondern wirken auch als „Anwälte“ für das Gemeinwohl oder für die Belange Dritter, z.B. für Frieden, Umweltschutz oder die Rechte von Minderheiten (Rittberger/Kruck/Romund 2010, 245ff). Diese Tätigkeiten unterscheiden sich, wenn auch nicht immer trennscharf, von der Arbeit von Lobbygruppen, bei denen vor allem die Vertretung von Eigeninteressen im Vordergrund steht. Es geht bei *advocacy* von NGOs darum, aus „eigenem Antrieb kritische Meinungen zu äußern und Missstände publik zu machen, um so öffentliche und andere private Akteure zur Wahrnehmung ihrer Verantwortung, z.B. auf dem Gebiet des Menschenrechts- oder Umweltschutzes zu bewegen“ (Rittberger/Kruck/Romund 2010, 245).

Es können mindestens vier Strategien unterschieden werden: a) Information der Öffentlichkeit, b) Mobilisierung öffentlichen Drucks, c) Ausübung von Druck auf Entscheidungsträger und d) Einflussnahme durch verständigungsorientierten Dialog mit Entscheidungsträgern (Rittberger/Schrader/Schwarze 1999, 115f). Da NGOs in der Regel nur über geringe materielle Ressourcen verfügen, müssen sie sich weitgehend auf den Einfluss von Informationen, Ideen und diskursiven Strategien zur Änderung des Informations- und Wertekontextes, in dem Staaten ihre Politikentscheidungen treffen, verlassen. Lokale NGOs, die Normverletzungen ihrer eigenen Regierungen anprangern, können erfolgreich Druck ausüben, wenn es ihnen gelingt sich mit transnationalen Netzwerken zu verbünden, die ihrerseits die eigenen Regierungen dazu bringen, Druck auf den menschenrechtsverletzenden Staat auszuüben (vgl. Risse 2004, 233ff, Keck/Sikkink 1998). Ein von Risse und anderen entwickeltes Modell zeigt auf, wie transnational operierende NGO-Netzwerke einen Wandel in der Menschenrechtspraxis eines Staates erwirken können, indem sie diese öffentlich anprangern und international nach Verbündeten (Regierungen, Internationalen Organisationen) für ihr Anliegen suchen (Risse/ Jetschke/Schmitz 2002, 34; Risse/Sikkink 1999, 20).

Auch in der Konflikttransformation und Friedensförderung lassen sich Beispiele für transnationale Kampagnen finden (Paffenholz/Spurk 2011; Fischer 2008), die es z.B. in den Themenfeldern Landminen oder Konfliktdiamanten vermocht haben, das Verhalten von Staaten und die Entwicklung internationaler Regelwerke zu beeinflussen. Die Verabschiedung des internationalen Ottawa-Übereinkommens zum Verbot von

Landminen beispielsweise wird maßgeblich auf das beharrliche Wirken einer internationalen Kampagne von Nichtregierungsorganisationen in Koalition mit Regierungen und internationalen Organisationen zurückgeführt (Rutherford 2000; vgl. Williams/Goose/Wareham 2008). Im Bereich Konfliktdiamanten haben Nichtregierungsorganisationen zusammen mit Regierungen und Unternehmen einen Zertifizierungsmechanismus entwickelt, der inzwischen weltweit angewendet wird (Rittberger/Kruck/Romund 2010, 398ff.; Böge et al. 2006). Es gibt also durchaus Beispiele, in denen die beharrliche Arbeit von Nichtregierungsorganisationen einen Norm- und Verhaltenswandel bei Staaten bewirken kann. Wichtige Voraussetzungen für den Erfolg von NGOs scheinen u.a. wie oben beschrieben deren transnationale Vernetzung sowie ihre Kooperationsbereitschaft mit anderen Akteuren (Regierungen, Internationalen Organisationen, Unternehmen) zu sein.

Konstruktive Potenziale von Exkombattanten in der Friedensförderung

Die konstruktive Rolle von Veteranengruppen oder Exkombattanten und Exkombattantinnen in einer (Nach-)Kriegsgesellschaft oder in Friedensprozessen wurde in der Friedensforschung bisher selten thematisiert (Dudouet/Giessmann/Planta 2012; Fischer 2007; Eichenberg 2011; Schroer-Hippel 2011; Wils 2004). Meist werden ehemalige Kämpferinnen und Kämpfer als Problemfälle oder mögliche *spoiler* in Friedensprozessen angesehen. Sie müssen entwaffnet, demobilisiert und in die Gesellschaft reintegriert werden, so der Tenor in vielen Programmen zu *Demobilisation, Disarmament and Reintegration (DDR)*. In diesen Debatten werden sie als Leistungsempfänger, seltener aber als eigenständig handelnde Akteure wahrgenommen. Ein Perspektivwechsel ist angebracht, der die konstruktiven Potenziale von Exkombattantinnen und -kombattanten in Transitionsprozessen vom Krieg zum Frieden wahrnimmt und kritisch einschätzt (Giessmann/Dudouet/Planta 2012, 4). (Ehemalige) bewaffnete Akteure in die Friedensstiftung einzubeziehen, ist auch das Titelthema des 2012 erstmals erschienenen Themenhefts des Weltfriedensdienstes „Wenn wir Frieden wollen, müssen wir auch mit bewaffneten Gruppen zusammenarbeiten“ (WFD 2012). Gerade innerhalb von Friedensgruppen ist die Scheu groß mit (ehemals) militärischen Akteuren zusammen zu arbeiten. Bei Veteranen mag diese Hürde jedoch ein wenig geringer sein, weil diese nicht mehr aktiv in den Krieg involviert sind. Eine von Miriam Schroer-Hippel untersuchte Dialoginitiative beispielsweise bringt gesellschaftlich polarisierte Gruppen in Kroatien zusammen: Friedensaktivistinnen und -aktivisten auf der einen Seite sowie Mitglieder von Veteranen- und Opferorganisationen auf der anderen Seite um die in den jeweiligen Gruppen herrschenden Stereotypen über „die Anderen“ aufzubrechen (Schroer-Hippel 2011, 101ff.)

Ehemalige Kämpferinnen und Kämpfer haben das Potenzial, eine breite gesellschaftliche Debatte über die Kriegsgeschehnisse und deren Aufarbeitung anzustoßen (Wils 2004, 4; Fischer 2007, Fischer 2007a). In Nachkriegsgesellschaften geschieht es leicht, dass beide Seiten sich in einer Opferrolle einrichten, ohne individuelle Verantwortung für die begangenen Taten zu übernehmen. Obwohl Veteraninnen und Veteranen eine zahlenmäßig große Gruppe sind, werden sie tendenziell politisch marginalisiert. Auch leiden viele unter persönlichen Verlusten und Traumatisierungen. Doch viele Veteraninnen und Veteranen eint das Bedürfnis, ihre Kriegserfahrungen mit einem breiteren Publikum zu teilen. Sie sind in ihren jeweiligen Gemeinschaften nicht selten angesehene Personen, die eine natürliche Legitimität besitzen über kriegsbezogene Themen zu sprechen (Wils 2004, 4; Fischer 2007, 411). So zitiert z.B. die World Veterans Federation, der Dachverband von 170 Veteranenorganisationen weltweit auf ihrer Homepage die Aussage des Friedensnobelpreisträgers Ralph Bunche „None can speak more eloquently for peace than those who have fought in war“ (WVF 2012, www.wvf-fmac.org). Mitglieder von Veteranenorganisationen können wichtige Multiplikatorinnen und Multiplikatoren für einen konstruktiven Dialog über Kriegserfahrungen sein, denn sie können sowohl die Öffentlichkeit als auch die eigenen Mitglieder glaubwürdig ansprechen. Allerdings können nationalistische Positionen oder Korpsgeist in Veteranenorganisationen unter Umständen auch Dialogprozesse behindern.

Diejenigen Veteraninnen und Veteranen, die zum Dialog bereit sind, haben das Potenzial einen Friedensbeitrag zu leisten, wenn diese Dialog entsprechend vorbereitet werden (Fischer 2007). Im ehema-

ligen Jugoslawien hat das Centre for Nonviolent Action (CNA) einen Ansatz entwickelt, bei dem ehemalige Soldatinnen und Soldaten aus verschiedenen Konfliktlagern zusammen kommen und öffentlich kritisch über ihre Kriegserfahrungen reflektieren (Wils 2004, Fischer 2007). Diese individuellen Geschichten helfen dabei, Gemeinsamkeiten zu finden und individuelle Verantwortung zu übernehmen. So wird einer kollektiven Schuldzuschreibung entgegengewirkt. Auch *Breaking the Silence* in Israel kann als Beispiel für konstruktive Friedensarbeit von Veteranengruppen gelten.

In der öffentlichen Wahrnehmung in Deutschland galten Veteranenverbände lange Zeit eher als rückwärtsgewandt und vor allem damit beschäftigt, die berechtigten Versorgungsansprüche für ihre Mitglieder durchzusetzen. Doch dies mag sich angesichts einer zunehmenden Anzahl von Kriegsveteraninnen und -veteranen aus Afghanistan und aus anderen Einsatzorten bald verändern (vgl. BDV 2014). Mit den Organisationen *Iraq Veterans Against the War (IVAW)* oder den *Veterans for Peace* gibt es in den USA bereits seit geraumer Zeit Verbände, die sich explizit dem Friedensziel verschrieben haben und ihre Aktivitäten entsprechend ausrichten. Die IVAW sehen sich dabei in der Tradition der *Vietnam Veterans Against War*, die in den 70er Jahren öffentlich über die Grausamkeiten im Krieg aufklärten und damit die Antikriegsbewegung in den USA entscheidend prägten (IVAW/Glantz 2008; vgl. Nicosia 2004; Shatan 1981). Insgesamt jedoch erscheint die Friedensarbeit von Veteranenorganisationen, zumindest die jüngeren Datums bisher als wenig erforschtes Phänomen.

Die Potenziale von Veteranenorganisationen, sich öffentlich für den Frieden einzusetzen, sind demnach bisher weder weit entwickelt, noch hinreichend erforscht, so dass letztlich kaum belastbare Aussagen zu ihren Erfolgchancen möglich sind. Inwiefern sie mit ihrer Arbeit Einstellungsveränderungen bei ihrer Bevölkerung bewirken können, die sich wiederum auf politische Entscheidungen auswirken, ist unklar. Dennoch wäre es lohnenswert, statt über die Demobilisierung auch über Wege zur Mobilisierung von Ex-Kombattantinnen und Ex-Kombattanten für konstruktive, gewaltfreie Beiträge zu einer gerechten und friedlichen Gesellschaft nachzudenken. Solche Tätigkeiten könnten zudem durchaus mit Strategien zum Umgang mit Schuld und Traumatisierung verknüpft werden.

Umgang mit Schuld / Traumabearbeitung

Öffentlich über die Erlebnisse im Krieg zu sprechen ist nicht nur ein Akt der Zivilcourage, sondern dient Veteraninnen und Veteranen durchaus auch zur psychologischen Verarbeitung der Erfahrungen im Krieg und der mitunter dadurch ausgelösten Traumata. Bei vielen von ihnen besteht ein Bedürfnis, die Erlebnisse mit anderen zu teilen. „Der Konflikt zwischen dem Wunsch, schreckliche Ereignisse zu verleugnen, und dem Wunsch, sie laut auszusprechen, ist die zentrale Dialektik des psychischen Traumas.“ (Herman 2010, 9). Charakteristisch für ein traumatisches Erlebnis ist die Erschütterung der menschlichen Grundüberzeugungen: der Glaube an eine im Prinzip gute Welt, das Vertrauen in die eigene Selbstwirksamkeit oder die eigenen moralischen Grundsätze (Kühner 2002, 29). Viele Kriegsveteraninnen und -veteranen haben in oder nach ihrem Einsatz mit Traumata zu kämpfen, denn sie erleben im Kriegseinsatz Dilemmasituationen, in denen sie sich zwischen ihrem eigenen moralischen Wertefundament und dem militärischen Befehl entscheiden müssen. Quälende Schuldgefühle und Traumatisierungen entstehen, wenn sie (Gewalt-)Handlungen mitansehen oder daran beteiligt sind, die im eklatanten Widerspruch zum eigenen ethischen Empfinden stehen (Zador 1995, 18f, zitiert in Kühner 2002, 88ff). Gerade bei Veteraninnen und Veteranen gibt es eine komplizierte Vermischung zwischen Opfer- und Täterrollen. Einerseits wurden sie von ihren Regierungen in einen grausamen Krieg geschickt und sind somit Opfer desselben, andererseits wurden sie auch persönlich zu Täterinnen und Tätern und fühlen sich daher schuldig. Robert Lifton hat in seiner Arbeit mit Selbsthilfegruppen amerikanischer Vietnamveteranen erkannt, dass er ihnen die Schuld nicht ausreden konnte, da sie sich schuldig gemacht hatten, sondern dass es darauf ankommt, ihre Schuldgefühle in Motivation für aktives Handeln umzuwandeln (*animating guilt*) (Lifton 1973).

Traumata können von Veteraninnen und Veteranen selbst konstruktiv bearbeitet werden, wenn die Bearbeitung sowohl auf psychosozialer als auch auf gesellschaftlicher Ebene stattfindet (Kühner 2002, 83). Trauma nur als psychische Krankheit eines Individuums aufzufassen, ignoriert die gesellschaftlichen

Zusammenhänge, die Traumata hervorrufen wie Krieg, Gewalt und Folter (Becker 2004, 14). Eine „Politik der Straflosigkeit – beispielsweise nach dem Ende von Diktaturen – steht definitiv einer nachhaltigen Verarbeitung traumatischer Erlebnisse entgegen. Deshalb ist es für den Erfolg von Unterstützungsprogrammen maßgeblich, direkte Unterstützung von Betroffenen mit politischer Menschenrechtsarbeit und gesellschaftlicher Aufklärungsarbeit zu verbinden.“ (Griese 2014). Psychosoziale und gesellschaftliche Interventionen müssen im Sinne des *empowerment* Möglichkeiten schaffen, die Macht über das eigene Leben und Handeln wieder zu gewinnen. In vielen Fällen erweist sich gesellschaftliches oder politisches Engagement als hilfreich dabei, wieder ein Gefühl für die eigenen Fähigkeiten zu entwickeln und Heilungsprozesse in Gang zu setzen. Opfer von Menschenrechtsverletzungen (Folter) beispielsweise engagieren sich häufig gegen Menschenrechtsverletzungen und gewinnen so Macht über die Folterer zurück. Öffentliche Zeugenaussagen können ein machtvoller politischer Akt sein (Kühner 2002, 35f.). Die Arbeit der Organisation *Vietnam Veterans Against War (VVAW)* aus den siebziger Jahren steht beispielhaft für die Verknüpfung von psychosozialer und gesellschaftlicher Traumabearbeitung. Sie war zugleich Antikriegsbewegung und Selbsthilfeorganisation, die dazu beitrug, dass die Frage nach Schuld und Verantwortung für den Krieg öffentlich verstärkt diskutiert wurde und die Veteranen den eigenen Schuldgefühlen nicht passiv ausgeliefert waren, sondern durch politische Aktionen wieder Kontrolle über das eigene Leben gewannen (Shatan 1981, 287). Aus dem individuellen Umgang wurde eine kollektive Auseinandersetzung mit Schuld und Verantwortung (Kühner 2002, 88ff). Veteranenorganisationen sollten aufgrund dieser vielschichtigen Potenziale für die individuelle und gesellschaftliche Friedensförderung stärker in den Fokus der Friedensforschung rücken.

Literatur

- BDV 2014. Bund Deutscher Veteranen e.V., bund-deutscher-veteranen.de/ueber-uns.html, 02.05.2014.
- Becker, David 2005. Auswirkungen organisierter Gewalt: Trauma(arbeit) zwischen individuellem und gesamtgesellschaftlichen Prozess, in: Medico International (Hrsg.): Im Innern der Globalisierung: Psychosoziale Arbeit in Gewaltkontexten, Frankfurt/M: medico international, 148–161.
- Bierhoff, Hans-Werner 2004. Handlungsmodelle für die Analyse von Zivilcourage, in: Gerd Meyer, Ulrich Dovermann, und Siegfried Frech (Hrsg.). Zivilcourage lernen: Analysen – Modelle – Arbeitshilfen. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., 60–69.
- Böge, Volker, Christopher Fitzpatrick, Willem Jaspers, and Wolf-Christian Paes 2006. Who's Minding the Store? The Business of Private, Public and Civil Actors in Zones of Conflict. BICC Brief 32. Bonn: BICC.
- Dudouet, Veronique, Hans J. Giessmann, and Katrin Planta 2012. From Combatants to Peacebuilders: A case for inclusive, participatory and holistic security transitions. Berlin: Berghof Foundation.
- Eichenberg, Julia 2011. Kämpfen für Frieden und Fürsorge: Polnische Veteranen des Ersten Weltkriegs und ihre internationalen Kontakte, 1918-1939. München: Oldenbourg.
- Fischer, Martina 2007. Confronting the Past and Involving War Veterans for Peace. Activities by the Center for Nonviolent Action, Belgrade / Sarajevo, in: Martina Fischer (ed.), Peacebuilding and Civil Society in Bosnia-Herzegovina – Ten Years after Dayton, Münster, Hamburg, London: Lit-Verlag, 387-416. www.berghof-conflictresearch.org/documents/publications/daytone_fischer_m_cna.pdf, 02.05.2014.
- Fischer, Martina 2007a. Interview: Finding a Balance: Dealing with the Past, Present and Future (with CNA Sarajevo), in: Martina Fischer (ed.), Peacebuilding and Civil Society in Bosnia-Herzegovina – Ten Years after Dayton, Münster, Hamburg, London: Lit-Verlag, 2. Aufl. 2007, 417-437. www.berghof-conflictresearch.org/documents/publications/daytone_interview_cna.pdf, 02.05.2014.
- Fischer, Martina 2008. Civil Society and Peacebuilding: Potentials and Limits, in: Volker Rittberger and Martina Fischer (eds.). Strategies for Peace: Contributions of International Organizations, States and Non-State Actors. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, 221–259.
- Griese, Karin 2014. Traumaarbeit – Konzepte, Strategien und Tätigkeitsfelder. Bundeszentrale für politische Bildung. www.bpb.de/internationales/weltweit/innerstaatliche-konflikte/54719/traumaarbeit, 03.02.2014.

- Gugel, Günther 2010. Zivilcourage lernen, in: ed. Günther Gugel. Handbuch Gewaltprävention II, Tübingen: Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., 505–535.
- Hermann, Judith 2010. Die Narben der Gewalt: traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden. 3. Auflage. Paderborn: Junfermann.
- IVAW, and Aaron Glantz 2008. Winter Soldier Iraq and Afghanistan: Eyewitness Accounts of the Occupations. Chicago: Haymarket Books.
- Keck, Margaret E., and Kathryn Sikkink 1998. *Activists Beyond Borders: Advocacy Networks in International Politics*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Kühner, Angela 2002. Kollektive Traumata. Annahmen, Argumente, Konzepte. Eine Bestandsaufnahme nach dem 11. September. Berghof Report No. 9. Berlin: Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung.
- Larson, Christina E. 1999. War Stories and Constructs: Toward Healing and Reconciliation, in: *Peace and Conflict: Journal of Peace Psychology* 5(2), 185–190.
- Lifton, Robert Jay 1973. *Home from the War: Vietnam Veterans: Neither Victims nor Executioners*. New York: Simon and Schuster.
- Meyer, Gerd 2004. Einleitung Teil I: Zum Stand der Forschung: Ergebnisse, Desiderata, Perspektiven, in: Gerd Meyer, Ulrich Dovermann und Siegfried Frech (Hrsg.). *Zivilcourage lernen: Analysen – Modelle – Arbeitshilfen*. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., 13–21.
- Meyer, Gerd 2004a. Was heißt mit Zivilcourage handeln? In: Gerd Meyer, Ulrich Dovermann und Siegfried Frech (Hrsg.). *Zivilcourage lernen: Analysen – Modelle – Arbeitshilfen*. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., 22–41.
- Nicosia, Gerald 2004. *Home to War: A History of the Vietnam Veterans Movement*. New York: Carroll & Graf.
- Ostermann, Änne 2004. Zivilcourage und Demokratie, in: Gerd Meyer, Ulrich Dovermann und Siegfried Frech (Hrsg.). *Zivilcourage lernen: Analysen – Modelle – Arbeitshilfen*. Tübingen: Institut für Friedenspädagogik Tübingen e.V., 52–59.
- Paffenholz, Thania und Christoph Spurk 2011: *A Comprehensive Analytical Framework*. In Paffenholz, Thania (ed.) *Civil Society and Peacebuilding: A Critical Assessment*. Boulder/London: Lynne Rienner, 65–104.
- Primor, Avi 2012. Zivilcourage, in: *Breaking the Silence* (Hrsg.). *Israelische Soldaten berichten von ihrem Einsatz in den besetzten Gebieten*. Berlin: Econ, 17–19.
- Risse, Thomas 2004. Menschenrechte als Grundlage der Weltvergemeinschaftung? Die Diskrepanz zwischen Normanerkennung und Normeinhaltung, in: Volker Rittberger (Hrsg.). *Weltpolitik heute: Grundlagen und Perspektiven*. Baden-Baden: Nomos, 223–244.
- Risse, Thomas, Anja Jetschke und Hans-Peter Schmitz 2002. *Die Macht der Menschenrechte: Internationale Normen, kommunikatives Handeln und politischer Wandel in den Ländern des Südens*. Baden-Baden: Nomos.
- Risse, Thomas, and Kathryn Sikkink 1999. The Socialization of International Human Rights Norms into Domestic Practices, in: Thomas Risse, Stephen C. Ropp, and Kathryn Sikkink (eds.). *The Power of Human Rights: International Norms and Domestic Change*, Cambridge: Cambridge University Press, 1–38.
- Rittberger, Volker, Andreas Kruck und Anne Romund. 2010. *Grundzüge der Weltpolitik. Theorie und Empirie des Weltregierens*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Rittberger, Volker, Christina Schrade, and Daniela Schwarzer 1999. Transnational Civil Society Actors and the Quest for Security, in: Muthia Alagappa and Takashi Inoguchi (eds.) *International Security Management and the United Nations*. Tokio, New York, Paris: United Nations University Press, 109–138.
- Schroer-Hippel, Miriam 2011. Kriegsveteranen in der Friedensarbeit - militarisierte Männlichkeit als Friedenspotenzial? In: Bettina Engels und Corinna Gayer (Hrsg.). *Geschlechterverhältnisse, Frieden und Konflikt. Feministische Denkanstöße für die Friedens- und Konfliktforschung*. Baden-Baden: Nomos, 95–112.

- Shatan, Chaim F. 1981. Die trauernde Seele des Soldaten. Die Selbsthilfebewegung der Vietnamveteranen, in: Reiner Steinweg (Hrsg.). Unsere Bundeswehr? Zum 25jährigen Bestehen einer umstrittenen Institution. Frankfurt/M: Suhrkamp, 271-299.
- Singer, Kurt 2003. Zivilcourage - Der Mut, aus der Reihe zu tanzen, in: Psychologie heute 7/2003.
- Weltfriedensdienst 2012. Wenn wir Frieden wollen, müssen wir auch mit bewaffneten Gruppen zusammenarbeiten, in: Kompass 1-2012.
- Williams, Jody, Stephen D. Goose, and Mary Wareham (eds.) 2008. Banning Landmines: Disarmament, Citizen Diplomacy, and Human Security. Boulder: Rowman & Littlefield.
- Wils, Oliver 2004. War Veterans and Peacebuilding in Former Yugoslavia: A pilot project of the Centre for Nonviolent Action (CNA). Berlin: Occasional Paper Nr. 24, Berghof Research Center for Constructive Conflict Management.
- WVF 2012. World Veterans Federation – Home, www.wvf-fmac.org, 08.01.2013
- Zador, Noka 1996. Thoughts on Redemption as a Secular Concept in the Treatment of Perpetrators, in: ed. Cornelia Berens (ed.). Coming Home from Trauma: The Next Generation, Muteness and the Search for a Voice, Hamburg: Hamburger Institut für Sozialforschung.

POSTER
ZUM FILM
FILM
„DAS SCHWEIGEN
BRECHEN“



Aufklärung: Früher war Yehuda Saul, 28, als Besetzungssoldat in der palästinensischen Stadt Hebron stationiert. „Damals war ich Teil des Problems – heute will ich dazu beitragen, dass das Unrecht der Besetzung der Westbank aufhört.“

DAS SCHWEIGEN BRECHEN

DER KONFLIKT: ISRAELISCHE BESETZUNG DER WESTBANK

DIE FRIEDENSMACHER: YEHUDA SAUL UND „BREAKING THE SILENCE“

IHRE LÖSUNG: AUFKLÄRUNG ÜBER BRUTALITÄT IM KRIEG

ISRAEL

Der Israeli Yehuda Saul ist ein Reiseführer der anderen Art. Er führt Reisegruppen aus Israel und aller Welt an einen Ort, von dem die meisten Israelis nichts wissen wollen: Hebron – die zweitgrößte Stadt der Palästinenser in der israelisch besetzten Westbank. Yehuda Saul war einer der Soldaten, die dort das Kriegsrecht durchsetzten. Zum Ende seines Wehrdienstes musste er sich eingestehen, dass auch er ein Täter war und nicht bloß Befehle befolgte. Aus dieser Selbsterkenntnis zog er eine

radikale Konsequenz und organisierte eine Ausstellung über die Brutalität der israelischen Besetzung. Aus der Aktion ist eine Organisation geworden. „Breaking the Silence“ hat bereits 750 Zeugnisse von ehemaligen Soldaten über ihre Dienstzeit in den besetzten Gebieten veröffentlicht. Aufklärung als erster Schritt zu wirklichem Frieden.

Film und Fotos: Peter Wingert



Der Konflikt: In Hebron demonstrieren die ultra-orthodoxen Siedler ihren Anspruch auf das ganze, heilige Israel. Nirgendwo waren die Auseinandersetzungen zwischen Siedlern und Palästinensern blutiger als hier. Bis die Armee 1994 die Stadt teilte und unter Kriegsrecht stellte.



Misstrauen: Während seiner Touren gerät Yehuda immer wieder in Auseinandersetzungen mit den jetzt dienstuenden Soldaten. Bei den Führungen wird ihm häufig der Zugang zu den Grabstätten von Abraham, Isaak und Jakob verweigert.



Kontinuität: Jede Woche demonstriert Yehuda in Jerusalem gegen die Ausweitung jüdischer Siedlungen im palästinensischen Ostteil der Stadt. Er unterstützt Rechtsanwälte dabei, Eigentumsrechte von Palästinensern zu schützen und sie vor Enteignung zugunsten der Siedler zu bewahren.





**Berghof Foundation
Operations GmbH**
Altensteinstrasse 48a
14195 Berlin
Germany
www.berghof-foundation.org
info@berghof-foundation.org

**Berghof Foundation
Peace Education & Global Learning**
Corrensstrasse 12
72076 Tübingen
Germany
www.berghof-foundation.org
info-tuebingen@berghof-foundation.org